

Dritter Beitrag zur Chronik der Familie Kähler.

Als Vorwort.

„Wo das Ringen mit der Gegenwart den Menschen nicht mehr allein faßt, sein Herz sich losgemacht hat von den Dornen und Disteln des gemeinen Lebens; da denkt er an die Vergangenheit, kummert sich um die Zukunft, sorget für das Loos seiner Kinder, forschet nach denen, die ihn auf die Welt gestellt, ihm ein Dasein verschafft. Ueber der Menschheit tiefsten Niederungen, wo der Mensch beginnt Vergangenheit und Zukunft in Bezug auf sich und die Seinen in das Auge zu fassen, entsteht die Familie.“

„Der Familie Schatzkästlein soll aber nicht sein das Verzeichniß der bloßen Namen der gestorbenen Familienglieder, soll nicht bloß enthalten die Sparspennige der haushälterischen Ahnen; sondern dieses Schatzkästlein soll enthalten Sitten und Erlebnisse der Väter zu Warnung und Weisheit der Kinder. An dieser Familiengeschichte sollen Kinder aufwachsen, wie am Spalier der edle Fruchtbaum. Der Väter Sinn und Art, welche sie über das Gestrüpp erhoben, wird auf die Kinder übergehen. Dieses wird vergessen. Namen oder Geld, am liebsten Namen und Geld, meint man, machen die Sache. Das sind aber beides todtte Dinge und erhalten sich nicht; ohne Seele sind sie ein Leib, der verfault, weil eben die Seele gewichen ist. Freilich schämt man sich zuweilen der Familiengeschichte, darf sie den Kindern nicht erzählen. Thorheit! Wie treu und schön erzählt nicht das Alte Testament den Kindern Israels das Thun der Väter Israels beides zum Vorbilde und zur Warnung!“

Geld und Geist oder die Versöhnung. Von Jeremias Gott-
helf. S. 367. ff.

A. Die Familie Carl Kähler.

Als das Haupt dieses Familienzweiges am 9. März 1813 starb¹⁾, hatte das älteste der vier verwaisten Kinder²⁾ noch nicht das zehnte Jahr vollendet, weshalb es nicht auffallen kann, daß jetzt von früherer Zeit keine andern Ueberlieferungen zu erlangen sind außer denen, welche der zweite Beitrag zur Chronik mittheilt.³⁾ Er war nach der Erinnerung des Erzählers, der ihn zuletzt im Sommer 1812 bei einem Besuch in Cottbus gesehen hat, im Gesichte seinem Vater auffallend ähnlich, sonst von hagerer Gestalt, und obwohl nicht viel über Mittelgröße überragte er doch alle seine jüngeren Brüder. Auch von seiner zurückgelassenen Familie kann verhältnißmäßig nicht viel berichtet werden.

Ihr Loos war zunächst ein herbes und blieb mehr oder minder so bis in die jüngste Zeit, welche nur einen Enkel des vor länger als einem halben Jahrhundert Dahingeshiedenen aufweist. Obwohl es auch in ihrem Leben nicht an einzelnen Lichtblicken der Gnade und Erbarmung Gottes fehlte, so hatte doch die verwitwete Mutter Jahrzehnte hindurch mit schwerer Sorge und Bekümmerniß zu ringen. Diese drückte unwillkürlich auf die armen Kinder, schmälerte ihnen die unbefangene Fröhlichkeit der Jugend, welche sonst auch in beschränkter Lage der Eltern ihren Lebensmorgen umleuchtet, und erzeugte in ihnen etwas Düsteres, das den Gliedern der andern Familienzweige nicht eigen ist.

Als ihr Ernährer von jener mörderischen Seuche weggerafft ward und die Seinen fast mittellos zurückließ, war im Vaterland eine so schlimme Zeit, dergleichen die folgenden Geschlechter bis heute nicht wieder kennen gelernt haben. Das mit Schulden belastete eigene Haus forderte Aufbringung der Zinsen, wenn es nicht weit unter seinem Werthe veräußert werden sollte, und vermehrte zudem die Sorgen der Wittve durch fortwährende Einquartierung anfangs der aus Rußland heimkehrenden Trümmer des Französischen Heeres, dann der in Sachsen Schlesien und Brandenburg kämpfenden Kriegsvölker, welche abwechselnd die

1) Zweiter Beitr. z. Chron. S. 164. 2) Fam.-Kal. S. 29. 3) S. 146, 154, 158, 159, 164 — 166.

Niederlausitz durchzogen, denn ihr Wohnort Spremberg lag an einer großen Heerstraße. Dazu kam schon im April die Erkrankung eines bald auch der übrigen Kinder, besonders schwer des ältesten Sohnes Carl, und bei der Pflege hatte die ohnehin schon angegriffene und gebeugte Mutter nicht einmal die Unterstützung einer Magd.

„Ach Wittwen bekümmert oft bittere Noth,
Als glückliche Menschen ermessen.“

Allerdings ward ihr auch Hülfe. Die theilnehmendste und unermülichste Fürsorge widmete die Großmutter bis an ihr Lebensende der Schwiegertochter und den Enkeln, wie aus den noch vorhandenen Briefen an ihren Sohn August und dessen Gattin ersichtlich ist. So schreibt sie am 25. März 1813: „Wie man sie eigentlich retten soll, ist mir noch nicht klar; das Haus wird sie unmöglich behaupten können. — Ich werde ihr nächstens schreiben, daß ich Emilie ¹⁾ zu mir nehmen will, aber erst nach mehreren Wochen. — Will sie die Emilie lieber bei sich behalten, so werde ich sie ihr nicht abnöthigen, indem ich mir selbst durch ihre Hernehmung keine Wohlthat erzeugte. Hätten sie ihre Eltern dazu angehalten mit der Krücke zu gehen, dies würde mir weit weniger peinlich sein als ihr Hüpfen auf einem Fuß.“ Am 3. Mai: „Man kann sie nicht in der Noth lassen, und ich will selbst gern Manches entbehren um ihre Lage zu erleichtern.“ Am 28. Mai nach Erwähnung von 50 Thln., die ihr der Großvater sofort gesendet hatte, und einer ihr außer den früher schon abgetretenen Zinsen auf Höhe von 100 Thln. jährlich ²⁾ zugesicherten Unterstützung, die durch seine vom Drucke der Zeit sehr geschmälerete Einnahme auf 5 Thlr. monatlich beschränkt war: „Mehr als zu sehr fühle ich, daß meinem Manne das immerwährende Geben lästig werden muß, da er außerdem noch die unangenehme Erwartung hat, daß alle Interessen stocken werden, es darum in dieser Hinsicht genug ist, aber doch viel zu wenig für des armen Weibes Bedürfnisse. Bei der vielen Cinquartierung geht vors Erste viel darauf, dann bleibt ihr auch unmöglich Zeit durch

1) A. I. seit früher Kindheit lahm. 2) Zweiter Beitr. 3. Chron. S. 178.

Handarbeit etwas zu verdienen. Aber ich muß es schon so sein lassen und erst sehen, wo es mit uns hinaus will, ehe ich eine fernere Vorstellung zu machen wage. — Ich will dann zusehen, daß ich ihr jeden Monat für mich 3 Thlr. gebe, so lange wenigstens, bis sie die gewisse Aussicht hat eine Pension zu erhalten. Dies werde ich ihr nicht sagen sondern handeln, so lange es geht, so wenig ich jetzt einsehe, wie ich dann meine Leibbedürfnisse bestreiten soll. Es fällt mir schwer an sie zu schreiben, indeß will ich es doch thun und ihr sagen, daß dies eine festgesetzte Gabe von meinem Manne sei, übrigens sie noch außerdem etwas von mir erhalten sollte, da ich doch die Emilie zu mir nehmen wollen.“ Auch außer dem Erwähnten läßt sie der Schwiegertochter fortgesetzt so Manches an Geld und Sachen zufließen, und noch in ihren leztwilligen Bestimmungen trägt sie Sorge um dieselbe. Eifrig warnt sie die Kinder in Cottbus vor Aeußerungen, durch welche der Großvater gegen die Wittve verstimmt werden könnte, und bittet, daß sie gelegentlich etwas zu ihrem Besten sprechen mögen. Am 21. Juli theilt sie mit: „Gestern erhielt ich wieder einen Brief von Spremberg, wo mir die Tochter anzeigt, daß ihr von Dresden aus eine Pension von 48 Thlrn. zugesagt worden sei.¹⁾ Ich hatte freilich wenigstens auf 60 Thlr. gerechnet, indeß freue ich mich auch darüber und dies um so mehr, da sie die gewisse Aussicht zu haben scheint auch von der Regierung in Lübben eine zu erhalten. Bekämen wir nur Frieden, so könnte sie das Haus behaupten und darf dann nächst unserer Unterstützung nicht Noth leiden. Wenn sie nun meinen Brief erhalten und hören wird, daß sie von meinem Bruder²⁾ auch ein Geschenk erhält, wird sie sich doch freuen.“ Eine fernere nicht unerhebliche Erleichterung brachte ihr die Versorgung des zweiten Sohnes Alexander in dem Hause ihres Schwager August zu Cottbus. Auch dahin richtet sich die unermüdete Liebe der Großmutter, wie ihr Brief an die Gattin des eben Genannten vom 12. October zeigt: „Seine (Alexanders) Strümpfe zu stricken will ich übernehmen. Es ist freilich eine sehr geringe Hülfe, die

1) Hiernach ist die Angabe im zweiten Beitr. 3. Chron. S. 166 zu berichtigen. 2) N F VII 4. Zweiter Beitr. 3. Chron. S. 136 f.

darin liegt, doch ist es etwas. Sie haben ohnehin genug zu sorgen, und seine Mutter und Schwester müssen sich theils ihrer Hände Arbeit nähren. — Andern sich die Zeitumstände, so daß sie die ihr von meinem mittelsten Bruder ¹⁾ angewiesenen 50 Gulden (33 $\frac{1}{3}$ Thlr.) erhält, so kann sie manches Bedürfniß berichtigen. Ihr monatlich aus meinem Beutel 3 Thlr. zu geben, wie ich es mir ohne ihr etwas davon zu sagen vorgenommen hatte, werde ich kaum halten können; indefs werde ich thun, was in meinen Kräften steht.“ Den Kindern fielen kleine Erbschaften zu von der Tante Lottchen Conradi ²⁾, von dem Großoheim Carl ³⁾, endlich von den Großeltern, welche allen drei Söhnen den Besuch der Universität ermöglichten und der Tochter nach dem Tode ihres ältesten Bruders ein obwohl beschränktes doch unabhängiges Leben sicherten. Für diese wurde im Jahre 1816 der Besuch des Bades zu Töplitz nöthig, und die Mutter ging mit ihr in den letzten Tagen des Juli dorthin, unterstützt durch einen Vorschuß des Großvaters von 50 Thln., den er ihr schwerlich je wieder abgefordert haben dürfte. Die Großmutter schreibt am 31. August: „Heute will die Schwiegertochter in Spremberg eintreffen. Daß der Herr Primarius ihre zurückgelassenen Kinder ⁴⁾ während ihrer Abwesenheit gespeiset hat, ist wahrlich viel Freundschaft.“

Im Frühling des Jahres 1818 brachte sie die Kündigung eines Capitals von 900 Thln., welches der frühere Besitzer ihres Hauses darauf stehen hatte, in große Bedrängniß, die sich nach vergeblichen Bemühungen so viel dargeliehen zu erhalten nur durch den bald darauf erfolgenden Verkauf lösen ließ. Als ihr Schwager August im Sommer des Jahres 1819 dem Rufe von Cottbus nach Königsberg in Preußen folgte, kehrte ihr Sohn Alexander aus dem Hause desselben, in welchem er sechs Jahre gelebt hatte, wieder zu ihr zurück. Dafür fand um dieselbe Zeit ihr Carl Aufnahme bei seinem Oheim Moritz ⁵⁾ und unentgeltlichen Unterricht in dem Pädagogium zu Züllichau, wo er bis zu seinem Abgang auf die Universität nach Königsberg 1825 blieb und sich

1) N F VII 4. Zweiter Beitr. 3. Chron. S. 136 f. 2) N F VII
3 A. 3) N F VII 2. Zweiter Beitr. 3. Chron. S. 131 ff. 4) Carl und
Otto. 5) D.

der besonders liebevollen Fürsorge seiner Großmutter zu erfreuen hatte.¹⁾ Alexander folgte ihm 1821 und Otto 1825 nach Züllichau. Zwei Jahre darauf verließ die Mutter mit der ihr noch geliebten Tochter Spremberg und zog auf das Land nach Groß-Közig bei Forsta. Alexander ging 1828 auf die Universität nach Breslau um Theologie zu studiren. Otto vertauschte 1829 das Pädagogium in Züllichau mit dem Gymnasium in Luckau, von wo er sich 1832 nach Greifswald wendete, um sich dem Berufe seines Vaters und Großvaters zu widmen. Die ferneren Schicksale der Familie entnehmen wir zumeist einem Briefe Carls an den Erzähler vom 12. Juni 1856; er schreibt:

„— In Königsberg gehörten zu meiner Zeit die Vorträge Deines Vaters zu den erquickendsten, die wir Studenten anhören konnten. Wald und Rhesa besaßen wohl gelehrte Kenntnisse, waren aber entsetzlich langweilige Docenten und völlig außer Stande das rechte Geistesfeuer in der theologischen Jugend anzuzünden. Bei Dinter habe ich nur einigemal hospitirt. Mich zog der Mann nicht an; er war mir viel zu geschwätzig und im Ganzen zu oberflächlich. Als Candidat habe ich Dinters katechetische Schriften sorgfältig studirt und aus denselben, was die Form betrifft, Vieles gelernt. Hahn ging im zweiten Jahre meines Universitätslebens nach Leipzig. Seine dogmatischen Vorlesungen schlossen uns den tieferen Sinn des Christenthums so wenig auf als das bekannte Lehrbuch von Reinhard, welches er uns noch besonders empfahl. Olshausen hat wohlthätig auf mein inneres Wesen eingewirkt und mich damals, wenn nicht klar erkennen doch ahnen lassen, worin die Herrlichkeit der Theologie besteht. Er war der einzige Lehrer der Albertina, welcher mich im letzten Jahre meiner Universitätsstudien ermahnte den ethischen Vorlesungen Deines seligen Vaters volle und ungetheilte Aufmerksamkeit zu schenken, wobei er zugleich an das Paulinische Wort erinnerte: πάντα δὲ δοκιμάζετε· τὸ καλὸν κατέχετε.²⁾ —“

„Im Juli 1828 verließ ich Königsberg. Auf der Heimreise hielt ich mich acht Tage in Breslau auf, wo mein Bruder

1) Zweiter Beitr. z. Chron. S. 197 f. 2) „Prüfet Alles und das Gute behaltet.“ 1. Theff. 5, 21.

Alexander studirte, und ich die Bekanntschaft von David Schulz machte, der nach genommener Einsicht meiner Zeugnisse ebenso wie vorher Olshausen und Dein Vater mir den Rath erteilte die akademische Laufbahn zu wählen. Als ich darauf meiner seligen Mutter in Groß-Kölzig hiervon Mittheilung machte, erklärte sie, daß der Plan ihr nicht gefalle, sie vielmehr schon längst sich herzlich auf die Zeit gefreut habe, da ich mit einem Predigtamte versorgt sein würde. Ich wollte meine Mutter nicht betrüben und nahm auf ihren Wunsch eine Hauslehrerstelle bei einer adligen Familie an, die nur eine halbe Stunde von Groß-Kölzig entfernt wohnte. In sonst angenehmen Verhältnissen blieb ich nur ein Jahr, weil ich keinen wissenschaftlichen Unterricht zu geben hatte und mir damals einbildete, daß ein Theologe, wenn er Elementarunterricht erteile, geistig verkommen müsse. Ich kehrte in das Haus meiner Mutter zurück um mich zum zweiten Examen vorzubereiten, wurde aber bald in Folge einer Erkältung so krank, daß ich Vielen ein Candidat des Todes zu sein schien und erst nach länger als zwei Jahren durch den Gebrauch der Muskauer Moorbäder vollkommen wieder hergestellt wurde. Während dieser traurigen Periode meines Lebens unterwarf ich mich bei dem Consistorium in Berlin der zweiten theologischen Prüfung, die ich ganz glücklich bestand. Der selige Brescius, welcher zu meinen Examinatoren gehörte, bot mir, als ich mich seinem Wohlwollen empfahl, eine Hauslehrerstelle bei einer gräflichen Familie in Dresden an und versprach auch für meine fernere Zukunft zu sorgen. Ich ging auf das Erste nicht ein errichtete vielmehr nach Verlauf einiger Monate in Groß-Kölzig ein kleines Institut für Söhne gebildeter Eltern um dieselben für das Gymnasium vorzubereiten. Im Herbste des Jahres 1832 wurde ich vom Fürsten Bückler als Hofprediger bald nachher auch als Rector nach Muskau berufen. Meine wirkliche Anstellung verzögerte sich bis in den Anfang des Jahres 1833, weil mein Vorgänger das ihm übertragene Amt nicht eher antreten konnte.“

„In Muskau bin ich sieben Jahre gewesen. Ich mußte an den Nachmittagen aller Sonn- und Festtage predigen, Sonn- und

festtäglich beim Hauptgottesdienste die Liturgie halten, alle vierzehn Tage mit dem Superintendenten den Communicanten das heilige Abendmahl reichen, zwei schwierige Kirchenrechnungen führen, den Superintendenten, so oft er Visitationsreisen machte, fast allein vertreten, außerdem aber die Deutsche Ortschaftschule leiten und in jeder Woche zweiunddreißig Stunden öffentlichen Unterricht ertheilen. Da hätte ich im Anfange schier verzagen mögen. Ich klagte mich der Selbstüberschätzung an, daß ich in ein solches Amt getreten war. Baldige Erlösung von diesem gewaltigen Drucke war mein sehnlicher Wunsch. Aber Gottes Gedanken sind oft genug nicht unsere Gedanken. Ich mußte aushalten; um so mehr, da die bisweilen mir angebotenen besseren Stellen meinen Wünschen auch nicht entsprachen. Wenn ich nun nach langer Zeit zurückblicke auf mein Leben und Wirken in Muskau, so weiß ich wirklich nicht, wie ich den Herrn genugsam loben und preisen soll. Er hat dort meinen natürlichen Willen gebrochen, mich manche selige Erfahrung machen lassen und insbesondere in Kirche und Schule mir viele Herzen zugewendet. Ich predigte dort in den ersten Jahren vorherrschend die Sittenlehre des Christenthums, wie ich denn als ein Mensch, der den christlichen Glauben mehr im Kopf als im Herzen hatte, auch nicht anders konnte. Allmählich kam ich durch besondere Fügungen des gnädigen Gottes durch tiefere Betrachtung des menschlichen Herzens und durch erweitertes Studium zu der Erkenntniß, daß der lebendige Christus, wie er jedem unter uns nahe ist mit seinem Geiste und seinen Gnadengaben, von mir gepredigt werden müsse. — Durch die ernste Betrachtung des Lebens würdiger und begabter Seelsorger können alle die, die in Herzenseinfalt dem Herrn der Herrlichkeit dienen und im Glauben um das Kommen seines Reiches bitten, einen unaussprechlichen Segen gewinnen. Aus Joh. Friedr. Oberlins Leben habe ich weit mehr gelernt als aus mancher Pastoraltheologie. — Damals habe ich viel von Schleiermacher gelernt. ¹⁾ Seine

1) Und wie viel ältere und jüngere Zeitgenossen mit ihm! So schreibt Claus Harns in der Zueignung seiner fünfzehn Predigten über die Augsburgerische Confession an August Neander: „Schleiermacher dank ich es in seinem Grabe, da er grünet, daß er mich von meinem früheren Unglauben frei gemacht hat, soviel nämlich Menschen in solchen Dingen thun —.“

Schriften waren nächst der Bibel und Luthers Werken die herrlichste Lectüre, welche ich auf der Welt kannte. Noch heute halte ich Schleiermacher für den größten Theologen seit Luthers Zeit, obgleich ich seine Irrthümer im Entferntesten nicht leugne.“

„Im Sommer des Jahres 1839 zog meine spätere Schwiegermutter, die Rittergutsbesitzerin von Schmettau, mit ihren drei Töchtern nach Muskau. Ich machte bald die Bekanntschaft der Mädchen und fand Gelegenheit den christlich frommen Sinn das anspruchlose Wesen und reiche Gemüthsleben der zweiten mit Namen Luise kennen zu lernen. Wir verlobten uns mit einander, und viele Leute verwunderten sich, daß der Mann, welcher bisher einzig und allein seinem Amt und seinen Studien gelebt hatte, urplötzlich ein glücklicher Bräutigam sei. Wonach ich manchmal in stillen Stunden mich gesehnt hatte, das war auf einmal Leben und Wirklichkeit geworden: ich besaß ein weibliches Herz, in welchem, wie ich zuversichtlich hoffen durfte, mir ein schönes Leben aufgehen würde. Und diese Hoffnung hat mich nicht getäuscht. Wir halten beide dafür, daß unsere Ehe im Himmel geschlossen ist. Ich aber beuge in Demuth meine Kniee unter den, der mich in meiner Luise unendlich weit über mein Verdienst gesegnet hat. Das Leben meiner Frau geht in Lieben, Beten und Arbeiten auf. Für das hiesige Dorf ist sie ein wahrer Segen. Sie geht in die Hütten der Armen und Elenden um leiblich und geistlich zu helfen, so weit sie es nur immer vermag; sie ermahnt die Weiber ihren Männern unterthan zu sein als dem Herrn und weiß den aufblühenden Jungfrauen den Werth eines keuschen und züchtigen Lebens eben so ernst als lieblich darzustellen. Ihre Hoffnung Mutter zu werden ist leider! vereitelt worden. Das hat uns beide manchmal geschmerzt. Jetzt sind wir vollkommen darüber beruhigt und denken: es ist Gottes Wille. Vor länger als einem Jahre haben wir die kleine Tochter der jüngsten vor zwei Jahren verstorbenen Schwester meiner Frau zu uns genommen. Wir wollen sie förmlich adoptiren, wozu der Vater bereits seine Einwilligung gegeben hat. Das Kind ist jetzt sechs Jahr alt, hat eine ungemeine Anhänglichkeit an uns und gedeiht unter unserer sorgsamten Pflege leiblich und geistig. So haben wir auch Elternfreude.“

„In Radach lebe ich nun länger als sechszehn Jahre. Es gefällt mir an diesem ziemlich angenehm an einer Chaussee liegenden Orte. Ich habe eine im Ganzen gute Gemeinde; meine Amtsarbeiten erdrücken mich nicht, und ich finde erwünschte Zeit zum Privatstudium. Auch brauche ich über äußere Noth nicht zu klagen, um so weniger, da wir einfach leben, und meine Frau, ob schon sie mir etwas Vermögen zugebracht hat, nicht liebt in Sammet und Seide zu gehen. — Die Landwirthschaft macht mir viel Sorge, was sich in der jetzigen Zeit freilich belohnt. Glücklicher Weise ist meine Frau nicht bloß eine Maria, sondern auch eine Martha. Ich habe zwei Kirchen, eine hier und eine in Kirschbaum. Predigen muß ich alle Sonn- und Festtage in jeder Kirche einmal. Im Sommerhalbjahre halte ich sonntäglich eine Katechisation mit den Confirmanden und den in den letzten drei Jahren Confirmirten. Confirmandenunterricht ertheile ich nur in den sechs Monaten vom 1. October bis 31. März. Bibelstunden halte ich während des Winters wöchentlich eine im hiesigen Schulzimmer. Dieselben sind der Gemeinde lieb und theuer geworden und werden deshalb zahlreich besucht. Besonders freut es mich, daß auch die Armen und Elenden nicht fehlen, da ich zunächst für sie das Brod des Lebens erbitte. Bei meiner Schulaufsicht eben so bei den Lehrerconferenzen der Diöcese, die ich eine Reihe von Jahren hindurch bis vor Kurzem geleitet habe, ist mir immer sehr zustatten gekommen, daß ich selbst als Lehrer im Staube der Schule geseßen habe.“

„Meine liebe Mutter ist am 3. Februar d. J. im beinahe vollendeten sechsundsiebzigsten Jahre sanft und selig entschlafen. Vor drei Jahren fing sie an abzumagern, so daß sie zuletzt einem Gerippe gleich oder vielmehr ein Jammerbild war. Sie hat seit meiner Anstellung bis zu ihrem Tode bei mir gewohnt. Der Augenblick, da ich sie sterben sah, war tief erschütternd für mich und wird mir heilig bleiben in meinem ganzen Leben. Ich segne ihr Andenken in kindlich dankbarem Herzen, und wenn gleich meine Augen feucht von Thränen werden, indem ich diese Zeilen niedererschreibe, so freue ich mich doch der Erlösung meiner Herzensmutter und bitte den Herrn, daß er einst in der seligen

Ewigkeit mich mit ihr und mit meinem lieben Vater, den ich so früh verloren habe, aus Gnaden um Christi willen wieder vereinigen möge.“

„Meine lahme Schwester Emilie wohnt ebenfalls bei mir, seit ich im Amte bin, und wird in meinem Hause bleiben, bis der Tod uns scheidet. Sie bewohnt ihr eigenes Stübchen mit einer Kammer, speiset aber natürlich mit uns gemeinschaftlich. Sie freut sich mit uns des lieben kleinen Wesens, durch welches unser Familienkreis vergrößert worden ist, und lehrt dasselbe stricken. Es ist mein und meiner guten Frau eifriges Bestreben Emilien unsere Mutter zu ersetzen, so weit das möglich ist.“

„Mein Bruder Alexander fungirt seit einer Reihe von Jahren als Lehrer an einer Privatschule in Berlin. Die Theologie hat er aufgegeben.“

„Mein Bruder Otto wurde im Anfange des Jahres 1834, als er in Greifswald die Arzneiwissenschaft studirte, wegen seiner Theilnahme an einer verbotenen Verbindung in Haft genommen und im Herbst desselben Jahres, nachdem in Berlin über ihn entschieden war, auf die Festung nach Kolberg abgeführt. Bei dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelms IV. erhielt er die Freiheit wieder. Das waren nicht blos für meinen Bruder, sondern für uns alle sechs traurige oder vielmehr schreckliche Jahre! Was meine selige Mutter damals gelitten und wie sie gerungen hat mit Gott, würde ich vergeblich zu schildern suchen. Die ersten vier Jahre der Gefangenschaft meines Bruders, da uns keine auch nicht die leiseste Hoffnung gemacht wurde, waren bisher meines Lebens allertrübste Zeit. Gott hat gnädig hindurch geholfen und wieder bessere Tage über mich heraufgeführt. Meine liebe Mutter aber ruhet nun von dem Kampf und der Mühe dieses Lebens und wird da oben das Licht erkennen, das sie hier unten dunkel sah, das wunderbar und heilig nennen, was unerforschlich hier geschah. Otto bezog nach wieder erlangter Freiheit noch auf zwei Jahre die Universität in Berlin, hat dort promovirt und praktizirt jetzt als Wundarzt erster Classe zu Saratoga mitten im Wartebuche. Da dieser Ort nur anderthalb Meilen von hier entfernt ist, so sehen wir uns öfter. Im Jahr 1846

ist Otto von mir getraut worden. Er hat nur einen Sohn am Leben, den leider einzigen Stammhalter dieses Zweiges der Familie Kähler.“

Noch nicht acht Jahre nach Abfassung dieses anziehenden Briefes starb Carl am 25. März 1864 im 59. Lebensjahre. Seine Wittve verließ darauf Kadach und zog nach Künig im Oderbruche. Seine Schwester Emilie blieb als Hütherin von zwei theuren Gräbern am Orte, wo sie noch für sich allein wohnt. Sein Bruder Alexander sprach sich im Jahr 1868 mit Wehmuth doch zufrieden über sein Schicksal aus. Ihn erheitert die Beschäftigung mit den Kindern, ihre unverkennbare Zuneigung zu ihm, ihre Gutmüthigkeit und ihr Berliner Wig. Er freut sich, daß ihm der Segen seines Wirkens bemerkbar wird in der Bildung und Tüchtigkeit vieler von seinen früheren Schülern so wie bei gelegentlichem Zusammentreffen in ihrer ihm bewiesenen dankbaren Anerkennung. Verheirathet ist er nie gewesen. Nach seiner Versicherung gehörte sein Bruder Otto nicht zu jenen bethörten und für ihre Thorheit schrecklich bestrafteu Jünglingen auf Deutschlands Universitäten in der letzten Regierungszeit Friedrich Wilhelms III., die unter sich geheime Verbindungen geschlossen hatten und über Plänen zu gewaltsamer Aufrichtung eines einigen Deutschen Reiches brüteten. Ihm sei nichts weiter nachgewiesen, als daß er einige ihm aufgedrungene Papiere einer geheimen Verbindung, deren Inhalt ihm nicht einmal bekannt gewesen, bei sich aufbewahrt hätte. Einer von seinen ebenfalls betheiligten Vettern, die damals mit ihm in Greifswald studirten ¹⁾, erzählt ausführlicher davon. Nach ihm gab es in der Burschenschaft eine engere und eine weitere Verbindung, deren Mitglieder sämtlich wegen Hochverrath verurtheilt wurden, jene zu dreißig, diese zu sechs Jahren Festungshaft. Die letzte milderte der König auf sechs Wochen, und sie hat der Berichterstatter mit einem seiner Brüder ²⁾ zu verschiedener Zeit in dem Berliner Hausvoigteigefängnisse abgehüßt. Otto erlag, wie einstmal sein Vater ³⁾, in seinem Beruf am 28. April 1868 dem sogenannten Hunger-

1) C. II. III. und IV. 2) C. II. IV. 3) Zweiter Beitr. 3. Chron. S. 164.

typhus, welcher an seinem letzten Wohnorte Lippe und in dessen Umgebung ausgebrochen war. Ungeachtet er für seine fortwährenden Anstrengungen als Arzt nur kärglich belohnt worden, ließ er ein eigenes vortrefflich eingerichtetes Häuschen ein kleines Capital und einige andere nicht werthlose Gegenstände zurück. Leider hatte er jedoch versäumt seine Gattin in eine Wittwen-casse einzukaufen; denn er, der kräftige Mann, dachte nicht daran, daß er früher sterben könnte als seine kränkliche Frau. Obwohl ihr nun Seitens der Regierung eine Unterstützung bewilligt worden, blickt sie doch der Zukunft mit banger Sorge entgegen, da ihr am 9. October 1851 geborner Sohn Otto noch für mehrere Jahre der Beihülfe bedarf. Er besuchte früher mit gutem Erfolge das Gymnasium zu Landsberg a. W. verließ dasselbe aber noch vor dem Tode seines Vaters und ging auf das Forsthaus Linritz bei Sonnenburg um die Försterei zu erlernen. Da sich jedoch später herausstellte, daß er für den Dienst im Jägerbataillon zu schwach sei, hat er neuerdings diese Laufbahn aufgegeben und die eines Postbeamten gewählt. Möge der Familienzweig in diesem Sprößlinge neu kräftig und edel, unserer Stammeltern würdig erblühen.

B. Die Familie August Kähler.

In dem vorangegangenen Beitrage zur Chronik¹⁾ ist von dem zweiten Sohn unserer Stammeltern August und von den Seinen verhältnißmäßig mehr aufgezeichnet als von den übrigen Brüdern. Das findet seinen Grund aber nicht in der Vorliebe des Erzählers, so verzeihlich diese wäre, sondern in den Quellen, welche ihm zu Gebote standen. Außerdem ist schon eine Druckschrift vorhanden unter dem Titel: „Dr. Ludwig August Kähler, Consistorialrath u. Mittheilungen über sein Leben und seine Schriften von seinem ältesten Sohne u. Königsberg 1856 bei Wilhelm Koch.“ Das dort Gegebene soll hier nicht einfach wiederholt werden, denn der Zweck ist ein anderer. Indessen wird sich auch nicht ganz vermeiden lassen auf den folgenden Seiten Manches aus jener Schrift aufzunehmen, Anderes, was dort nur berührt ist, ausführlicher darzustellen. Da nach seinem und seiner Gattin Tod auf ihren ausdrücklichen Wunsch ihre meisten Briefe vernichtet sind, so dient als Quelle der Erzählung vorzugsweise die Erinnerung des ältesten Sohnes an Erlebtes und Gehörtes, mehrfach ergänzt und berichtigt durch seine noch lebenden Geschwister Bernhard, Ranny und Agnes.²⁾ Bei dem ernstlichen Streben nach unbefangener Auffassung wird gleichwohl eine persönliche Theilnahme unvermeidlich sein und hoffentlich Entschuldigung finden. Oft ist der Vater von uns gebeten worden, er möge über sein vergangenes Leben doch etwas aufzeichnen. Aber zu einzelnen Bruchstücken konnte er sich niemals entschließen, und für ein planmäßig ausgeführtes abgerundetes Werk, welches ihm vor-schwebte und anziehend genug ausgefallen sein würde, fehlte während seiner Amtsthätigkeit in Königsberg die Zeit, nach eingetretener Muße in Wogenab die Kraft, und so unterblieb Beides. Hätte er uns mindestens aus seiner Kindheit und Jugend mehr erzählt! Denn an eigenthümlichen und merkwürdigen Zügen, welche auf seine spätere Entwicklung Licht werfen könnten, wird es bei der sprudelnden Lebendigkeit seines ungewöhnlich reich begabten Geistes und Gemüthes unter der strengen Zucht seines

1) Zweiter Beitr. 3. Chron. S. 147—199. 2) B. V. VI. und VII. Wo andere Quellen benutzt wurden, sind sie angeführt.

ehrenvesten Vaters sicher nicht gefehlt haben. Das Wenige, was davon aufbehalten und nicht bereits erzählt ist ¹⁾, soll hier folgen.

Wir kennen das Haus ²⁾, in welchem er am 6. März 1775 geboren ist seine ersten Lebenseindrücke empfing seine Kinderspiele mit den Brüdern trieb und von trefflichen Eltern sorgfältig überwacht und zu christlicher Frömmigkeit erzogen wurde. Er selbst erzählt ³⁾, daß er von ihnen zum Gebet und zum Lesen der heiligen Schrift angehalten worden. In einem Brief an seinen Bruder Adolf ⁴⁾ vom 7. Mai 1835 findet sich ein merkwürdiger Rückblick darauf, welcher uns neben dem kindlichen Widerstreben in der Jugend den segensreichen Einfluß der Hausandacht auf sein Gemüth im späteren Mannesalter aufdeckt; da schreibt er: „Meine eigene Heftigkeit kennst Du wohl. Sie wird mich nicht verlassen, und ich werde sie immer bekämpfen müssen; und gerade jetzt habe ich auf das Deutlichste empfunden, wie Kummer lähmt, Freude stählt. Aber doch bin ich jetzt gefaßt; ich glaube es zu sein; ich will es im Namen Gottes sein, was immer komme. Nicht was ich mir ersehe, Dein Wille, der geschehe! Ach gedenke, mein Bruder, wie wir nach Kinder Weise ohne sonderliche Theilnahme wohl gar unwillig Zeugen gewesen sind der antiken doch nicht altfränkischen Frömmigkeit unsers Vaters, womit er auch diese Worte zum Abendabschied sang, und laß sie jetzt, wo sich der Tag für uns zu neigen anfängt und das Schicksal, dem Jugendgefühl trotzt, uns in Allem, was wir bauten und pflegten, je mehr und eifriger um so leichter und schmerzlicher seine Gewalt fühlen zu lassen vermag — laß uns jetzt den Sinn, den damals wenig verstandenen, des alten Vaters in diesen Worten theilen.“ Die Unregelmäßigkeit seines Unterrichts in Folge der bei einem viel beschäftigten Arzte häufig vorkommenden Abhaltungen wurde durch den Ernst des strengen Vaters die liebevolle Nachhülfe der kenntnißreichen Mutter und seine eigene außerordentliche Befähigung aufgewogen, so daß er schon früh gute Fortschritte machte, wovon Folgendes überliefert ist. Einst fragte ihn ein Herr, welcher seinen Vater besuchte, was er lese,

1) Zweiter Beitr. 3. Chron. S. 154, 158 ff. 2) N. a. D. S. 147 ff.

3) N. a. D. S. 152. 4) C.

und war nicht wenig erstaunt über die Antwort: „Den Curtius Rufus.“ Da er elf Jahr alt schon auf die Fürstenschule nach Meissen kam, so muß er damals noch jünger gewesen sein. Den Abgang dahin und den Aufenthalt daselbst, besonders in der ersten Zeit, konnte er nicht traurig genug schildern. An Selbst-erlebtes scheint er gedacht zu haben, als er später schrieb: „— eine jener Anstalten, wo klösterlicher Pedantismus alle Fehler der Jugend nährt und stärkt — wie Ungeziefer in eingeschlossener Wärme sich erzeugt — und alljährlich einen Haufen Jünglinge mit zuchtlosen Sitten verderbten Herzen und, wenn es hoch kommt, gefüllten Köpfen in die gefährliche Schule der Welt und der Freiheit schießt.“¹⁾ Ungemein bezeichnend für seine Eigenthümlichkeit und deshalb der Aufbeahrung werth ist das Zeugniß, welches er bei seiner unerwünschten Entlassung von dort erhielt; es lautet: „Fand sich nach unserer Erinnerung unter den uns zur Erziehung Uebergebenen Einer, der gleichmäßig von Natur und Geschick so begünstigt war, daß man einen ausgezeichneten Erfolg seiner Arbeit erwarten konnte, wenn er sich selbst nicht versäumte, so war es sicher Ludwig August Kähler aus Sommerfeld, der uns am 24. April 1786 von seinem Vater, einem bedeutenden Arzte, zugeführt worden. Denn frühzeitig bemerkten wir an ihm Schnelligkeit des Geistes umfassendes Gedächtniß und für einen heranreifenden Knaben nicht geringe Urtheilskraft. Daher eignete er sich leicht an, was gelehrt wurde, und machte solche Fortschritte, daß unschwer zu schließen war, wie viel er hätte leisten können, wenn er alle Geisteskräfte anspannen wollte, da er wie nebenbei sich eine nicht zu verachtende Bildung erworben hat. Gern sprechen wir ihn von dem Vorwurf eines bösen und verderbten Gemüthes frei; aber wir haben ihn unbeständig zum Schlechten verführbar und in Folge seiner jugendlichen Heftigkeit wenig fügsam gegen die Zucht gefunden. Das bezeugen wir gemäß Befehl des fürstlichen Erlasses vom 4. Juli 1788 hiemit und bitten Gott, er wolle Kählers Beginnen so lenken, daß seine trefflichen Eltern dereinst durch seine kindliche Liebe erquickt und seine angesehenen Verwandten durch seine Tugend

1) Bauer Martin der Mörder. S. 150, vergl. S. 242 f.

und seine Erfolge recht erfreut werden mögen. Gegeben zu St. Afra am 9. October 1790.¹⁾ Der herben Weise, mit welcher sein Vater ihn damals bei der Heimkehr empfangen hatte, gedachte er noch als Greis mit schmerzlicher Wehmuth doch ohne Bitterkeit. Er sagte unter Andern zu dem bald sechzehnjährigen jungen Menschen: „Nun, das Tabakrauchen verstehst Du auch wohl schon!“ Nach seiner Versicherung hatte er es wirklich noch nicht versucht. Einen Blick in sein Gemüthsleben um diese Zeit gönnt uns folgende Stelle eines Briefes vom 14. Mai 1838, mit welchem er seiner Mutter Schwestertochter Wilhelmine²⁾ bei ihrer goldenen Hochzeit begrüßte: „Damals³⁾ war ich im Herzen traurig, weil ich in kindlicher Weise Dich liebte und in jedem meiner Glücksträume, deren ich leider stets zu viel hatte, Dich als Gebieterin meines Herzens und Theilnehmerin meiner Würden und Macht mir zur Seite stellte. Doch war ich viel zu gutmüthig

1) Si quem umquam in disciplinam nobis tradi meminerimus, ita a natura pariter atque fortuna adjutum, ut, dum ne ipse sibi deesset, egregium operae pretium facturus esse videretur, fuit is profecto Ludovicus Augustus Kaehler, Sommerfeldensis, a. d. VIII. Cal. Maias a. MDCCCLXXXVI. a patre medico clarissimo ad nos deductus. Nam celeres ingenii motus, memoriam plurimarum rerum capacem, judiciiue, ut in homine adolescentulo, vim non exiguam mature in eo animadvertimus. Itaque facile arripuit, quae traderentur, atque ita profecit, ut non difficile esset ad conjectandum, quantum ille efficere potuisset, si omnes intendere nervos voluisset, cum velut aliud agendo haud contemnendam literarum facultatem sibi paraverit. Mala perversaeque indolis vitio libenter absolvimus, sed varium tamen, flexibile in pravam, et, per aetatis fervorem, freni impatientiorem cognovimus. Haec nos, uti jussi sumus Principis literis a. d. IV. Jul. MDCCCLXXXVIII. ad nos datis ila testamur: Deum comprecanti, velit Kaehleri omnia incepta ita regere et fortunare, ut et Optimi Parentes habeant, in cujus pietate aliquando conquiescant, et Gens Splendidissima, cujus virtute et fortunis vehementer laetetur. Scripsimus in Afraneo a. d. VII. Id. Octobr. MDCCXC. 2) & F VII 6 B. 3) Die Beziehung giebt sein Brief an Wilhelminens Gatten zu seiner Amtsjubelfeier vom 8. März 1837 in den Worten: „Als Sie der Gatte einer von mir sehr zärtlich geliebten Verwandtin ja Schwester wurden, war ich fern. Als ich Sie das erste mal sah, führten Sie die halbsterbende Großmutter (Wendt) über Meissen nach Sorau.“

um deshab mit Dir oder auch mit Deinem Erwählten zu zürnen, den ich, wenn der dreizehnjährige Knabe Klopstock gekannt hätte, einen „Glücklicheren nicht Edleren“ genannt haben würde. Vielmehr bestellte ich mir — ich weiß nicht mehr ob in Gemeinschaft mit meinem Bruder Carl — bei einem kunstfertigen Mitschüler Namens Köhlau ein buntgetuschtes Titelgemälde zu einem Hochzeitarmen, dessen Autor ich nicht mehr verrathen kann, und welches damals ohne Zweifel in Deine Hände gekommen und mit Güte gelesen worden ist, ob schon es schwerlich den 28. d. M. erlebt, auch gewiß nicht zu erleben verdient hat. Glaube mir, meine traute Wilhelmine, Du einzig lebende Vertreterin der herzstärkenden und entzückenden Erinnerungen meiner Kindheit, welche an die Gastlichkeit und den Glanz der Sorauer Superintendentur und die zuvorkommende Güte liebenswürdiger Kousinen¹⁾ geknüpft sind, glaube mir, wenn nicht meine Harfe im täglichen Drange wissenschaftlicher und amtlicher Sorge und Arbeit verstaubt und zerrissen wäre, daß sie jeden ansprechenden Ton versagt, ich würde mich zu einem Feierliede zu einem hohen Liede erheben um den Tag würdig zu preisen, wo Du als Greisin an Deines würdigen Gatten Seite stehst, unendlich schöner und glücklicher als damals, wo Du so blühend und hoch einherschrittest, und ich gewiß nicht der einzige war, dem Du als Modell und Ideal seiner Liebesträume sahest ohne es zu wissen.“ Wie das Vorstehende unter Anderem bekundet, war seine Erinnerung an Sorau eine in jeder Beziehung erfreuende und dankbare. Das gilt auch von der Zeit seines dauernden Aufenthaltes daselbst vom Januar 1791 bis Michaelis 1793.²⁾ Mit Lottchen, der Tochter seiner Mutter-
schwester Conradi, die fast zehn Jahr älter war als er, verband ihn bis zu ihrem Tod im Jahr 1813 eine herzliche Freundschaft, dergleichen unter jüngeren Verwandten männlichen und älteren weiblichen Geschlechts nicht selten sich entwickelt. Einen noch tieferen Einfluß auf sein ganzes nachfolgendes Leben übte es aber aus, daß er hier den theuersten Freund seines Herzens und die Geliebte fand, welche länger als ein halbes Jahrhundert hindurch

1) Außer der Genannten noch Charlotte und Friederike Conradi. 2) Zweiter Beitr. 3. Chron. S. 158.

das höchste Glück seines Erdendaseins gründete, wovon noch mehr zu erzählen sein wird. Wie er diese Zeit unter Leitung des trefflichen Rector Kühn zu Auswehung der Scharte von Meissen verwendet habe, sehen wir aus dem Abgangszeugnisse, welches er von demselben erhielt: „Ludwig August Kähler aus Sommerfeld empfing die erste Belehrung durch seinen einsichtsvollen Vater, genoss sodann nach Meissen gesendet den Unterricht vorzüglicher Lehrer und kam endlich zu uns, wo er drei Jahre lang die Schulwissenschaften mit solchem Eifer betrieb, daß er vollkommen geeignet scheint sich die Schätze der Akademie zu eröffnen. Wir hoffen daher, falls er in seinem ausdauernden Fleiße beharrt und dem Lob edler Sitten ferner nachstrebt, dessen er sich bisher erfreute, daß er dereinst ein nicht bloß durch Bildung weiser sondern auch durch Rechtschaffenheit des Lebens trefflicher und ausgezeichnete Bürger des Staates sein werde. Sorau den 28. August 1793.“¹⁾

Zu Erlangen, wohin er von dort Michaelis des genannten Jahres ging um Theologie zu studiren, war sein Lehrer in der Philosophie Wicht, welcher den gerade damals zu Ansehn und Einfluß gelangenden kritischen Idealismus Kants zu bekämpfen versuchte. Hiedurch wurde der Jüngling auf den Weisen von Königsberg zuerst aufmerksam, den er später lebenslang als einen der größten Denker aller Zeiten mit aufrichtiger Verehrung gefeiert hat, obwohl gerade er nagende Zweifel an der ihm überlieferten Form des Christenthums²⁾ in seiner Seele entzündete und ihn zu einem inneren Ringen nöthigte, welches sich erst mit seiner unermüdlchen Geistesarbeit im hohen Greisenalter schloß.

1) Ludovicus Augustus Kaehler, Sommerfeldensis, ab initio patris eruditissimi cura institutus, cum, Missnam missus, optimorum magistrorum opera esset usus, ad nos venit et tres annos literarum scholasticarum copias tanta aviditate collegit, ut satis idoneus esse videretur, qui jam academiae thesauros aperiret. Speramus igitur, si industriae constantia perseveraverit et morum elegantissimorum laudem, qua hucusque floruit, persecutus fuerit, eum aliquando civem reipubl. fore non modo eruditione sapientissimum, sed vitae etiam probitate optimum et ornatissimum. Soraviae a. d. V. Cal. Sept. MDCCXCIII.
2) Zweiter Beitr. 3. Chronik S. 152.

In der Theologie war neben Hänlein und Seiler sein bedeutendster Lehrer Ammon, zuletzt Oberhofprediger in Dresden und am bekanntesten als Verfasser des Buchs „Fortbildung des Christenthums zur Weltreligion.“ Von diesem wird erzählt, daß er zu jener Zeit mit seinem Freunde Gabler es jedesmal als einen neuen Sieg gefeiert habe, wenn wieder die natürliche Erklärung eines Wunders in den Evangelien oder die Erweisung eines ihrer Abschnitte als Sage (Mythe) gelungen schien. Was der junge Mann etwa zehn Jahre nachher von einem Dritten schreibt, gilt ohne Zweifel von seiner eigenen Universitäts Erfahrung: „In eine eherner Regel sollte er die Gedanken und Gefühle seiner feurigen Seele fügen. Auf dem engen Wege scholastischer Gelehrsamkeit sollte er Schritt vor Schritt zu der Fähigkeit gelangen in Andere den Geist seines Meisters und seinen eignen zu hauchen. Bald umstarrte ihn hochstudirte Kälte, bald verwundete ihn leichtsinniger Spott, bald beleidigte ihn unvernünftiger Eifer. Er hatte gehofft hier Kraft zu Erfüllung seiner edlen Wünsche zu finden, und er wurde nur durch Brodstudien zu Broderwerb abgerichtet.“¹⁾ So begegnete hier dem Jüngling überall eine sinkende Richtung in der Theologie, welche keinen frischen Eifer für lebendige Aneignung des umfangreichen Stoffes derselben in ihm ansachen konnte. Es darf deshalb nicht Wunder nehmen, daß er schon im zweiten Halbjahre seiner Studienzeit über seine Berufswahl schwankend wurde, obwohl der bestimmt ausgesprochene Wunsch seiner Eltern und ein in seinem Gemüthe tief gewurzelter Zug zu Christo ihn trieb an der Theologie festzuhalten. Ein erster Predigtversuch am dritten Pfingstfeiertage 1794 in der neustädtischen Kirche über Joh. 10, 27—29. von der Sanftmuth als nothwendiger Eigenschaft eines Christen sollte die Frage entscheiden. Als er mit beklommenem Herzen die Kanzel betrat, erblickte er unter den Zuhörern auch seine Freunde und Bekannten zahlreich vor sich. Das Befürchtete geschah; gleich beim Eingangsgebete verlor er den Faden; doch faßte er sich schnell, fing wieder von vorn an und hielt alsdann seine Predigt ohne Anstoß bis zu Ende. Dieser Erfolg noch verstärkt durch den Beifall seiner

1) Bauer Martin der Wörder. S. 249 f.

Studiengenossen, die ihn jubelnd empfingen, gab ihm den Muth seinen geistlichen Beruf festzuhalten, in welchem er nachmals durch eine lange Reihe von Jahren so Außergewöhnliches leisten und zu hohen Würden steigen sollte. Doch war damit noch bei weitem kein vollständiger Sieg gewonnen. Insbesondere blieb ihm eine tiefe niemals völlig überwundene Scheu vor Allen, was er Dogmatismus nannte, deren Einfluß noch in seinen späteren wissenschaftlichen Arbeiten besonders in seinen Urtheilen über Erscheinungen der wieder steigenden Richtung in Theologie und Kirche erkennbar blieb und ihn dauernd zu Hervorhebung der sittlichen Seite im Christenthume trieb.

Bei seinem Oheime dem Geheimen Hofrath Wendt¹⁾ wurde er zwar wohlwollend aufgenommen, scheint aber keine so fesselnde Eindrücke empfangen zu haben wie früher bei seinen Verwandten in Sorau; doch sprach er sich später dankbar aus für die dort gewonnene Uebung in seinen Umgangsformen. Da er nach Erlangen kam, war Ernst, der vier Jahre jüngere Sohn des Hauses noch Schüler, die Tochter Agnes erst zwölf Jahr alt; Unterschiede, die auf dieser Lebensstufe mehr zu bedeuten haben wie in späterer Zeit. Dagegen sprach er oft und gern von der Freude, die er damals im Kreise jugendfrischer Freunde vornehmlich bei Ausflügen auf die nahen Berge gefunden habe. Dankbar erkannte er, daß ihm in den versuchungreichsten Jahren seines Lebens ein auserwählter Kreis edler und aufstrebender Jünglinge gegönnt gewesen, dem er bis an sein Ende ein treues Andenken bewahrte. Aus jener Zeit erzählte er auch von einer Reise, auf welcher er im Wirthshaus unvorsichtig sein Geld gezeigt bald darauf aber vermisst hatte, wodurch ihm die bitterste Verlegenheit bereitet wurde. Anhaltender Regen erschwerte das Fortkommen zu Fuß, und die Post konnte er nicht bezahlen. Da erbarmte sich ein Postführer und gestattete ihm unentgeltlich das Mitfahren in der leeren Schoßkelle, dergleichen man heute noch an Frachtwagen sieht. Darin war der Sitz an sich schon unbequem genug und wurde es noch mehr, weil die lederne völlig vom Regen

1) N F VII 4. Zweiter Beitr. 3. Chron. S. 136 ff.

durchnähte Decke ihm auf dem Rücken lag, weshalb er genöthigt war sie während der ganzen Fahrt mit dem Hieber abzudrängen, den er nach Studentenweise jener Zeit mit sich führte. Die glücklich überstandene Angst und Beschwerde machte ihm gleichwohl in der Erinnerung noch Vergnügen.

Nach dem Scheiden von der Universität, der nur drittehalb Jahre gewidmet waren, nahm er die Stelle eines Hofmeisters (Hauslehrers) und Schloßpredigers bei dem reichsunmittelbaren Freiherrn von Seefried auf Buttenheim in Franken an. Aus der hier zugebrachten Zeit, die wohl wenig Befriedigendes für ihn hatte, war ihm der Einbruch des Französischen Revolutionsheeres unter Jourdan im Sommer 1796 am eindrucklichsten geblieben. Der Reichsfreiherr hatte mit seiner Familie die Flucht ergriffen und dem einundzwanzigjährigen Schloßprediger die Aufsicht über sein zurückgebliebenes Eigenthum und die Versorgung der unerwünschten Gäste überlassen. Mit diesen kam er Dank seiner Fertigkeit in ihrer Sprache ganz gut aus, wie einst vor mehr als hundert Jahren sein Urgroßvater Lichtenberg in Worms.¹⁾ So oft davon die Rede war, freute er sich noch der wesentlichen Dienste, die er damals dem Freiherrn von Seefried und besonders seinen schwer bedrängten Unterthanen hatte leisten können, obwohl er dafür geringe Anerkennung gefunden zu haben scheint. Aber mit tiefem Abscheu sprach er von der unmenschlichen Zuchtlosigkeit der Reichsfeinde, deren Zeuge er hatte sein müssen. Als die Schlimmsten unter den Schlimmen bezeichnete er die Wallonen, bei welchen die glatteſte gesellschaftliche Sitte sich verbunden mit den frechsten Ausschweifungen gezeigt habe. Neun Jahre darauf schrieb er: „Ich habe sie gesehen, wie sie weiland als eine Herde Schakals oder pyrenäischer Wölfe dem Deutschen Eigenthum nachspürten, wie sie mit unbarmherziger Wuth die Armuth mißhandelten, weil sie nichts geben konnte, das unbehülliche Alter, weil es nicht eilig war ihnen zu dienen, wie sie Greisinnen und Kinder bis zum letzten Athemzuge schändeten, wie sie zerstörten um zu zerstören, brannten um zu brennen. Noch lebt ihr Andenken in den Herzen der entriüsteten Franken — noch stehen die

1) Zweiter Beitr. 3. Chron. S. 106 ff.

Trümmern in Schutt verwandelter Flecken und Dörfer als Ehrensäulen ihrer kriegerischen Tapferkeit.“¹⁾ Gewiß trugen diese Erscheinungen viel dazu bei, daß er sobald als möglich in seine bis dahin verschont gebliebene Heimath zurückzukehren trachtete.

Hier trat er im November 1797 auf dem Schlosse des Grundherrn seiner Vaterstadt, Commendator von Beerfelde, als Hofmeister des einzigen Sohnes ein, der ihm auch später befreundet geblieben ist. Besonders wurde er hier der Liebling einer unverheiratheten Schwester des genannten Herrn in vorgerückten Jahren. Fräulein Hedwig von Beerfelde war von vortrefflichem Herzen und bewährte dieses durch gütige Aufmerksamkeiten, mit welchen sie ihren jungen Freund überhäufte und nach dem scherzenden Vorwurfe seiner späteren Gattin gründlich verzog und verwöhnte. Allerdings mag auch der Abstich zwischen dem reichen Herrensitze in Sommerfeld und der ärmlichen Pfarrhütte in Canig nicht gering gewesen sein.

Dahin war er durch Vermittelung seines Freundes Otto von dessen älterem Bruder dem Baron Ernst von Manteuffel zuvörderst als Adjunct des Pastor M. Jungnickel berufen worden. Nach einer Prüfung am 12. September 1798 vor dem Mediatconsistorium des Grafen von Brühl auf Pforten, unter welchem damals die Pfarrstelle in Canig stand, wurde er am folgenden 5. October durch den Superintendenten und Consistorialassessor Neumann in Forsta feierlich zum geistlichen Amte geweiht. Wohnung und Einkommen dieser Stelle waren jedoch so dürftig, daß es nicht verwundern darf, wenn er Anstand nahm mit der Bewerbung um Sophie Seydel hervorzutreten, für die er von seiner Schulzeit in Sorau her eine Neigung bewahrt hatte. Bevor jedoch erzählt wird, weshalb und wodurch es gleichwohl ein halbes Jahr nach seiner Einführung in Canig zu der lebenslänglichen Verbindung mit ihr kam, ist von ihrer Familie und ihr selbst mitzutheilen, was sich im Gedächtniß erhalten hat.

Ihr Großvater Daniel Seydel war kurfürstlicher Hofkoch in Dresden zog sich aber in seiner letzten Lebenszeit mit dem Titel

1) Aufruf eines Deutschen an Deutsche. Am Ende des October 1805. (ungeedruckt.)

eines Hoffactors nach seinem bis dahin verpachtet gewesenen Gasthose zur Gule dicht vor Sorau zurück. Als während des siebenjährigen Krieges im Herbst 1760 die Kaiserlichen unter Laschy nach Berlin zogen, wurde Sorau von ihnen geplündert ohne Rücksicht darauf, daß die Stadt damals zu dem verbündeten Sachsen gehörte. Da der hievon gleichfalls betroffene alte Seydel Einem der plündernden Panduren das verlangte Geld nicht geben konnte oder wollte, so führte dieser mit einem kurzen schweren Seitengewehr einen Hieb nach ihm. Durch schnelle Wendung entzog sich der Bedrohte demselben, der so gewaltig gewesen war, daß die Waffe tief in den Thürpfosten eindrang. Gleichzeitig erschien ein kaiserlicher Officier, welcher die Plünderer mit Stockschlägen austrieb, und der Pandur mußte sein Messer zurücklassen, das alsdann mit einem Beile herausgehauen und mit einer ledernen Scheide versehen wurde. Es ist unter der Bezeichnung des Pandurenmessers als Andenken an die erzählte Begebenheit in der Familie aufbewahrt worden und zuletzt an Otto Kähler¹⁾ gekommen.

Wenn Kinder irgend eine Speise verschmähten, dann erzählte ihnen Sophie folgende Geschichte von ihrem Großvater. Als einstmals Theuerung im Lande war, kam ein Mann aus dem Orte, der früher in seinen Diensten gestanden hatte, und bat ihn um das Darlehn eines Scheffel Erbsen. Bereitwillig ging der alte Herr mit ihm auf den Schüttboden (Speicher) ergriff selbst die Schaufel steckte sie jedoch immer verkehrt in den Haufen, so daß die Erbsen wieder herabrollten und nicht eine einzige in das daneben stehende Scheffelmaß gelangte. Nachdem der Mann ihm eine Zeit lang zugesehen hatte, sprach er endlich: „Aber Herr Hoffactor, auf diese Weise können Sie ja keine Erbsen in den Scheffel bringen.“ „Das weiß ich selber, war die Antwort; ich wollte Dich nur daran erinnern, wie Du früher in meinem Dienste, wenn Erbsen auf den Tisch kamen, auch immer mit dem Löffel verkehrt in die Schüssel fuhrst und die gute Gottesgabe verachtetest.“ „Ach Herr Hoffactor, sagte der Mann, Sie werden doch jetzt nicht meine Jugendsünde an meinem armen Weib und

1) B. I. 1.

an meinen hungernden Kindern strafen wollen!“ „Nun gut, erwiderte dieser, da Du Deine Versündigung wider Gott den Herrn einsehst und bekennest, so will ich Dir auch den Scheffel Erbsen schenken.“ Als bald drehte er die Schaufel um und füllte ihm das Maß zum Ueberlaufen.

Seine Gattin muß nach einem Pastellbilde in ihrer Jugend sehr schön gewesen sein. Mit Youngs Gedicht von der Verleugnung und Gellerts Schriften war sie vertraut. Dieser, dem sie auch persönlich bekannt war, urtheilte von ihr: „Sie muß eine gute treffliche Frau sein, die ihren Sohn lieb hat. Alles, was sie sprach, war Vernunft und Herz.“¹⁾ In ihrem späteren Alter war sie durch ein langwieriges und schweres Leiden an den Stuhl gefesselt. Eines Tages erscheint in der Gule ein hoher Officier und verlangt bei Frau Seydel gemeldet zu werden, falls sie noch am Leben sei. Bewegt tritt er zu ihr in das Zimmer und bittet um Erlaubniß ihre Hand zu küssen. Als sie ihm dieselbe erstaunt darbietet, sagt er: „Dieser Hand verdanke ich, daß meine Seele gerettet, und daß ich geworden, was ich jetzt bin, ein achtbarer und angesehenener Officier. Sie sehen vor sich den Fährriß, der durch Leichtsinm und Liederlichkeit bewogen Ihnen einstmals in den Keller nachsichtlich und sich erdreistete Sie umarmen zu wollen. Die derben Ohrfeigen, welche Sie mir so zu rechter Zeit gegeben, die verachtenden Worte, mit welchen Sie mich damals gestraft haben, brachten mich zur Besinnung; ich ging in mich und ward ein arderer, ein besserer Mensch.“

Den einzigen am 25. Mai 1738 gebornen Sohn Daniel erzogen sie mit großer Sorgfalt, wie zu jener Zeit wohlhabende Eltern von gutem Stande pfl egten. Er besuchte bis zu seinem vierzehnten Jahr eine Privatanstalt, dann die Kreuzschule in Dresden. Durch die Freundschaft mit einem jungen Lucius kam er in Beziehung zu dessen Schwester Caroline, welche davon Folgendes mittheilt: „Der erste Eindruck geschah, als mein Bruder an einem Sonntage mir erzählte, Seydel hätte mich in der Kirche vom Chore bemerkt mich gelobt und gefragt, wer das hübsche

1) Caroline Lucius an Frau Seydel vom 21. Juli 1764.

Mädchen wäre. Es schien meinem Bruder zu schmeicheln, daß das bemerkte Mädchen seine Schwester sei. Solche Kinder waren wir. In mir regte sich zum erstenmale das Vergnügen und der Wunsch zu gefallen. Ich wurde es nun selbst gewahr, daß er mich oft am Fenster erblickte an den Tagen, an welchen er unsrer Wohnung gegenüber zu seinem Schreibmeister ging. Nun fand er Gelegenheit etwas öfter zu meinem Bruder zu kommen, und weil sie gern l'Hombre und Quadrille spielen mochten, durfte ich zuweilen mit dabei sein. Ich lernte damals Französisch und Zeichnen. Er verschaffte mir einige Lesebücher, und zu Bildung meines Stils trug der wenige und halbverstohlene Briefwechsel, der sich damals zwischen uns entspann, sehr vieles bei.“¹⁾ Dieses frühzeitige Einverständnis wurde durch das Dazwischentreten andrer Leute gestört, scheint sich jedoch nach seiner Rückkehr von der Universität in Leipzig, wo er mit Gellert in persönlichen Verkehr gekommen war, wieder um so inniger angeknüpft zu haben, wie aus Briefen von Caroline an seine Mutter hervorgeht, in denen sie dieser von ihm Nachrichten mittheilt. Er hatte sich eine ausgezeichnete Handschrift angeeignet, in lebenden Sprachen in ritterlichen Uebungen und im Flötenspiel ungewöhnliche Fertigkeit erworben. Dadurch ließ er sich wohl bestimmen eine Stellung bei einem uns unbekanntem vornehmen Herren anzunehmen, wovon Caroline seiner Mutter am 21. Juli 1767 schreibt: „Am 24. Juni ist er mit Seiner Excellenz in Naake angekommen; die Gegend gefällt ihm; der Herr soll etwas weniger zänkisch sein als sonst. Sein vornehmstes Geschäft nach der ersten Einrichtung ist drei jungen Preussischen Officiers, Vettern seines Herrn, die mit auf dem Schlosse wohnen, Französisch Schreiben und Lesen zu lehren; vier Fräuleins, die auch da wohnen, Comödien spielen zu lehren und ihre Rollen zu überhören; Musik zu machen, Tabellen zu fertigen und sich nach Gelegenheit ausschelten zu lassen.“ Ob dieser Herr der Sächsische Gesandte am Französischen Hofe gewesen, hat sich nicht feststellen lassen. Nach mündlicher Ueberlieferung stand er im Begriffe mit demselben nach Paris zu gehen und dort

1) Caroline Schlegel geborne Lucius aus Burgwerben bei Weissenfels an Sophie Seydel vom 10. December 1797.

seine vornehme Bildung zu verwerthen und zu vollenden, als ihn sein Vater nach Sorau rief und nöthigte sehr gegen seinen Wunsch und ohne Rücksicht auf seine Liebe zu Carolinen im Januar 1770 ein Ehebündniß mit Johanne Ernestine Müller zu schließen. Davon erzählt seine Tochter Sophie: „Sie war damals sechzehn Jahr alt schien gutmüthig und sanften Herzens zu sein sah gut aus hatte einen gesunden und starken Körperbau und 4000 Thlr. im Vermögen. Er hatte ihr vor der Verbindung so viel abschreckende Dinge von sich gesagt, weil er sich nicht instande glaubte sie glücklich zu machen, und weil ein geheimes Gefühl in ihm wollte, sie sollte ihn ausschlagen. Alles half nichts. Sie hatte eine feste Neigung zu ihm gefaßt; von andrer Seite, wo jeder Widerstand unnütz war, wurde er gedrängt. Er sah in sich ein Opfer, kämpfte, kämpfte lange und hart und — ergab sich. Oft, wenn er über diesen Zeitpunkt seines Lebens mit mir sprach, sagte er, es wäre ihm da gewesen, als wenn die Last einer ganzen Welt auf ihm läge. Dann, aber freilich nicht ohne heftige Rückfälle, hätten die Pflichten des Sohnes des Gatten und bald auch des Vaters ihn so fest angezogen, daß er ob schon nicht vollkommen glücklich in seinem Schicksale doch minder gleichgültig dagegen geworden wäre. Meine gute Mutter so jung unerfahren ohne alle Geistesbildung — ihre Eltern waren gestorben, als sie noch fast kleines Kind war, und ihre Vormünder thaten nichts weiter als für ihr Vermögen Sorge tragen — konnte freilich meines Vaters Geiste nicht ganz genügeleisten. Bei näherer Bekanntschaft aber, zu deren Entwicklung einige Jahre nöthig waren, fand er in ihr einen Schatz, der ihn alles Uebrige vergessen machte. Sie besaß eine unermüdlche Güte des Herzens, die sie zu Allem vermochte, was zu leisten nur in Menschenkräften steht. Sie bildete sich nach und nach immer mehr aus wurde eine zärtliche sorgsame Mutter war treue liebevolle Gattin sanfte geduldige Pflegerin der zwölf Jahre kranken Schwiegermutter unterstützende Gehülfin des raschen und feurigen Schwiegervaters. Mein Vater sah und fühlte dies war nun mit allen seinen Empfindungen außer Streit ließ meiner Mutter Gerechtigkeit widerfahren liebte und achtete sie in gleichem Maße und lebte die ganze Reihe von Jahren ihres

Chestandes in einer ununterbrochenen gegenseitigen Zufriedenheit und Uebereinstimmung. Nie weiß ich mich zu besinnen, daß Ungeduld üble Laune oder Unglück, welches ihre Ehe oft heimsuchte, das geringste Mißvergnügen zwischen sie gebracht hätte.“¹⁾

Die älteste im November 1770 geborne Tochter Ernestine kam als ein gesundes vielversprechendes Mädchen von elf Jahren zu einer Freundin der Eltern, Frau Bosselt, nach Halbau, die mit ihrem vertrauten Freunde, später ihrem Gatten, dem Oberamtmann Lunzel, einem Manne von seltenem Gehalt und Gaben, versprochen das Kind zu erziehen und ihm zweite Eltern zu sein. Sie erfüllten ihr Versprechen redlich, doch wurde die Tochter in der Folge theils durch ihren nicht ganz glücklichen Charakter theils durch Widerwärtigkeiten unglücklich und der herznagendste Schmerz ihres Vaters. Nach Aufgabe eines von den Ihrigen gemißbilligten Verhältnisses zu einem Hauptmanne heirathete sie den Färbermeister Kluge, mit welchem sie siebzehn Jahr alt nach Marklissa in der Oberlausitz zog. Die jüngere am 9. Mai 1772 geborne Tochter wurde auf den Wunsch des Großvaters Erdmuthes nach dessen Tod aber Sophie gerufen. Ihr folgte nach ein paar Jahren ein Sohn. Die Mutter erkrankte im Wochenbette so gefährlich, daß man an ihrer Wiedergenesung zweifelte. Zur selben Zeit verfiel der Vater in ein hitziges Fieber. Der Knabe starb. Die kleine Sophie Erdmuthes lag an Keuchhusten und Halsentzündung so schwer danieder, daß man den Augenblick ihres Erstickens nahe glaubte und die Beerdigung des Brüderleins mehrere Tage verschob um sie zugleich mit ihm zu begraben. Zwar half Gott ihnen wieder auf; doch behielt der Vater von da an eine Störung seiner Gesundheit; die jüngere Tochter war bis zu ihrem funfzehnten Jahre fast ununterbrochen den sonderbarsten und manchmal fürchterlichsten Zufällen ausgesetzt; die Großmutter litt immer heftiger an ihrer langwierigen und unheilbaren Krankheit; und der Großvater hatte in Folge einer übelbehandelten Fußgeschwulst zwei Jahre lang ein äußerst schmerzhaftes und für ihn doppelt peinliches Krankenlager zu bestehen, während

1) Sophie Seydel an die Frau Pastorin Caroline Schlegel geborne Lucius im November 1796.

dessen ihm seine Schwiegertochter bis an sein Ende täglich die offenen Wunden an den Beinen verband, wozu sich wegen des üblen Geruches sonst niemand entschließen wollte. Der Vater wartete in dieser trüben noch durch mehrjährigen Mißwachs sorgenvollen Zeit vergebens auf eine ihm zugesagte Anstellung im kurfürstlichen Dienst, immer getröstet durch die Hinweisung auf den Tod des alten Postmeisters zu Sorau, trat aber als Senator in den Rath der Stadt. Im Jahre 1779 wurde ein Sohn geboren und Tobias genannt, ein feuriger aber braver und guterherziger Knabe, welchen der Vater wegen seiner Ehrlichkeit und Geradheit besonders liebte und seiner eignen Neigung zufolge schon in seiner Jugend zum Landwirth oder Bereiter bestimmte. Sechs Jahre darauf folgte ihm noch ein Sohn Wilhelm, der von Jugend auf feineres Gefühl und durchdringenderen Verstand zeigte als sein Bruder, weshalb der Vater mit besonderer Hoffnung auf ihn blickte und frühzeitig anfang vorzügliche Sorgfalt auf seine Ausbildung zu wenden.

Inzwischen hatte er endlich nach sechzehnjährigem Harren 1782 die Postmeisterstelle erhalten und war in sein eignes großes Haus am Markt übergesiedelt, während die Mutter noch bis zum Tode des Großvaters im Juni 1787 in dem Gasthose vor der Stadt blieb. Schon bevor diese dem Vater nachfolgen konnte, nahm er die nun völlig genesene an Leib und Seele reich begabte Tochter Sophie zu sich und leitete von nun an allein ihre Erziehung in eigenthümlicher aber allerdings erfolgreicher Weise. Außer den weiblichen Handarbeiten, zu deren Erlernung er ihr Gelegenheit bot, war er beinahe in Allem selbst ihr Lehrmeister, namentlich in Aneignung einer schönen Handschrift im Tanzen besonders der damals üblichen Menuett und in der Französischen Sprache. Für diese hatte er eine so große Vorliebe, daß er die Unterhaltung fast immer in ihr führte, selbst bei Tische mit Ausnahme eines Tages in der Woche, an welchem aus Rücksicht auf die des Französischen unkundige Mutter Deutsch gesprochen wurde. Wie er die Tochter in jeder Beziehung zwar freundlich aber aufmerksam überwachte, so durfte sie auch nur die von ihm ausgewählten Bücher lesen. Unter diesen waren ihr Gellerts

Schriften und Robertsons Sir Charles Grandison besonders werth; aus jenen schöpfte sie in früheren Jahren vornehmlich Nahrung für ihre Frömmigkeit, aus diesem ihre Lebensweisheit. Sie mußte des Morgens im Sommer um vier im Winter um fünf Uhr aufstehen, damit sie vollständig frisirt gepudert und für den ganzen Tag angemessen gekleidet beim Frühstück erscheinen konnte. Den Tag über blieb sie der Regel nach beständig um den Vater, auch in seinem Geschäftszimmer. Da er zahlreiche Freunde hatte, so fehlte es ihr ungeachtet des im Ganzen eingezogenen Lebens der Familie doch nicht an Verbindungen mit älteren und jüngeren Leuten beider Geschlechter und an mancherlei Vergnügungen, wie sie der Jugend entsprechen. Gern erinnerte sie sich unter andern der Spaziergänge nach der Wachsbleiche, der Ausflüge nach Sagan zu Bällen oder auf längere Zeit nach Schloß Halbau zu der ihr freundlich gewogenen Gräfin von Kospoth. Bisweilen kam es wohl vor, daß der Vater um sie in der Entfugung zu üben, von ihr verlangte, sie solle ihm zu Liebe auf eine Lustbarkeit, zu der sie sich schon gerüstet, oder auf ein ihr zugesagtes neues Kleid verzichten. Bereits sehr früh mußte sie ihm in seinen Dienstarbeiten behülflich sein, die seit dem Jahre 1786 durch das Zoll- und Biersteuer-Amt vermehrt waren; und als der alte Schreiber abging, übernahm sie dessen Geschäfte ganz allein, weshalb vertraute Freunde sie in Briefen als kurfürstlichen Postsecretär bezeichneten. Es fehlte ihr, wie einst ihrer späteren Schwiegermutter, auch nicht an einer zahlreichen Schaar von Freiern,¹⁾ wobei ihr die strengste Aufrechthaltung züchtiger Sitte durch die ernste und zugleich feine Weise ihres Vaters erleichtert wurde. Als es mit einem jungen Theologen Namens Schmidt zur Verlobung gekommen war, mußten die Briefe unter Aufsicht des Vaters gewechselt werden, auf dessen Verlangen auch nach einiger Zeit das Verhältniß sich wieder löste, weil Ton und Benehmen des jungen Mannes sein Mißfallen erregt hatte. Nach und nach war sie so sehr der Liebling und die Vertraute seines Herzens geworden, daß er auch mit ihr von seiner Liebe zu Caroline Lucius sprach, mit welcher seit seiner Verheirathung

1) Zweiter Beitr. 3. Chron. S. 138 ff.

änßerlich jede Verbindung abgebrochen war. Sophie schreibt davon an diese in dem schon angeführten Briefe ¹⁾: „Alles, was lebend oder leblos mir von meinem theuren Vater zurückblieb, ist mir verehrungswürdig; wie sehr und wie innig muß mir es dennach die erste und vielleicht einzige Freundin der freien Wahl seines Herzens sein, von der er mit mir so oft so feurig und so schön sprach, daß ein mildes Feuer in meiner Seele aufging und zum festen Wunsche ward ihr nachzuahmen. Oft, wenn er an mir eine Erschlaffung oder nur einen Stillstand zu bemerken glaubte, raunte er mir leise in das Ohr: „Meine Tochter, immer sich gleich war Sie schnell wie Feuerflamme zum Guten.“ Mit gestärkter Kraft raffte ich mich dann zusammen und wurde immer empfänglicher den ewig Theuren recht zu lieben, seine Jugendfreundin recht zu verehren und mich selbst, wenn sie anders mich Beide zugleich lieben könnten, ihrer Liebe recht würdig zu machen.“ Nicht minder warm hatte Caroline Lucius ungeachtet ihrer Verheirathung mit dem Pastor Schlegel in Burgwerben bei Weisensfels das Andenken ihres Jugendfreundes bewahrt. Als achtzigjährige Greisin schrieb sie am 9. März 1824 an Sophie über den Besuch des ältesten Sohnes der Letzten: „Am 12 Uhr verließ ich die Freundinnen mit einem Herzen voll süßer unruhiger froher Erwartung. Mir fielen die Anfangsworte einer Arie aus Romeo und Julia ein: Meinen Romeo zu sehen u. Den Enkel meines Seydel zu sehen! den Sohn meiner von mir so sehr hochgeachteten innig verehrten trefflichen Sophie Seydel — und zu denken, wie wenig es dem nun längst vor mir Heimgegangenen geahnt haben möge, daß seine Caroline noch seine Tochter seine Enkel ²⁾ kennen ja seinen Urenkel ³⁾ erleben werde.“

Im Jahre 1792 kehrte die älteste Tochter nach der Scheidung von ihrem Gatten mit zwei Kindern Carl und Leonore in das Elternhaus zurück und wurde von dem Vater mit den Worten empfangen: „Glücklich kann ich Dich in Deiner Lage nicht machen, auch ersetzen kann ich Dir nichts; aber doch zufrieden kannst Du werden. Ich habe wenig; sei genügsam, und ich will gern mit Dir, armes Weib, meinen letzten Bissen theilen um die Gemug-

1) Oden S. 230.

2) B. I. und II.

3) B. II. 1.

thung auf meinem Sterbebette zu genießen, Dich, wenn es auch schon für mich Deine Mutter und Geschwister durch Aufopferung geschieht, von einem vielleicht verzweifelten Schritt errettet zu haben. Andere Väter würden im selben Fall anders denken anders handeln; ich denke so und handle, wie mein Vaterherz gebent.“¹⁾ Die unglückliche Frau brauchte Jahre um sich von den schmerzlichen und schmachvollen Erfahrungen in ihrer kurzen Ehe zu erholen. Den Enkelsohn behielt der Vater, bis er sieben Jahr alt war; da gab er ihn dem Schwiegersohne zurück, weil dieser seiner Tochter Alles vorenthielt und sich zu nichts bequeme. Die Enkeltochter wollte er erziehen; er konnte es nicht, und seine Tochter Sophie nahm sie als ihr Erbtheil auf sich.

Junge Personen um sich zu haben und ihnen zugleich Lehrer und Freund zu sein war ihm fast zur Leidenschaft geworden. Seiner vielen Amtsgeschäfte ungeachtet, die er mit peinlicher Genauigkeit und, soviel ihm möglich war, mit eignem Kopf und eigner Hand besorgte, gab er viele Jahre hindurch verschiedenen jungen Leuten, deren Anzahl mehrmals auf sechzehn stieg, in seinen Feierstunden unentgeltlich Italienischen, Flöten- und besonders Französischen Unterricht. An den Französischen Stunden nahm auch Sophie regelmäßig theil. Zu den ihrem Vater befreundeten Männern gehörte der Major a. D. von Manteuffel, welcher Sophien in Geographie und Geschichte unterwies, wofür seine Söhne Zutritt zu dem Französischen Unterricht ihres Vaters erhielten. Der jüngste von diesen Otto, ein ungewöhnlich reich begabter Jüngling, schloß mit ihr vertraute und bis an sein Ende dauernde Freundschaft. Wahrscheinlich wurde auch durch ihn die Aufnahme seines Schulfreundes August Kähler²⁾ in die Französischen Stunden ihres Vaters veranlaßt.

Als dieser das Haus zum erstenmal eines Sonntags betrat, an welchem man Schach zu spielen pflegte, fragte ihn Sophiens Vater bald, ob er das Spiel auch verstehe. Hocherröthend antwortete der schüchterne junge Mann: „Ein wenig.“ „Nun dann können Sie gleich mit meiner Tochter eine Parthie machen.“

1) Aus Sophiens oben S. 230. angeführtem Briefe. 2) B.

Klopfenden Herzens setzte er sich der gefeierten Sophie gegenüber, deren strahlende Augen ihren Gegner mitleidig betrachteten. Kaum hatte er einige Züge gethan, so fühlte er sich ermuntert durch Ausrufe des Vaters: „Sieh da! sieh da!“ während dazwischen das halb erbarmend halb spöttisch klingende: „Gardez! gardez, Sophie!“ diese aufregt verwirrt und zu Fehlern verleitet, bis sie endlich nun selbst hocherröthend sich von dem schüchternen Gegner matt gesetzt sieht. Gern erzählte er später seinen Kindern in ihrer Gegenwart davon, und nie ohne daß selbst noch im hohen Alter bei ihr ein kleiner Unmuth bemerkbar wurde. Dann sagte er schalkhaft lächelnd: „Ach, sie hat mich nachher oft genug matt gesetzt!“ Worauf sie mit einem freundlichen Blick auf ihn erwiderte: „Glaubs wohl.“ Daran knüpfte sie die Bemerkung, es sei immer sein Fehler gewesen, daß er sich zu wenig zugetraut habe. Der damals von Sophien empfangene Eindruck noch verstärkt durch längeren Umgang blieb unauslöschlich in ihm.

Vier Jahre nach seinem Abgange von der Schule bei seiner Heimkehr aus Franken fand er die Verhältnisse der Familie Seydel in betäubendster Weise verändert. Sophie berichtet darüber¹⁾: „Johannis vor einem Jahre (1795) gab der Vater das undankbare Postamt wieder ab, weil es unerachtet alles Bemühens nicht möglich war ohne gänzlichen Verlust des Vermögens als ehrlicher Mann ferner damit Haus zu halten. — Seitdem lebten wir noch eingezogener als bisher. — Wenn meine Jugendzeitgenossen mich bedauerten, daß ich so eingezogen leben immer nur bei dem ernstern Vater sein mußte in Societäten Assemblies und Bällen mich nicht vergnügen könnte, und wenn ich über dieses Bedauern scherzte, sagte der gute Vater: „Meine Tochter, sie wissen nicht, was sich Menschen noch wie sich Menschen genug sein können; sie kennen den Reiz eines glücklichen Familienvereins wenig und fassen uns nicht; wir sind einsam unter ihrem Gewirre froh vergnügt und heiter unter uns und unter unsern Freunden. Laß sie! wir sind uns, dem Himmel sei Dank, selbst genug.“ Den Unterricht, den er sonst für sich selbst zur Lust gegeben

1) in ihrem oben S. 230. Anmerkung 1. bezeichneten Briefe.

hatte, betrieb er jetzt ernstlich und machte ihn für uns zu einem einträglichen Erwerbe. Täglich gab er acht Stunden und hatte bis dreißig Schüler besorgt mit früherer Genauigkeit die ihm geliebten Nester und war, so überhäuft seine Arbeiten auch sein mochten und so sauer sie ihm auch zuweilen wurden, doch immer zufrieden mit seinem Zustande. Oft sagte er: „Unsere gegenwärtigen Verhältnisse werden mir doch sehr schwer; eh nun! immer drauf drauf! es wird schon einmal besser werden. Seht Kinder, wenn wir noch zehn Jahre zusammen so fortleben und arbeiten können, so komme ich aus aller Verlegenheit, in die mich mein Postamt und andere Unglücksfälle unaufhaltsam warfen, und wir werden auch den äußeren Umständen nach uns noch wohl befinden.“ Eine höhere Macht bestimmte es anders. Theils seine schmeichelhaften Hoffnungen theils daß er die Seinen immer froh um sich sah, machten, daß er in den letzten neun Monaten ein ganz heiterer aufgeweckter Mann wurde, weshalb wir uns und ihm oft sagten: „So zufrieden und heiteren Gemüthes ist unser Vater nie gewesen!“ Ich erlaubte mir manchen schalkhaften Ausfall, der, wie ich es wünschte, ihn gewöhnlich noch zu größerer Lust und Heiterkeit brachte, worin er alle seine Sorgen vergaß. Kurze Zeit vor seinem herben Krankenlager mußte er noch einige bittere Erfahrungen der Undankbarkeit an Personen machen, von denen er das Gegentheil mit begründetem Rechte fordern konnte. Dann wurde er von einigen Seiten wegen Forderungen hart gedrängt, was ohne heftiges Aergerniß nicht abgehen konnte. Dies und der schon Jahre alte Keim einer Leberverhärtung vereinte sich mit einem herumgehenden Fieber und wurde in wenig Tagen zur schrecklichen Auflösung. — Den Tag vor seinem Tode kam ich früh um drei Uhr zu seinem Lager. Er war schon wach, reichte mir sogleich liebevoll die Hand und sprach unbefangen von gleichgültigen Dingen mehrere Stunden. Meine Mutter erinnerte mich verschiedene male ihn nicht so viel sprechen zu lassen, weil unsere Unterhaltung Französisch war und sie glaubte, der theure Vater müßte sich vielleicht noch mehr angreifen. Er wurde ihre Besorglichkeit gewahr und beruhigte sie, indem er sie versicherte, Französisch zu sprechen würde ihm leichter als Deutsch. — Nach

einigen Stunden wurde er auf einmal unruhig und fuhr in abgebrochenen Reden bis über Mittag fort. So rief er in unser aller Gegenwart laut aus: „Ich habe ein reines Gewissen! — Gott, gieb mir Verstand!“ Dann wendete er sich zu mir: „Meine Tochter, ich habe keine Worte — aidez moi — je ne sais plus articuler —.“¹⁾ Mattigkeit überwältigte ihn und brachte ihn in einen dumpfen Schlaf, von dem er nicht wieder erwachte. — Wir ahndeten aber das Ende des besten Vaters immer noch nicht, hofften noch mit Zuversicht, als ihm schon der Todesschweiß auf der Stirne stand. Fürchterlich war für uns die Gewißheit, die am 26. März früh um halb vier Uhr erfolgte, und gewaltige Erschütterungen stummer Schmerz heiße Thränen ohne Vinderung starres Hinsinnen lautes Aufschreien war, was uns nun einzig noch übrig blieb. — Was mich aufrecht erhielt und nicht in Verzweiflung stürzen ließ, als ich an meines Vaters Sterbebette ringend mit den heftigsten Schmerzen eines bitteren Scheidens kniete, und als meine Mutter und meine Geschwister mit verzweifelndem Schreien seine entfliehende Seele zurückhalten wollten, das war die Zuversicht: ich werde ihn wiederfinden! Mein Vater sagte mir und wiederholte es bei jedem Verluste, deren ich schon manche erfahren mußte: „Liebe nichts auf dieser Welt ausschließend noch einzig und allein noch mit Leidenschaft sondern denke oft, daß Alles, was lebt, aller Macht zum Troste der Veränderung unterworfen ist, und daß, wenn ein Wesen, welches Du besonders liebst, seinem Sein zufolge hinsinkt Deinem Auge entschwindet und Du Dich verlassen siehst, Du es einst doch gewißlich wiederfindest; und Du wirst Dich nie ganz unglücklich nie ganz elend noch von Gott verlassen fühlen.“²⁾ Dies war späterhin mein Trost, ist für jetzt und wird für die Zukunft meine Beruhigung sein.“

„Unsere Lage wurde nun äußerst trübe; wir wußten weder aus noch ein und sahen mit Schrecken in die Zukunft. Keins von uns kannte unsers Vaters Angelegenheiten genau; die meisten waren uns sogar ganz unbekannt, denn es war ihm Grundsatz

1) Hilf mir — ich kann nicht mehr reden. 2) 1. Corinth. 7, 29—31.
„Denn das Wesen dieser Welt vergehet.“

für Alles allein zu sorgen und zu stehen. So mußten wir denn Entdeckungen machen, eine immer drückender und bitterer als die andere. Alle diejenigen, welche Forderungen an uns hatten, behandelten uns, Dank sei es der steten Rechtschaffenheit unseres Vaters, wider den gewöhnlichen Lauf der Dinge außerordentlich schonend. Man ließ uns Zeit; Einige unterstützten uns noch; Andere thaten auf ihre Forderung Verzicht; wieder Andere drangen sich selbst zum Schaden in meine Mutter, daß sie auf ihr Eingebrahtes gehen sollte. Allein zu gut denkend und zu dankbar gegen meinen Vater, als daß sie ihm nicht noch in der Erde sollte Gerechtigkeit widerfahren lassen, und wenn sie auch auf ihre noch übrige Lebenszeit darunter leiden müßte, wünschte sie einen Vergleich, bei welchem sie zeigen könnte, daß sie Alles, was möglich heißt, für meinen Vater und uns Kinder zu leisten imstande sei. Nach mancherlei Widerwärtigkeiten ist es ihr und uns durch festen Muth und ernstliches Beharren doch endlich gelungen Alle zu dem Vergleich als dem Vortheilhaftesten und besonders Kürzesten geneigt zu machen. Er ist jetzt von Allen genehmigt und unterzeichnet. Im Februar künftigen Jahres verkaufen wir unser am Markte gelegenes großes und schönes Haus um die zum Vergleiche nöthige Summe etwas über 2000 Thlr. auszahlen zu können. Alles Uebrige von unserm theuren Vater bleibt uns als Erbe. Es ist nicht viel, allein auch die kleinste Kleinigkeit von ihm hat für uns unschätzbaren Werth.¹⁾ Meine Mutter erhält 72 Thlr. von dem nachfolgenden Zolleinnehmer, welchem das Amt unter dieser Bedingung übertragen ist. Meine Schwester ist acht Tage nach dem Tode meines Vaters zu einer Schlesiſchen Herrschaft in Condition gegangen. Der Zufall führte diese Veränderung ihrer Lage unerwartet schnell herbei, und sie hat bis jetzt noch nicht Ursache gehabt diesen Schritt zu bereuen. Mein ältester Bruder hatte das Glück seit dem Monat Mai bei dem Minister Grafen von Einsiedel durch wunderbares Zusammen-

1) Davon ist im Laufe der Jahre mit Ausnahme des S. 226. erwähnten Pandurenmessers nichts übrig geblieben, als eine Papierschere, welche sie einst ihrem ältesten Sohne (B. I.) schenkte, da er eben aus dem Knabenalter trat, und welche ihm noch jetzt als Greis dient.

treffen der Dinge eine vor der Hand vortheilhafte Versorgung zu finden. Der Graf läßt ihn auf einem seiner Güter die Defonomie erlernen und unterhält ihn ganz und gar, so daß er uns nicht die geringste Sorge kostet. Mein jüngster Bruder geht jetzt hier in die Schule; wozu er sich bestimmen wird, ist noch ungewiß. Ich sage ihm oft: „Lerne, was Du kannst; jetzt beut sich Dir Gelegenheit dar; und das Fach, welches Du künftig wählen wirst, sei es auch, was es wolle, erlerne gründlich, und es kann und wird Dir nie am nöthigen Unterhalte fehlen so wie an Gelegenheit ein nützlicher und vorzüglich guter Mensch zu werden.“ Mich will meine gute Mutter nicht von sich lassen, und ich finde es billig, daß ich bei ihr aushalte und sie, so gut ich kann, unterstütze. Ich habe schon seit einigen Jahren einigen jungen Mädchen im Sticken und anderen weiblichen Handarbeiten auch nebenbei ein wenig im Französischen Unterricht gegeben. Dies setze ich jetzt ernstlich fort, und ich finde, Gott giebt Gedeien. Ich habe alleweile vierzehn Schülerinnen, die von früh sieben Uhr bis Abends um mich sind. Hierbei sticke ich selbst noch, erziehe meiner Schwester kleine Leonore und suche, so gut ich kann, meinen Bruder Wilhelm weiterzubilden. Dieses zusammen kostet mich viel Zeit, und nur zumtheil die Sonntage und die Nächte bleiben mir zu freier Verfügung überlassen. In den ersten Monaten machten mir die häuslichen und dann die Amtsangelegenheiten (Zoll, Biersteuer und Stempelimpst blieben uns noch ein Vierteljahr) unendlich viel zu schaffen, da meine gute Mutter mir fast Alles überließ. Ueberdies warf mich bald nach dem Tode meines Vaters eine schlimme Krankheit ziemlich hart danieder, welche mich besonders in allen meinen Arbeiten sehr zurücksetzte.“¹⁾

1) Die Vergleichung der vorstehenden Bruchstücke aus Sophiens Brief an die Jugendfreundin ihres Vaters mit den älteren Aufzeichnungen der Urgroßmutter Wendt und der Großmutter Kähler im zweiten Beitrage zur Chronik S. 103. ff. und 119. ff. liegt nahe und ist für den denkenden Nachkommen anziehend genug durch den Einblick, welchen diese Denkschriften von drei sehr verschiedenen doch gleich ausgezeichneten Frauen theils in das Familienleben der Deutschen Mittelstände während mehr als einem Jahrhundert, theils in ihren Bildungsgang, theils auch in die Stellung der auf einander folgenden Geschlechter zu dem Christenthume darbieten.

Die Befriedigung, welche Sophie in dem Unterrichte der weiblichen Jugend fand, erweckte in ihr zugleich mit ihrer Freundin, einem Fräulein von Blomberg, den Vorsatz sich diesem Berufe lebenslang und ausschließlich zu widmen. Es schien auch, als ob dieser Gedanke verwirklicht werden sollte, da sie im Januar 1798 eine Aufforderung erhielt die Leitung einer Erziehungsanstalt in Görlitz zu übernehmen, allerdings unter der Bedingung sich auf zehn Jahre zu verpflichten, doch unter Zusage eines Gehaltes von 150 Thlr. 30 Thlr. Miethgeld 8 Klaftern Holz und 2 Dresdner Scheffel Roggen, so daß sie hoffen durfte ihre Mutter und ihren jüngsten Bruder ausreichend unterstützen und ihre Nichte versorgen zu können. Von der bevorstehenden Wendung in ihrem Schicksale, die entscheidend zu werden drohte, erhielt August Kähler Nachricht durch Otto von Manteuffel, den vertrauten Freund Beider, zugleich mit der dringenden Aufforderung desselben nunmehr seine Bewerbung nicht länger zu verschieben. Das Loos, welches er ihr damals bieten konnte, war überaus dürftig, weshalb er später schrieb, er wisse nicht, ob frommes oder jugendliches Vertrauen ihm den Muth dazu gegeben habe. Auch sie hatte lange mit sich zu ringen, bevor sie einen Entschluß fassen konnte, besonders im Hinblick auf die Opfer, welche sie für ihre bedürftige Familie von ihm fordern mußte. Als sie noch so zweifelnd schwankte, trat ihr neunzehnjähriger Bruder Tobias vor sie und sprach: „Der Kähler ist ein edler Mann; wenn Du den nicht heirathest, so halte ich in meinem ganzen Leben nichts mehr von Dir.“ Dies Wort hat ihm der Schwager niemals vergessen und bis an seinen Tod zu vergelten gesucht. Sophie aber entschloß sich und wurde am 28. März 1799 seine Gattin.¹⁾ An diesem Tage kam sie mit ihrer Mutter und ihren Brüdern nach Canig, wo sie von ihrem Verlobten dessen Eltern und dem Freunde Otto empfangen wurde. Unter Schneegestöber zogen die Versammelten nach dem Kirchlein, wo Pastor Piesler aus Göhren die Trauung vollzog. Nach kurzem und einfachem Hochzeitmahle verließen die Gäste das junge Ehepaar, welches sich nun allein und vereint vor einem langen

1) Zweiter Beitr. 3. Chron. S. 160.

gemeinsamen Leben fand. Nach kurzem Schweigen gab der Gatte den Gedanken, die ihn bewegten, Ausdruck in dem bekannten Liederverse:

„Der ewig reiche Gott woll uns bei unserm Leben
ein immer fröhlich Herz und edlen Frieden geben
und uns in seiner Gnad erhalten fort und fort
und uns aus aller Noth erlösen hier und dort!“

Canig.

Dieses Dorf liegt in der damals Kursächsischen Niederlausitz hart an der Grenze des Preussischen Herzogthums Crossen etwa anderthalb Meilen von der Kreisstadt Guben und wenig entfernter von Sommerfeld und Bobersberg in einer Bodensenkung, die auf drei Seiten von mehr oder minder ansteigenden meistens bewaldeten Höhen umgeben ist. Die niedrigen Bauernhäuser aus übereinander gefügten Balken¹⁾ mit Stroh gedeckt die kleine unansehnliche Kirche aus Fachwerk inmitten des schlecht umzäunten mit Unkraut überwucherten Kirchhofs und das wie zum Spotte Schloß genannte ebenfalls in Fachwerk erbaute Herrenhaus machten einen durchweg ärmlichen Eindruck, welcher gar nicht mit dem zu vergleichen ist, den man heute dort empfängt. Die alte Pfarrwohnung, die vorzugsweise unsere Theilnahme beansprucht, lag wohl sechs bis sieben hundert Schritte von der Kirche entfernt in der westlichen Ecke des Ortes umgeben von ausgedehnten Nuggärten mit einem kleinen Fischteiche begrenzt von einer feuchten Wiese, welche ein träge dahinfließender Bach gegen die Feldmark abschloß. Das Haus hatte zwei Stockwerke aber wegen der tiefen und sumpfigen Lage keinen Keller und war aus dünnem Fachwerk erbaut. Beim Eintritte durch die niedrige Hausthür erblickte man in dem engen Flur außer einer schmalen steilen Treppe drei Thüren: gerade aus zu einer Küche, die wegen des unerträglichen Rauches und Zuges nur ausnahmsweise zu Erhitzung des großen Kessels, sonst zu Aufbewahrung von Wirthschaftsgeräthe benutzt wurde; dahinter eine kleine Kartoffelkammer; rechts zu der Gesindestube mit einem Kamin, in

1) in einigen Gegenden Gerfaß, in andern geschrotten genannt.

welchem gefocht werden mußte; links zu der Wohnstube mit zwei Fenstern nach vorn zwei nach der Giebelseite. In jede dieser Stuben stieß eine lange schmale Kammer mit einem kleinen Fenster. Mehnlich war die Einrichtung des oberen Stockwerks: rechts eine Stube ohne Ofen diente nur als verschließbarer Vorrathsraum; links die Studirstube im Winter nicht genügend zu erwärmen mit dem Bette des Vaters; dahinter zwei Kammern, die eine von den Mägden, die andere von den älteren Kindern zum Schlafen benützt. Die Studirstube war kürzer als die darunter liegende Wohnstube, so daß die innere Scheidewand jener auf der Decke von dieser ruhte. Um nun den drohenden Einsturz zu verhindern hatte man einen durch zwei Ständer an den Wänden getragenen starken Balken in der Wohnstube untergezogen, welcher diese der Länge nach in ungleiche Hälften schied und so niedrig war, daß die nicht große Mutter ihn mit der Hand erreichen konnte. Davan befestigte sie während des Winters einen Vorhang von hellbraunem Kattun um in dem kleineren Abschnitte der Stube einen Raum für sich die Großmutter und das jüngste Kind zum Schlafen desgleichen für Aufbewahrung solcher Wirthschaftsvorräthe zu gewinnen, welche der Kälte nicht ausgesetzt werden durften, als Milch Sauerkohl saure Gurken Pökelfleisch und dergleichen. Der größere Raum mußte zur Wohn- Studir- und Ruhestube dienen. Auch hier wäre wegen der dünnen und schlechten Wände keine genügende Wärme zu erreichen gewesen, wenn man nicht außen in ihrer ganzen Höhe rings um das Haus eine Aufschüttung von Kiefernadeln zwischen Pfählen und Stangen angebracht hätte. In der Kammer des oberen Stockwerks, bis zu welcher die Nadelaufschüttung nicht reichte, wurde ungeachtet des sorgfältigen Verstopfens mit Berg (Heede) bei heftigem Winde der Schnee bis auf die Betten der Kinder getrieben, die in dicken Nachtröcken und mit warmen Handschuhen schliefen. So dringend nöthig Ausbesserungen dieses an sich unwohllichen alten Hauses waren, doch geschah außer dem jährlichen Tünchen der Stubenwände mit Kalk auf Kosten des Ruzniefers nichts dafür, weil man es derselben mit gutem Grunde nicht mehr für werth hielt und lieber ein ganz neues Gebäude aufrichten wollte. Dazu wurden in zehn

Jahren einmal sogar schon aus dem herrschaftlichen Walde Baumstämme angefahren und von den Zimmerleuten beschlagen; aber Sonnenschein und Regen machten sie unbrauchbar, bevor es zum Bauen kam, denn der Patron und die Kirchencasse hatten kein Geld dazu, und die Bauern verbargen das ihre mit peinlicher Sorgfalt unter den Dielen. Der Pastor ließ ein Lustspiel „der Hausbau“ drucken um zu versuchen:

„ob ihm die Mäsen die Günst gewähren
und Verse in Ziegel und Kalk verkehren.“

In einer Schlußrede giebt der Maurermeister folgende Schilderung von dem Zustande des alten Hauses:

„Es sind in seinem verwünschten Schloß
die Ziegel entzwei die Balken los.
Es pfeift durch die lockern Wände der Wind,
der Regen durch alle Decken rinnt.“

Endlich sagt er:

„So bitt ich erfahrner Meister im Mauern,
laßt ihm die Hoffnung nicht ganz versauern!
Wer immer die neun Jungfrau liebt,
deren Huld so viel Lieb' und Schönes giebt,
der lasse sichs nicht zweimal sagen
für ihren Diener was beizutragen.
Statt den Hausbau hier zu schaun
laß er sich ihn beim Herrn Berleger geben,
so mag er für acht Groschen leben
und ich dem Autor sein Häuschen baun.“

Doch auch dieser Versuch schlug fehl. Der Hof mit den ebenfalls schlechten Wirthschaftgebäuden bildete ein längliches Viereck. Auf der Seite des Hauses führte ein gepflasterter Fußweg zu dem mehr als hundert Schritt entfernten Keller, welcher nur wenig in die Erde eingesenkt und mit einem Strohdache versehen war, weshalb er im Winter der Kälte nicht genügend widerstand. Das Kirchspiel umfaßte außer Canig noch vier Ortschaften: Pohlów Grochow Tchiegern und Döbern, von denen die drei ersten dem Baron von Manteuffel die letzte dem Baron von Schönauich auf Amtitz gehörte. Dieser war damals erblindet in seinen jungen

Jahren aber als Schöngeliebter ein Anhänger Gottscheds und Gegner Lessings wie der Schweizer Haller Bodmer und Breitinger gewesen. Er hatte ein jetzt völlig vergessenes Heldengedicht „Arminius“ geschrieben und drucken lassen. Bezeichnend für jene Zeit und den in ihr herrschenden Ton ist folgender Spottvers:

„Der Du aus Haller Kellah machst
in Gniffel über Lessing lachst,
erkenn in dem noch mehr Verstand,
der: Ach ein Doh! in Schoenaich fand.“

Dem jungen Pastor in Canig war er sehr wohlwollend gesinnt; er beschenkte ihn bisweilen ansehnlich für die von ihm erhaltenen Schriften oder aus anderen Anlässen; so einmal mit einer in Achat geschnittenen in Silber gefaßten Tabaksdose, die noch als Andenken in der Familie bewahrt wird. Die Pfarre besaß in den Fluren der zugehörenden Dörfer kleine Ackerstücke Winkel genannt, welche mit Ausnahme des Caniger Winkel durch Verpachtung einen geringen Ertrag brachten. Dieser wurde von der Pfarre aus mit Hilfe des Frohnbauers Wirchan bewirthschaftet vornehmlich um das nöthige Futter für den kleinen Viehstand und Kartoffeln zu gewinnen, welche auf dem leichten Sandboden vortreflich geriethen. Das gesammte Einkommen in Geld und Nutzungen aller Art war auf jährlich 300 Thlr. veranschlagt, wovon aber der Pastor M. Jungnickel als Emeritus 100 Thlr. baar erhalten mußte. Nach einer Verhandlung zwischen diesem und dem Adjunct vom 24. August 1798 war der hochbejahrte Geistliche „von einem tödtlichen Krankenlager betroffen“; und aus einem Briefe der Mutter des jungen Geistlichen vom 24. November 1822 an den Pastor Becker erfahren wir, daß ihr Sohn die Stelle schwerlich angenommen hätte ohne die Voraussetzung, M. Jungnickel würde kaum noch einen Monat leben. Allein unter der Pflege seiner einzigen verheiratheten Tochter, die ihn zu sich genommen hatte, lebte er noch sechs und ein halbes Jahr.

Unter diesen Umständen begann das junge Ehepaar sein gemeinsames Leben, in welches alsbald Sophiens Mutter und Nichte Lorchten miteintraten, während ihr jüngster Bruder Wil-

helm nach dem Verlassen der Schule zu Erlernung der Landwirthschaft untergebracht wurde. In dem väterlichen Nachlasse bestand ihre nicht unansehnliche Ausstattung noch vermehrt durch reiche Geschenke ihrer Freunde und der Eltern ihrer Schülerinnen darunter insbesondere von mehreren Kaufleuten allerlei Waaren, die ihr in der Wirthschaft trefflich zustatten kamen. Schon in dem ersten Jahre fand sich bisweilen leichtes Gewölk, welches ihren Ehemimmel zu trüben drohte; und weil auch darin die Eigenthümlichkeit Beider bestimmt ausgeprägt hervortritt, sei Einiges davon angeführt.

Der jungen Frau machte es Freude von den Gaben ihrer Sorauer Freunde ihrem Gatten nach der sonst einfachen Mahlzeit dann und wann besonders fein schmeckende Sachen vorsetzen zu können. Zu ihrer Verwunderung bemerkte sie aber, daß er ganz gegen ihre Absicht jedesmal darüber verstimmt war. Als sie bei einem Spaziergange sich auf einem Abhange niedergesetzt hatten um den Sonnenuntergang zu betrachten, begann er nach einem tiefen Seufzer: „Es betrübt mich, daß ich Dir so wenig bieten kann, und daß ich jetzt erst wahrnehme, wie viel verwöhnter Du bist, als ich vorausgesetzt habe.“ Erstaut hörte sie diese Worte und fragte: „Wodurch kommst Du auf so unglückliche Gedanken?“ „Dadurch, war seine Antwort, daß Du mit sichtlichem Vergnügen die theuren Sachen auf den Tisch bringst, die mich an meine Armuth erinnern und mir die Mahlzeit verbittern.“ Sie schwieg kurze Zeit, während ihr Thränen in die Augen traten; dann ergriff sie seine Hand und sagte mild: „Vergieb mir, lieber Freund, daß ich hieran nicht gedacht habe; ich wollte die Geschenke benutzen und hatte nur im Sinne Dir etwas Wohlschmeckendes zu bieten; es soll jedoch nie wieder das Geringste davon auf unsern Tisch kommen.“ Sie hielt fest an ihrem Wort und warf lieber die nach einiger Zeit verdorbenen Sachen fort.

Auch ihre Schwiegereltern mißtrauten ihr, weil sie meinten, daß sie nicht imstande sein würde eine ländliche Wirthschaft zweckmäßig zu führen. Sie hatten zwar ihre Einwilligung zu der Heirath nicht versagt aber den Wunsch gehegt, ihr Sohn möchte eine

Tochter des Pastor Ziesler in Göhren wählen. Dort hatte der junge Chemann gelegentlich darüber geklagt, wie viel die Fütterung des Geflügels koste. Darauf hatte der alte Amtsnachbar mit Behagen erwiedert, das sei nicht zu verwundern, da die Frau Pastorin von der Landwirthschaft nichts verstehe auch nach ihren Verhältnissen bisher nichts verstehen könne wie seine Frau und Töchter, die ohne Körner nur mit etwas Abfall die fettesten Gänse Enten und Hühner zu mästen wüßten. Das gab denn daheim Anlaß zu manchem verdrüßlichen Vorwurfe, bis der junge Mann auf einer Fahrt mit dem Knechte aus Göhren von diesem vernahm: „Wüßte unser Herr Pastor nur, wie die fett werden, wie manchen Scheffel Getreide ich dazu vom Schüttboden (Speicher) holen muß!“ Bei der Heimkehr umarmte er seine Gattin weinend und rief: „Sophie, vergieb mir!“ Auf ihre verwunderte Frage nach dem Anlasse seiner Erregung folgte sodann die Aufklärung, welche zugleich eine Ehrenerklärung für sie war.

Einstmals meldeten die Eltern aus Sommerfeld ihren Besuch an, als die oben beschriebene Wohnstube nicht eben die saubersten Dielen zeigte. Die rüstige junge Frau benutzte einen Spaziergang ihres Gatten um schnell mit eigener Hand das dringend nöthige Scheuern vorzunehmen. Unerwartet kehrt er jedoch zurück, da die Arbeit erst zur Hälfte gethan ist, und ohne Beachtung ihrer Vorstellungen gebietet er augenblicklich damit aufzuhören. Als die an höchste Sauberkeit gewöhnte Mutter¹⁾ eintritt und die zur Hälfte gescheuerten zur Hälfte schmutzigen Dielen wahrnimmt, blickt sie die Schwiegertochter erstaunt an und fragt, was das zu bedeuten habe. Auf die einfache Erzählung des Vorganges erhielt nun der sonst so geliebte Sohn einen strengen Verweis und die dringende Ermahnung seiner ohnehin schon so überbürdeten Frau nicht durch Eigensinn noch das Leben zu verbittern.

Solche Mißverständnisse und Verstimmungen unter den jungen Eheleuten, die sonst ein Herz und eine Seele waren, haben sich vielleicht gerade des Gegenfazes wegen dem Gedächtnisse tiefer

1) Zweiter Beitr. z. Chron. S. 148.

eingeprägt und sind später von der Mutter den erwachsenen Kindern zu ihrer Belehrung und Warnung erzählt worden.

Nach Verlauf eines Jahres wurden sie am 10. April 1800 durch die Geburt ihres ältesten Sohnes August erfreut. Der Vater schildert seine Empfindungen dabei in folgenden Worten: „Die Stunde kam. Wie ein Wanderer in einsamer Nacht den Blitz erwartet, der mit der finsternen Wolke drohend herbeizieht um auf seinen Scheitel herabzustürzen; so erwartete ich den Schlag, der mich zermalmen sollte. Und es kam Leben von Leben. Munter pulsrte das junge Herz an dem meinigen, und die Freude brach wie ein Strom hervor in Thränen in Worten in lautem Rufen. Himmlische Geister, ich beneide euch nicht mehr. Königlich schreitet ihr einher von Sonne zu Sonne, indeß der Mensch gebückt im Staube kriecht so arm so beschränkt so gequält vom ewig sich erneuernden Bedürfniß. Aber wenn er den neugeborenen Menschen im starken Arme hält, das Geschöpf seiner Kraft und seiner Liebe, dann fliegt der Geist seliger und herrlicher als der eure auf und legt das ihm eigne Kleinod dankbar zufrieden vor den Thron des Gebers, der ihn in seiner Armuth nicht vergaß. Und wenn Sie, durch Liebe mit ihm zu einem Wesen verschmolzen, aus sich selbst den Zögling der Liebe nährt, die holde Mittlerin das lebendige Band zweier Menschen, und Alles auf sie, die holde Siegerin, schaut, und selbst thierische Rohheit sich von Ehrfurcht ergriffen fühlt durch die mütterliche Heiligkeit: o, im Himmel selbst kann die Seele mehr aber nicht höhere Seligkeit empfinden, und mit Recht beten die Engel die erste Mutter der Menschen an.“¹⁾ Natürlich hatte er nichts Eiligeres zu thun als das frohe Ereigniß den Verwandten und Freunden zu melden. So ging auch ein Brief an den Oheim August Wendt²⁾ nach Dresden ab, der jedoch nach einiger Zeit zurückkam und dem jungen Vater zeigte, daß er ihn in seinem Freudenrausch ohne deutliche Bezeichnung der Hauptsache ohne Angabe des Tages und ohne Namensunterschrift abgesendet hatte,

1) Hermann von Löbened. II. S. 90. Die letzten Worte nach einem Bilde, welches tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte. 2) N F VII 5. Zweiter Beitr. 3. Chron. S. 92. 137. f.

was Alles von der Hand des Oheims wahrscheinlich nach Mittheilungen seiner Schwester ergänzt war unter Hinzufügung eines gründlichen Verweises auf dem Nebenblatte.

In einem Brief aus dem Beginne des Jahres 1801 schreibt er: „Die Krankheiten, welche in unsrer Gegend unter Erwachsenen und Kindern wüthten, drangen auch in unser Haus. Anfangs traf das Uebel unser Gefinde dann meine Schwiegermutter und Lorchchen wiewohl milder heftig dann meine Frau sehr hart; und als noch keins derselben völlig hergestellt war, eine Magd fast auf dem Tode lag, verfiel auch unser kleiner August in eine Krankheit¹⁾, die ihn dem Tode nahe brachte, daß wir acht Tage lang jede Stunde sein Verschneiden erwarteten, und daß selbst mein Vater ihn aufgab und sein Leben Allen, die ihn in seiner Agonie gesehen hatten, unbegreiflich ist. Es war für uns die erste und gewiß die schmerzlichste Prüfung dieser Art.“ Die Mutter erzählte noch davon, wie sie in einer Nacht mit Schrecken wahrgenommen habe, daß dem Kinde der Athem stockte und das Augenlicht erlosch. Die zur Hülfe angenommene Wartefrau sagte: „Er ist entschlafen; wir wollen ihn nur in die kalte Kammer legen.“ Allein die Mutter ließ das nicht zu und eilte in der Angst ihres Herzens den Vater zu wecken. Dieser rief: „Es ist nicht möglich! mein Kind kann nicht todt sein!“ Zufällig war eine Flasche Rothwein im Hause; dieser erinnerte er sich holte sie herbei ließ sie warm werden und gab davon dem Kinde selbst ein Klystir. Zu unaussprechlicher Freude der Eltern half dieses wie auf Eingebung angewendete Mittel; ihr Kind erwachte aus seiner Betäubung, die unzweifelhaft sein frühes Ende herbeigeführt hätte, wenn es der Eiseskälte in der Kammer ausgesetzt worden wäre.

Etwa einmal im Jahre, soweit es die Umstände gestatteten, besuchte die Mutter ihre Freundin, die Frau von Beerfelde geborne von Blomberg²⁾, welche damals das ungefähr zwei Meilen nördlich von Guben gelegene Schloß Bomsdorf bewohnte. Der Vater pflegte sie dann bis in die genannte Stadt zu bringen, von wo sie in dem herrschaftlichen Wagen abgeholt wurde. Schon dies gewährte ihr und mehr noch den begleitenden Kindern ein

1) das Scharlachfieber. 2) Oben S. 240.

ungewohntes Vergnügen. Dort aber fand sie Ausspannung von der täglichen Arbeit und die ihr so nöthige Erholung und Stärkung für neue Anstrengungen in der beflissenen Pflege einer wohlhabenden und liebevollen Jugendgenossin. Bei einem dieser Besuche im Sommer 1801 geschah es, daß ihr kleiner August auf der Brücke über den Schloßgraben seine ersten selbständigen Schritte im Leben machte und darauf dem hocherfreuten Vater entgegenlief, als er kam die Seinen abzuholen.

Am 4. Februar 1802 wurde die älteste Tochter Sophie geboren, die sich leichter und schneller entwickelte als ihr immer etwas schwerfälliger ältester Bruder. Der Vater fand sich durch sie an seine eigene Weise als Kind erinnert, weshalb er sich mit besonderer Vorliebe zu ihr neigte. In dem Alter von etwa zwei Jahren hatte er das kleine flinke Wesen angeleitet mit Sicherheit über ein breites Brett zu gehen, welches von einem Ufer des schmalen Teiches zum andern gelegt war. Ahnunglos kam die herbeigerufene Mutter und sah zu höchstem Schrecken das Kind mitten auf dem Stege, während der Vater ihm lachend von der andern Seite die Arme entgegenbreitete und rief: „Komm, Püchchen, komm!“ Diese und ähnliche Neckereien blieben ihm denn auch wenn gleich bisweilen spät von der Mutter nicht unvergolten.

Indessen so die Familie, mit ihr Bedürfnis und Sorge sich mehrten, mußte fortwährend für den Emeritus ein Drittheil des Gesamteinkommens der Stelle zu meist aus den Nutzungen und aus der kleinen Wirthschaft erworben und regelmäßig baar abgetragen werden. Auf einen Zuschuß war dabei von keiner Seite zu rechnen. Die Wittwenunterstützung der Großmutter Seydel¹⁾ wurde lange Zeit nicht ausgezahlt. Der Großvater Kähler hatte den Grundsatz seine verheiratheten Söhne außer in schweren Krankheitsfällen und bei den Wochenbetten der Schwiegertöchter nicht zu unterstützen. Auf Bitten seiner Gattin erwiederte er: „Sie sind jung und können arbeiten.“ Selbst bei Besuchen in Canig gestattete er nicht, daß sie einen Braten oder etwas dergleichen mitnehmen durfte, und erklärte: „Meine Kinder werden

1) Oben S. 238.

wohl so viel haben um ihre Eltern einmal satt zu machen.“ Zudem mußte er gerade damals seine drei jüngeren Söhne¹⁾ auf Schulen und Universitäten erhalten. So konnte für die jungen Eheleute eine lange Zeit harter Entbehrung und schweren Ringens um das Nothwendigste nicht ausbleiben. Der Gatte verlor dabei wohl bisweilen die Geduld und den Muth; ja er wäre nach seinem eigenen Geständnisse dem Druck unterlegen, hätte die Gattin nicht ihn durch Besonnenheit und Standhaftigkeit, das Hauswesen aber durch unermüdlige Ausdauer und Selbstverleugnung aufrecht erhalten. Unter den obwaltenden Umständen konnte natürlich davon keine Rede sein eine Wirthschafterin Amme oder auch nur Kinderwärterin anzunehmen. Die Pflgetochter Lorch war bei der Geburt des ältesten Sohnes erst zehn Jahr alt also noch ein Kind, weshalb sie nichts zu helfen vermochte vielmehr noch der Aufsicht und des Unterrichtes bedurfte, für den sie überdies wenig Empfänglichkeit zeigte. Die bejahrte Großmutter litt viel an der Gicht besonders in den Händen und durfte nicht überbürdet werden, obwohl ihre wirthschaftliche Erfahrung und Geschicklichkeit der Tochter in hohem Grade förderlich war. Ihr gutmüthiges Wesen bewährte sich auch jetzt in der Bereitwilligkeit zu jeder Hülfeleistung, die ihre Kräfte nicht überstieg. Sie hegte die Meinung, daß es für Kinder, bevor sie laufen können und noch darüber hinaus, eine heilsame Pflege sei, wenn sie nicht zu lange dauerndem Sitzen genöthigt sondern fleißig getragen werden; deshalb trug sie jedes ihrer kleinen Enkelkinder nach der Frauen Weise auf dem linken Arme, bis sie jedesmal ganz schief wurde. Durch ihr emsiges Stricken ersparte sie der Tochter manche Arbeit und Sorge; dabei legte sie den Strumpf ungern aus der Hand, bevor eine Nadel abgestrickt war. Der Schwiegersohn liebte und ehrte sie; gleichwohl konnte er seine Neigung zum Scherzen gegen sie nicht immer unterdrücken. So trat er eines Morgens mit den Worten zu ihr: „Was mir doch heute geträumt hat.“ „Nun was denn, lieber Sohn?“ „Ach ich stach mit der Harpune nach einem Karpfen, und denken Sie, ich verlor das Gleichgewicht und war

1) C. D. und E.

nahe daran in den Teich zu fallen. Da Sie nahe am Rande in der Laube saßen und strickten, rief ich Sie um Hülfe an, und Sie antworteten nach Ihrer Weise: gleich, gleich, lieber Sohn, ich will nur erst die Nadel abstricken.“ Ein feines Lächeln war ihre einzige Antwort darauf. Auch er ließ sich in seiner Art, das heißt unruhig und sprungweise, für den Haushalt nicht müßig finden. Besonders nahm er sich der kleinen Feldwirthschaft an und hatte sein Vergnügen daran im Garten die zahlreichen Obstbäume zu pflegen und vorzügliches Gemüse zu bauen, für welches ein großes Stück besonders eingezäunt war. Die Blumenzucht dagegen ließ ihn gleichgültig, der Gattin aber fehlte die Muße dazu. Zeitweise übernahm er wohl das Brennholz zu sägen und klein zu hauen. Auch brachte er bisweilen von der ihm gestatteten Jagd einen Hasen heim.

Das Alles vermochte indessen seinen lebendig aufstrebenden Geist keinesweges auszufüllen; dieser trieb ihn vielmehr frühzeitig zur Schriftstellerei. Da ihm aber Anlaß und Hülfsmittel zu wissenschaftlichen Arbeiten völlig abgingen, so kam er darauf Romane zu verfassen, wobei der Gedanke an Erwerb mitbestimmend wirkte. Davon giebt seine Mutter eine Andeutung in dem S. 244 angeführten Briefe. Doch die Veröffentlichung der ersten dieser Arbeiten „Graf Friedrich von Werben“ im Jahre 1802 brachte selbst nach dem Maßstabe jener Zeit ihm wenig genug ein. Das Schlimmste dabei war, daß er vielleicht in Folge seiner ungeduldigen Hast beim Schreiben, die er auch in reiferem Alter niemals ganz überwinden konnte, durch ein Nervenfieber unterbrochen ward, welches ihn für lange Zeit entkräftete eine dauernde Kränklichkeit zurückließ und zu kostspieligen Unterstützungen seiner Gesundheit nöthigte.

So blieb die Hauptlast der Arbeit und Sorge für das Haus auf der Gattin; und mit welchem Nachdrucke faßte sie dieselbe an, mit welcher Ausdauer beharte sie darin! Da wurden Pflaumen zu Muß (Kreide) gekocht Seife in einem großen Kessel gesotten Gurken und gehobelter Weißkohl (Kumst) zum Säuern in Fässer geschlagen Stärke und Kartoffelmehl bereitet Lichte von Talg und Wachs gezogen und gegossen Gänse genudelt Schweine gemästet und geschlachtet Schinken und Speck geräuchert Rindfleisch für den

ganzen Sommer eingepöfelt. Bei dem Allem übernahm die junge Frau, so weit es ging, nicht allein das wesentlichste Stück der Arbeit, sondern sie verstand auch in den Theilnehmenden Heiterkeit und Frohsinn zu wecken, so daß nicht nur den Kindern selbst den Erwachsenen diese Geschäfte oft zu häuslichen Festen wurden. Bei dem Brodbacken und Waschen war sie thätig, und das Platten besorgte sie ausschließlich. In großen Waschtagen und während der Ernte kochte sie ohne jeden Beistand die Speisen für sämtliche Arbeiter und trug sie diesen auf die Bleiche oder auf das Feld hinaus. Ein Hauptgegenstand ihres hausmütterlichen Fleißes war der Flachs. Sobald er unter ihrer Aufsicht und Mithilfe auf dem Felde gezogen und im Backofen geröstet war, lud sie an einem bestimmten Tage die Weiber des Dorfes zum Brechen und sorgte dabei nach herkömmlicher Weise für deren Bewirthung. Nach eingetretenem Froste weilte sie wohlvernummt mehrere Tage in der Kollkammer bei offener Thür um sämtlichen Flachs eigenhändig zu hecheln und zu schwingen. Dann saß sie an den langen Winterabenden beim Lichte des Kienfeuers im Kamine der Wohnstube mit ihren Mägden am Spinnrad und erzählte ihnen zu Verhinderung des Einschlummerns heitere und lehrreiche Geschichten, denen zugleich die Großmutter mit dem Strickzeug und die Kinder gespannt lauschten. Indessen war der Vater am entgegengesetzten Ende des langen Tisches bei dürftigem Talglichte mit amtlichen oder schriftstellerischen Arbeiten beschäftigt. Im Frühjahr sah man sie am Webestuhl, in dessen Behandlung sie bald große Geschicklichkeit erlangt hatte. Nur zu Anfertigung feiner Damastgedecke ließ sie einen Weber in das Haus kommen, der unter ihrer Aufsicht arbeiten mußte. Einen Theil der Leinwand webte sie aus gefärbtem Garne zu Kleidern für sich und die Kinder; ein andrer Theil wurde gebleicht und zu Wäsche verarbeitet oder auch vom Färber blau gedruckt. Sie setzte ihren Stolz darein, daß sie selbst und ihre Kinder nur von ihrer Hand gefertigte Kleider trugen, zu denen für den Winter wärmere in der Stadt gekaufte Stoffe verwendet wurden. Selbst ihr Gatte trug einzelne von ihr gearbeitete Kleidungsstücke. Um die den Kindern bestimmten zum heiligen Christe bescheren zu

können saß sie vor Weihnachten wohl ganze Nächte an der Arbeit und hatte einmal dadurch ihre Augen so sehr überreizt, daß sie in tiefer Finsterniß alle Gegenstände um sich her deutlich erkannte, weshalb der Schwiegervater als Arzt ihr alles Nähen außer bei Tageslichte streng untersagte und für den Fall des Ungehorsams völliges Erblinden in Aussicht stellte. Ebenso wandte sie große Sorgfalt auf die Gewinnung Behandlung und Ausnutzung der Milch. Um davon ein reichlicheres Maß zu erzielen mußte die Magd Marliße im Sommer täglich aus dem sumpfigen Busch eine große Bürde Gras holen, damit die Kühe bei der Heimkehr von kärglicher Weide des Abends frisches Futter in der Kufe fanden. Alles Unkraut in den Gärten als Brennmesseln Kletten Disteln und dergleichen, das besonders vorlängs der Zäune reichlich wucherte, ließ sie im Sommer mehrmals abhauen und trocknen, im Winter alsdann kleinschneiden und mit heißem Wasser bebrühen, wenn es aber hinreichend abgekühlt bisweilen auch mit Kleie oder Salz bestreut war, dem Viehe vorsetzen, welches begierig danach brüllte, sobald es nur den Duft davon witterte. Nachdem die Milch in den streng unter eignem Verschlusse gehaltenen Keller abgeliefert war, durfte sie von keiner anderen Hand als der ihren mehr berührt werden. Das Abrahmen (Abichmanten) Buttern und Bereiten der Käse besorgte sie ausschließlich selbst, wobei sie besonders auf die sauberste Reinlichkeit der verschiedenen Gefäße hielt. Ein alter General in Guben hatte zufällig einmal von ihrer Butter erhalten und wollte seitdem keine andere mehr auf seinem Tische sehen, weshalb er das ganze Jahr hindurch den damals sehr hohen Preis von einem halben Thaler für das Pfund bezahlte. Eine so gute und sichere Einnahmequelle mußte bei der Schwierigkeit hinreichendes Geld zu erwerben auf das Sorgfältigste ausgebeutet werden; daher denn außer dem Vater und den Gästen niemand im Hause Butter bekam. Mutter Kinder und Gesinde begnügten sich zum zweiten Frühstück und zum Vesperbrode mit frischem oder getrocknetem Obst als Zukost, und nur bisweilen wurde das Brod mit Bratenfett Pflaumenmus oder kaltem Erbsenbrei bestrichen. Abends gab es im Winter zu den Kartoffeln frisches Leinöl mit Salz, im Sommer zum grünen

Salate gebratenen Speck zum Gurkensalate Gänsefchmalz. So sehr sie besorgt war die Ihrigen vollständig und mit gesunder Speise zu sättigen, vermied sie doch dabei möglichst die Aufwendung baaren Geldes. Deshalb gab es in der Regel für sie und die Kinder nicht Weißbrod Kaffee Thee Bier geschweige denn Wein. Zum ersten Frühstück wurde Roggenmehlbrei mit Milch, zu Mittag eine Suppe (Vorkost) mit einem Gemüse und gewöhnlich nur am Sonntage Fleisch aufgetragen. Den Vater suchte sie seiner Kränklichkeit wegen besser zu versorgen; aber die dringendste Bitte konnte sie nicht bewegen selber daran theilzunehmen und sich von der eingeführten Speiseordnung auszuschließen. Hierbei verstand sie nicht nur sich ihre weibliche Anmuth zu bewahren, sondern auch ihren Hausgenossen und Allen, die mit ihr in Berührung kamen, durch ihre Herzengüte und unverwüsthche Heiterkeit mit den ihr zu Gebote stehenden geringen Mitteln große Freude zu erwecken. Obchon sie beispielsweise das Brod nicht anzuschneiden pflegte, bevor es acht Tage alt war, weil der Erfahrung gemäß frischgebacknes Brod viel schneller aufgezehrt wird, so bereitete sie gleichwohl bisweilen beim Backen ein kleines Bröddchen, damit ihre Kinder doch erfahren sollten, wie frisches Brod schmecke, oder einen Kuchen von Roggenmehl mit Speck belegt, der heiß, wie er aus dem Ofen kam, ihnen köstlich mündete. Auch ließ sie sich niemals nehmen zu Ostern und Pfingsten vom besten Weizenmehle verschiedene vortreffliche Kuchen zu Weihnachten aber die unvergleichlichen Christbrode (Stollen) mit Rosinen Korinthen und Mandeln in Fülle zu backen. Von diesen erhielt jedes Glied der Familie: Hausvater Großmutter Kinder und Gesinde, eigens das seine größer oder kleiner nach Alter Stand und Würden zum heiligen Christe beschert. Mehr als die Feier einzelner Geburtstage war die Christbescherung vornehmlich durch die sinnige und aufopfernde Fürsorge der Mutter doch ohne Beeinträchtigung der wesentlichen Feier des heiligen Weihnachtfestes der höchste Glanzpunkt des Familienlebens; und sie hat sich auch dem Gemüth ihrer Kinder so tief eingepägt, daß noch im spätesten Alter ihnen, so oft sie den Ihrigen das Gleiche bereiten, Thränen der dankbarsten Erinnerung die Augen füllen.

Sie fügte zum Guten den Glanz und den Schimmer und ruhte nimmer.

Doch aus der elenden Wohnung und aus dem täglichen mühseligen Ringen um genügende Versorgung der Familie entsprang nicht allein der Druck, welcher schwer auf den Eltern lastete. Der Vater war leicht beweglichen dem Ideale zugewendeten Geistes, die Mutter sicheren und verständigen aber stolzen Sinnes. Beide waren durch ihre Herkunft und den Gang ihrer Bildung vertraut mit den Gedanken der Menschenfreundlichkeit eines Herder und seiner Genossen im Deutschen Schriftwesen, fanden sich aber damals mitten in den alten harten gesellschaftlichen Formen, welche unser Jahrhundert seitdem theils gebrochen theils umgebildet hat. Die Gemeinde bestand fast ausschließlich in Ganz- und Halbbauern oder Gärtnern (Kossäten), welche dem Gutsherrn unterthänig waren unter seiner Gerichtsbarkeit lebten ihm Frohndienste mit Hand und Gespann leisteten auf sein Verlangen ihre Söhne zu Knechten oder Soldaten ihre Töchter zu Mägden hergeben mußten auch ohne seine Genehmigung nicht verheirathen oder auswärts vermiethen durften und kein volles freies Eigenthumsrecht an ihre untheilbaren Höfe und im Gemenge liegenden Aecker besaßen. Der Pastor stand zu dem adeligen Gutsherrn als seinem Patron in einer Unterordnung, welche sich um so empfindlicher geltend machte, wenn jener diesem an Geist Kenntniß und sittlicher Haltung überlegen war, wie im vorliegenden Fall. Es forderte ungemein viel Klugheit und Willensstärke, wofern der Geistliche nicht blos ein gutes Einvernehmen erhalten und mancherlei Nachtheile von sich abwenden sondern auch seinem Beruf als Seelsorger entsprechend dazwischen treten wollte, sobald Standesvorurtheil Eigennutz oder ungezügelter Leidenschaft den Gutsherrn zu Unrecht und Mißhandlung seiner Unterthanen fortriß. Zumal in jener Zeit, da die Frömmigkeit und Kirchlichkeit der Vorfahren gerade bei einem großen Theil unseres Adels am meisten gewichen war. Wie tiefen und schmerzlichen Eindruck diese Verhältnisse mit ihren Mißständen auf unsern Pastor hervorbrachten, welche schwere innere Kämpfe sie ihm erweckten, zeigt sich vielfach in seinen Schriften, am deutlichsten

und herbsten in seiner Erzählung „Bauer Martin der Mörder“ 1803. Darin spricht er seinen Sinn S. 24. mit den Worten aus: „— es giebt keinen stärkeren Beweis für die Entartung eines Menschen, als wenn er eine glänzende Abhängigkeit einem armseligen aber selbständigen Zustande vorzieht. Den Mann würde ich achten, der lieber Tagelöhner wäre als Kammerdiener.“ Sie enthält außerdem eine reiche Fundgrube für die Kenntniß der gesellschaftlichen Zustände unter den Landleuten im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts. Der Baron Ernst von Mantuffel gehörte keinesweges zu den Schlimmsten unter seinen Standesgenossen jener Zeit. Er besaß Verstand Gutmüthigkeit ja in gewisser Weise adeligen Sinn dabei aber Vergnügungssucht Hochmuth und nur einen geringen Grad von Kenntnissen namentlich eine auffallend ungebildete Sprache. So war bei Erscheinungen, die seinen Beifall nicht hatten, eine gewöhnliche Aeußerung von ihm: „Daran ist die Uffklärung schuld.“ Als ihm sein Pastor die eben herausgegebene Schrift „Theodore von Mantstein“ zugesendet hatte, erhielt er von ihm einige Flaschen guten Weines und ein Blatt mit den Worten: „Für die Theodore und vor das Fieber.“ In dieser Krankheit hatte der Verfasser wohl in Folge der ungesunden Wohnung eben gelitten. Da einmal im Gespräche des Einfalls der Russen in Holland vom Jahre 1799 erwähnt wurde, nannte der Baron als ihren Anführer den General Korsakow. Der Pastor bemerkte: „Vergeben Sie, es war General Hermann.“ Worauf jener: „Schadt em nischt, es war derselbe.“ Nee statt nein, doch statt auch, nischt statt nichts, mir statt mich und Mehnliches war bei ihm Regel; und seine Junker, vielleicht er ebenfalls, fanden es adeliger so zu sprechen als wie die nach ihrer Meinung gezierten Pastorsleute und deren Kinder. Er lebte auf seinem erheiratheten Gute nach Art seiner meisten Standesgenossen aus jenen Tagen den Belustigungen an Pferden Jagd und Tafelfreuden. Zu seinen häufig veranstalteten Gastmählern wurde denn auch bisweilen der Pastor geladen, erhielt aber seinen Platz am untersten Ende des Tisches neben dem Verwalter (Inspector) und Hofmeister. Da in dem sogenannten Schlosse kein angemessener Raum vorhanden war,

wohin die Frauen am Schlusse der Tafel sich hätten zurückziehen können, so blieben sie als Zeuginnen des übermäßigen Trinkens der Herren, bis diese aufstanden um sich des Winters an einem alten Billard in einem sonst wüsten Zimmer zu vergnügen oder im Sommer, sofern das Wetter es erlaubte, Pferde und Hunde vorführen zu lassen. Während dessen nahmen die Edelfrauen und Fräulein in der Wohnstube ihren Kaffee ein, bei welchem denn auch die Frau Pastorin erscheinen durfte, die vorher mit ihrer Geschicklichkeit in verschiedenen Gebäcken dem Koche hatte behülflich sein müssen; versteht sich, nachdem sie umgekleidet war. Als einstmals ihr ältester Knabe etwa von vier Jahren ihr hiebei zuschaute, rief er plötzlich von ihrer durch ungewohnte Kleidung gehobenen Schönheit ergriffen: „Mutter, Du siehst ja aus wie eine Mansell!“ So wurden damals Jungfrauen bürgerlichen Standes allgemein bezeichnet. Schilderungen der vorstehend angedeuteten adeligen Sitten von damals findet man allerdings mit starken Farben in der Erzählung „Hermann von Löbened“ II. S. 304. ff. Die erste Gattin des Barons war eine gutherzige Frau, welche weder seine Neigungen noch ihr Hauswesen in straffer Ordnung erhalten konnte. Von dem Letzten war eine der Folgen, daß die arme Pastorin aus ihren Vorräthen bald mit dem bald mit jenem selbst mit Brod aushelfen mußte. Der Baron war einmal gar sehr betreten, da er bei einem Besuch in der Pfarre gelegentlich vernahm, daß sie von seiner Gattin nicht weniger als zwölf Brode zu fordern habe. Sofort gab er Befehl Roggen aufzumessen nach der Mühle zu schaffen und sodann eine eigene Bäckerei zu Abtragung dieser Schuld zu veranstalten. Nach dem unglücklichen Kriege hielt sich die Familie größtentheils auf dem Gute der zweiten Gemahlin zu Plagwitz in Schlesien auf; und wenn sie auch im Sommer für einige Zeit zu Canig weilte, so kam es doch wegen des vornehm zurückhaltenden Wesens der Frau Baronin nicht mehr zu dem Verkehr in früherer Art. Nach dem S. 244. angeführten Briefe der Großmutter war es zwischen dem Baron und dem Pastor nur einmal zu ernstlichem Zerwürfniß über Amtsangelegenheiten gekommen, das sich jedoch in kurzer Zeit vollständig wieder ausglich. Dem fügt sie

hinzu: „Vieles ertrug mein Sohn aus Liebe zu dessen Bruder, der sein Busenfreund war, Vieles darum, weil er einsah, es fehlten die Mittel dazu, endlich auch, weil er und seine wackere Frau, trat erst ein feindliches Verhältniß zwischen ihn und den Patron, sie in ihrer Lage hätten verzweifeln müssen.“

In den ersten Jahren ihres Aufenthaltes zu Canig wurden sie auch einmal erschreckt durch einen nächtlichen Einbruch und betrübt durch den damit verbundenen Verlust werthvoller Gegenstände besonders theurer Andenken unter diesen der goldenen Uhr aus dem Nachlasse des Großvater Seydel, welche die Mutter als Braut dem Vater geschenkt hatte. Ein Platz im Walde war wohl entdeckt worden, wo die Diebe ihre Beute getheilt haben mußten, weil einzelne in der Eile mitgenommene für sie unbrauchbare Sachen umherlagen, welche die Beraubten als ihr Eigenthum erkannten; aber sonst nichts. Gleichwohl waren die Geschädigten voll Dankes gegen Gott, der Böseres von ihnen abgewendet hatte. Denn die in der unteren Kammer mit den jüngsten Kindern schlafende Mutter war erwacht durch den in der Wohnstube bemerkten Lichtschimmer veranlaßt aufgestanden und an die Thüre getreten in der Voraussetzung, daß ihre Richte sich darin noch etwas zu schaffen mache. Als das Licht sofort verschwand und auf ihre Frage: „Lorchen, bist Du da?“ keine Antwort erfolgte, war sie ohne die Stube zu betreten wieder in ihr Bette gegangen und sofort eingeschlafen. Wie erschraf sie aber am andern Morgen, da sie nicht allein Schrank und Commode erbrochen sondern auch nahe der Kammerthür an die Wand gelehnt einen starken Pfahl erblickte, der wahrscheinlich ihr Haupt getroffen hätte, wenn sie eingetreten wäre. Die Geschichte veranlaßte in der ganzen Gegend großes Aufsehen und erweckte für die armen Pastorsleute bei Vielen eine lebhafte Theilnahme, welche sich in mancherlei freundlichen Gaben bethätigte. So kam von unbekannter Hand ein Brief mit 50 Thln. von dem Jugendfreunde Manteuffel seine eigene goldene Uhr, die der Vater viele Jahre getragen hat und die noch in der Familie bewahrt wird.

Der Emeritus lebte noch immer und verlangte sein Geld, als das dritte Kind Otto am 7. Mai 1804 geboren wurde, wo-

durch die Sorge um den täglichen Unterhalt von neuem wuchs. Das legte dem Vater den Gedanken nahe sich um eine bessere Versorgung zu bemühen. Der Oheim August Wendt ließ sich bereit finden bei dem Oberhofprediger Reinhard in Dresden ein Wort für ihn einzulegen. Diesem sandte er seine im Jahr 1804 zum Besten der Ueberschwemmten gedruckte Predigt mit dem Texte Luc. 8, 9—12. „Ueber die rechte Beschaffenheit der Wohlthätigkeit“ und erhielt darauf folgende Antwort: „Ich habe sie mit Vergnügen und Genugthuung gelesen. Freilich kommt mir ihre Diction noch viel zu blumicht vor; für die einfach große alle Blumen verschmähende aber desto mehr durch die Stärke der Gedanken wirkende Beredsamkeit der Alten sonderlich der Griechen vielleicht allzusehr eingenommen habe ich für das halbpoetische Schönreden der Neueren nicht Sinn genug; ohnehin bin ich überzeugt, daß auch Sie bei zunehmender Erfahrung und genauerer Beachtung dessen, was frommt, immer einfacher und kunstloser sprechen werden. Verzeihen Sie mir eine Bemerkung, die ich mir nicht erlaubt haben würde, wenn meine Hochachtung Ihrer Person und Talente nicht so aufrichtig und groß wäre.“¹⁾ Bald nachher schrieb ihm Hofrath Böttiger am 13. November 1804 in Reinhard's Auftrage: „um aus der Lausitz durch das Ober-Consistorium versorgt zu werden gebe es nur zwei Mittel, einen Revers des Patrons und eine Superintendentur. Das erste halte gewöhnlich sehr schwer. Zum andern sei es erforderlich, daß man den zu episkopirenden genau kennen lerne, daß er sich durch Schriften, die zugleich Schulkenntnisse verriethen, bekannt gemacht habe, u. s. w.“ Dadurch veranlaßt sendete er den Entwurf einer größeren Arbeit an Reinhard und stellte sich ihm bald nachher persönlich vor. Dieser lenkte das Gespräch auf den Entwurf und widerlegte den Gedankengang desselben von Anfang bis zu Ende. Mißmüthig verließ ihn der junge Geistliche gab seine Arbeit auf und meldete sich nicht weiter. Bei einer späteren Erinnerung des Oheim Wendt an seinen Neffen antwortete Reinhard: „Ja ich

1) Nach dieser wörtlich genauen Anführung ist die nur aus dem Gedächtniß aufgezeichnete Stelle in den „Mittheilungen zc.“ S. 26. zu berichtigen.

weiß nicht, warum er sich mit seiner Arbeit nicht einfindet, deren vorzüglichen Entwurf er mir mitgetheilt hat.“ Die eigenthümliche Weise dieses Mannes war ihm unbekannt und deshalb völlig von ihm mißverstanden worden. Diese trübe Erfahrung verbunden mit peinigenden Zweifeln an der Befähigung für sein Amt auch wohl an dem Evangelium selbst drückte ihn gänzlich nieder. Wie seine Universitätsbildung beschaffen gewesen, ist früher erzählt worden.¹⁾ Der Umgang mit einem älteren erfahrenen und gewiegten Amtsgenossen, der ihm hätte zurechthelfen können, fehlte ihm ebenso wie eine Sammlung guter Bücher oder die Möglichkeit sich dergleichen zu verschaffen. Man darf hiebei nicht vergessen, daß es damals in dem nahegelegenen Jessnitz noch keine Eisenbahnstation und in Guben und Sorau noch keine Buchhandlung gab. Allerdings hatte er einen Theil des Geldes für seine erste Schrift zu Anschaffung von Büchern verwendet und von der richtigen Ansicht geleitet, daß einem protestantischen Geistlichen Vertiefung in Gottes Wort das Wichtigste sei, eine Auslegung der Evangelien sich kommen lassen. Allein völlig unberathen, wie er war, hatte er statt etwa Bengels damals schier vergessenem Grmonon die Commentarien des Kirchenrath Paulus gewählt, dessen sogenannte psychologische Methode der Schrifterklärung nur Del in das Feuer gießen konnte, welches bereits an seiner Seele zehrte. In solcher Lebens- und Gewissensnoth kam er da auf den Gedanken das geistliche Amt niederzulegen und eine Sollenehmerstelle zu suchen. Aber seine Gattin erklärte sich mit der ihr eignen Entschiedenheit dagegen und ermuthigte ihn durch ihren ebenso einsichtsvollen als liebevollen Zuspruch in dem einmal gewählten Beruf auszuharren, weil sie überzeugt war, daß ein Wechsel desselben in den seltensten Fällen zum Segen gereiche dagegen sehr oft einen für die Seelenruhe gefährlichen Stachel zurücklasse. Ihre ernstesten Bemühungen blieben nicht ohne Erfolg, und die spätere Zeit hat bewiesen, wie sehr zum Heile für ihn und die Seinigen.

In dem nächsten Jahre wurde seine Theilnahme lebhafter als bisher den Angelegenheiten des Deutschen Vaterlandes zugeleitet, für welches er eine warme und tiefe Liebe empfand. Immer

1) Oben S. 221 f.

düsterer thürmten sich die Wolken, immer drohender nahte das verderbenschwangere Ungewitter von Westen her und beängstete sein Gemüth. Noch besitzen wir eine Handschrift, in welcher seine Gesinnung mit beredten Worten ausgesprochen ist, seinen „Ausruf eines Deutschen an Deutsche. Am Ende Octobers 1805,“ welchem aus leicht erklärlichen Gründen damals in Berlin die Erlaubniß zum Drucke versagt wurde. Darin schildert er Napoleon mit diesen Worten: „Wie ein Hecht im Weiher so lange den kleinen Fischen nachjagt, bis er allein übrig bleibt und in dem unerfättlichen Wanst alle begraben hat; so stürzt die eiserne Faust des kaiserlichen Räubers einen Fürsten nach dem andern, einen Freistaat nach dem andern, bis er als Alleinherrscher dastehen wird.“ Mit überraschender Klarheit und Bestimmtheit verkündet er, was vornehmlich durch Schuld der kleinen Fürsten kommen wird, wenn Deutschland nicht unter Oesterreichs und Preußens Führung dem „Länderverschlinger“ mit vereinter Macht widersteht. Dies geschah bekanntlich nicht, und Zug für Zug traf Alles ein, womit er gedroht hatte. Aber ebenso erfüllte sich, was er als Folge vereinter Kraft der Deutschen im Bunde mit Engländern Russen und Schweden geschaut und in begeisterter Rede geschildert hatte, wenn auch viel später, als er damals wünschte und erwartete, und erst nachdem das Maß der Demüthigung und des Elendes voll geworden, da der allmächtige Gott der ewige Lenker des Völkerschicksals die Stunde gemeinsamer Erhebung und Befreiung samt den Segnungen eines halbhundertjährigen Friedens heraufführte, auf daß ihm allein die Ehre bleibe.

Inzwischen klopfte das Unheil noch öfter an die Thüre seines eignen Hauses. Die Entbindung der Gattin von ihrer zweiten Tochter Tony am 18. Februar 1806 war so schwer, daß ihre Mutter alle Fassung verlor er selbst in Krämpfe fiel und nur seine ebenfalls anwesende Mutter Besonnenheit genug behielt den Geburtshelfer Schuhr aus Guben herbeiholen zu lassen. Während dies in der Wohnstube vorging, saßen die drei älteren Kinder in der Gesindestube ohne Ahnung davon, welche Lebensgefahr ihre geliebte Mutter bedrohte, doch voll banger Erwartung. Da stürzte die

Sommerfelder Großmutter herein mit den Worten: „Badewasser! geschwind Badewasser! Kinder, dankt Eurem himmlischen Vater; Eure Mutter ist gerettet, und Ihr habt eine kleine Schwester bekommen!“ Die arme Mutter hatte fast Uebermenschliches ausgestanden, und die kleine zarte schwächliche Großmutter Kähler fast Uebermenschliches geleistet. Seitdem war und blieb das Verhältnis zwischen Schwiegermutter und Schwiegertochter ein so innig vertrautes, wie wir es aus den im zweiten Beitrage zur Chronik mitgetheilten Briefen schon kennen.

Nochmals überkam ihn der Gedanke, seine Stellung zu verlassen; er wollte Staatsdienste in Oesterreich suchen, wo Männer Norddeutscher Bildung zu jener Zeit öfter einen Wirkungskreis fanden. Deshalb wendete er sich ohne Wissen der Gattin an den Erzbischof von Wien, Sigismund,¹⁾ welcher ihm den 16. Juli 1806 schrieb: „Kaum kann ich Ihnen dermalen angenehme Ausichten versprechen. Da unser Herr durch das letzte widrige Schicksal mehrere Länder verloren hat, hat er alte Diener genug zu unterbringen und die von Zeit zu Zeit erledigten Plätze mit ihnen zu besetzen. Sonsten hätten Sie von Seiten Ihrer Religion nichts zu besorgen; es sind bei uns mehrere Protestanten, Reformirte, disunirte Griechen auch in höheren Stellen verwendet; ich muß Ihnen ohne Parteigeist aufrichtig sagen, daß ich nicht leicht ein Land kenne, wo die Toleranz so herzlich beachtet wird, als in unserer Monarchie; in Sachsen finden Sie gewiß nichts Aehnliches.“

Im Herbst Winter und Frühjahr 1806 bis 1807 brach nun der unglückliche Krieg mit seinen Schrecken und seinem Drucke herein. Der Durchzug eines Regiments Preussischen Fußvolks in schöner Haltung, welches nach Thüringen ging, brachte den Dörflern besonders der Jugend wohl ein ungewohntes reizendes Schauspiel aber bei seiner trefflichen Mannszucht keine erhebliche Beschwerde. Da kam die ebenso unerwartete als niederschmetternde Nachricht von dem Verluste der Schlacht bei Jena am 14. October. Bald verkündeten auch einzelne Versprengte vom Preussischen Heere

1) Sigismund II. Anton Graf von Hohenwart, Fürst-Erzbischof von Wien 1803 bis 1820.

die gänzliche Niederlage und Zertrümmerung desselben; unter ihnen ein Bruder des Amtmann Dühring, welcher damals das Gut in Canig gepachtet hatte; dann zwei junge Männer, welche sich als Graf und Baron mit in der Gegend unbekanntem Namen vorstellten. Diese wurden in dem Pfarrhause nach besten Kräften bewirthe erhalten aus dem Vorrathe des Pastors weiße Wäsche auch etwas Geld und wurden gegen die Warnung der mißtrauenden und sorgenvollen Gattin am andern Morgen von ihm selbst mit seinem Einspanner bis nach einem Orte jenseit der Preussischen Grenze gefahren; doch haben sie später niemals etwas von sich hören lassen. Nach dem Wunsche des Vaters sollte die Mutter mit den Kindern und der Großmutter Seydel nach einer benachbarten Stadt flüchten, weil er die Greuel fürchtete, deren Zeuge er vor zehn Jahren in Franken gewesen war. Allein die heldenherzige Frau lehnte es entschieden ab ihn zu verlassen, der bei seiner Gemeinde aussharren wollte. Sie willigte nur ein, daß die werthvollsten Sachen in einem städtischen Kaufmannsgewölbe vermauert wurden, suchte sich durch Färben des Gesichtes mit Kaffee und durch Bekleidung mit einer alten Kontusche ihrer Mutter zu entstellen, wodurch sie jedoch ihrem Liebreize wenig Eintrag that, und erwartete getrosten Muthes, was kommen würde.

Bald wälzten sich auch die Massen des Französischen Heeres und seiner Verbündeten heran. Besonders waren es Züge von Baiern und Württembergern, welche ihren Weg über Canig nehmen mußten, weil die gerade Straße von Guben nach Crossen durch die nördlich gelegene große Heide schon mit Kriegsvolk überfüllt war. Der Vater hatte dem Schulzen erklärt, daß er auf sein Recht der Befreiung verzichten und die Last der Einlagerung mit den Nachbarn gemeinschaftlich tragen wollte. So kamen eines Tages ein alter Rittmeister, ein Lieutenant und ein Arzt von den Bairischen leichten Reitern in sein Haus um daselbst Rashtag zu halten.¹⁾ Die Mutter stellte für alle drei in der Wohnstube sauber bezogene Betten auf, wobei ihr der Lieutenant ein Herr von Kolbed sagte, wie sehr er sich auf die Ruhe in einem derselben freue, denn er habe seit sechs Wochen in keinem ordent-

1) Epheuranen. S. 72.

lichen Bette geschlafen. Um so betrübter war er, als noch an demselben Abende der Befehl für ihn eintraf sofort wieder aufzubrechen. Kurz bevor er abritt, sagte er zu der Hausfrau, er bemerke, daß sie silberne Löffel auf den Tisch gelegt habe; wolle sie seinem Rathe folgen, so möge sie dieselben unbemerkt mit blechernen vertauschen; für sich könne er wohl einstecken aber nicht für seinen Rittmeister. Diese bairischen Reiter fast lauter Franken erwiesen sich auch bei den Bauern als freundliche Leute. Da vorüberziehende Württembergische Fußvölker in die Häuser eindringen wollten um zu plündern, stellten sich jene mit gezogener Waffe davor und trieben sie erfolgreich zurück.

Eines Tages, als gerade keine Einlagerung in Canig war, kam ein Knecht des ältesten Bruders der Mutter aus Pohlw, welches er damals gepachtet hatte, mit einem Gruß und einem Gerichte Fische. Erstaunt fragte sie ihn, wie es damit eigentlich zusammenhänge; denn sie konnte aus ihrem Teiche leichter Fische haben als ihr Bruder. Der Bote gab zur Antwort: „Darum sind es auch nicht die Fische, wegen deren ich komme; ich soll Ihnen nur erzählen. Heute Nachmittag kam der Bauer Noack aus dem Dorfe zum Herrn Amtmann und bat um ein Quart Brantwein für seine Würtemberger; der Herr möchte es ihm aber selbst zumessen. In der Brantweinkammer sagte er, die Soldaten haben ihn erst nach den umliegenden Dörfern und den dort wohnenden Amtleuten Predigern und Förstern gefragt dann aber in ihrer Mundart verabredet, daß sie in dieser Nacht bei dem Herrn Pastor in Canig einbrechen und ihn berauben wollen. Sie meinten wohl, daß hier niemand ihr Schwäbisch verstehe; aber der Noack ist vormals als Soldat in das Reich gekommen und hat sie recht gut verstanden ohne sich davon etwas merken zu lassen. Nun mag der Herr Amtmann einen sicheren Boten mit der Nachricht nach Canig senden. Der Bote bin ich.“ Diese Mittheilung trieb den Vater sogleich zu Veranstaltung der zweckdienlichsten Maßnahmen um das Raubgesindel nachdrücklich zu empfangen und abzuweisen. Der Schulz Sohnke wurde berufen und mit ihm das Erforderliche verabredet; insbesondere wurde er aufgefordert eine Wache von vier Bauern in die Pfarre zu senden.

Außer diesen, welche die Gesindestube besetzten, hatten sich auf die Bitte des Vaters der Amtmann Dühring mit seinem früher erwähnten Bruder und der Jäger Unger in der Wohnstube eingefunden sämmtlich mit scharfgeladenen Flinten und Hirschfängern bewaffnet. Auch das S. 226 erwähnte Pandurenmesser sollte diesmal seine Dienste thun und wurde deshalb hervorgeholt. Die Kinder waren in vollständiger Bekleidung zu Bette gebracht, damit sie im Nothfalle sogleich flüchten konnten. Während alle Fensterladen verschlossen und außerdem dicht verhängt waren, damit kein Lichtstrahl hindurch dringe, stand die Mutter oben in der finsternen Studirstube an dem Fenster mit der Aussicht auf die Gasse, welche zwischen Zäunen von der Pfarre nach dem Dorfe führte, um bei Annäherung des Feindes mit ihrer durchdringenden weithin vernehmbaren Stimme dem Schulmeister König auf dem Kirchturme das Zeichen zu geben, daß er die Sturmglocke läute. Vielleicht eine Stunde mochte so in banger Erwartung verfloßen sein, als die Mutter auf einmal ein lautes: „Wer da!“ ertönen ließ. Sofort stürzten die Männer aus der Wohnstube gefolgt von den Bauern aus der Gesindestube an die Hausthür in der Voraussetzung, daß jetzt der Kampf beginnen müsse. Die Mutter hatte eine bei der Dunkelheit unerkennbare Gestalt in der Gasse herunterkommend gesehen, welche auf ihren Anruf erwiderte: „Der Bogt!“ Dieser stand jetzt vor der schnell geöffneten Hausthür und erzählte: als der Schulz in den Krug gekommen, habe er außer den Bauern eine Anzahl fremder Kriegersleute sitzen sehen dadurch aber sich nicht abhalten lassen ganz laut zu sagen: „Bei unserm Herrn Pastor wollen sie heute Nacht einbrechen; das werden wir aber nicht leiden. Darum gehen gleich vier Mann zur Wacht auf die Pfarre; vier Mann bleiben im Kruge; die übrigen Nachbarn gehen nachhause halten sich aber mit Söhnen und Knechten zur Hülfe bereit, wenn sie die Sturmglocke hören, sagen es auch denen an, die eben nicht hier sind.“ Die fremden Kriegersleute haben hierauf mit einander geklüstert nach einer Weile ihre Beche bezahlt und sich dann auf dem Wege nach Pöhlow still davon gemacht. Für diesmal war die Gefahr vorüber.

Schlimmer drohte es aber ein anderesmal zu werden. Die Nachricht hatte sich verbreitet, daß ein Württembergisches Jägerregiment einrücken solle um zu fouragiren, wie der Kunstausdruck hieß. Gegen Mittag kam es an, und schnell zerstreuten sich die Leute in alle Gehöfte. Der Vater stand mit Frau und Kindern oben in der Studirstube am Fenster um zu sehen, was vorgehen würde. Es dauerte auch nicht lange, so kamen erst Einzelne dann Mehrere auf den Pfarrhof und jagten den zahlreich vorhandenen Hühnern nach, in deren Fang und Erwürgen sie eine große Geschicklichkeit zeigten. Plötzlich erblickt er seine Frau unten umringt von einer Schaar dieser verwilderten Leute. Vom höchsten Schrecken ergriffen zögert er einen Augenblick ermannt sich jedoch schnell wieder und eilt zu ihr hinab. In der Voraussetzung, daß es von dem Jagen des Federviehs auf dem Hofe bald zum Plündern des Hauses kommen würde, wenn niemand dazwischen träte, war sie still hinunter vor die Thüre gegangen und hatte die Ersten, welche ihr begegneten, gefragt, ob sie nicht ein Mittagbrod von ihr annehmen wollten. Darauf waren ihr etwa zehn Mann bereitwillig in die Wohnstube gefolgt, wo schon der Tisch gedeckt stand, und wo sie beim Erscheinen ihres Gatten diese Gäste mit Graupe Rindfleisch und Bier bediente; denn die Mägde hatten sich aus Furcht vor Mißhandlung in ihrer Kammer verriegelt. Während dessen hörte man aus dem Dorfe das Brüllen der geschlagenen Männer und das Kreischen der bei den Haaren gerauften Weiber, welche den nutzlosen Versuch gemacht hatten ihre gewaltsam geöffneten Truhen und deren Inhalt vor den räuberischen Griffen zu schützen oder den Plünderern ihre Betten zu entreißen, die sie aufschnitten um die Bezüge zu nehmen, nachdem die Federn herausgeschüttelt waren. Marketenderinnen kamen in das Pfarrhaus und zeigten den Soldaten Geld und andere entwendete Gegenstände. Plötzlich erschien unten die Magd Mar- lise und rief: „Frau Pastern, Frau Pastern! sie holen uns das fette Schwein; sie brechen schon von des Nachbars Garten her an den Bohlen der Stallwand!“ Die Zuneigung zu dem von ihr gefütterten Thiere wohl nicht minder als die Sorge um das Eigenthum ihrer Herrschaft hatte die Furcht überwogen und sie

aus ihrer Kammer herabgetrieben, von welcher sie den gemeldeten Vorgang sehen konnte. Sofort wendete sich die Frau an ihre Gäste und sprach: „Während ich mir Mühe gebe Sie hier zu bewirthen, wollen Ihre Kameraden mir das Schwein fortnehmen; womit soll ich dann meine Kinder womit nach Ihnen kommende Soldaten versorgen?“ „Nein dees soll nit sein!“ rief ein Sergeant, der zugegen war, sprang vom Tisch auf zog sein Seitengewehr und befahl Einigen seiner Leute ihm zu folgen. Es gelang ihnen auch die Einbrecher zu vertreiben, die obzwar in der Mehrzahl doch wohl ihres Rechtes bei diesem Vorhaben nicht gewiß sein mochten. Indem erklangen auch die Hörner zum Sammeln, und bald darauf erfolgte der Abzug.

Es mochte in den milden Tagen des April 1807 sein, als ein Regiment Französischen Fußvolks am Vormittag auf dem weiten Dorfsanger Halt machte und die Gewehre zusammenstellte. Die Leute frühstückten, was sie mitgebracht hatten, oder trieben unter sich Kurzweil belästigten aber niemand. Vater Mutter und Kinder waren nach Tippels Ecke hinaufgegangen so benannt von dem Besitzer eines Gärtnerhauses. Bald fanden sich zu den Eltern einige Officiere, die erfreut waren bei ihnen Geläufigkeit in ihrer Sprache zu finden. Ihre Anzahl vermehrte sich schnell, und der Vater in lebhafter Unterhaltung mit ihnen verwickelt hatte nicht gleich bemerkt, daß die Mutter von seiner Seite verschwunden war. Da erblickt er sie auf einmal die Gasse zum Hause hintersehreitend und umgeben von sechs bis acht Officieren. Diese hatten gegen sie geäußert, daß sie nach einem Trunke frischen Wassers schmachteten, und waren darauf von ihr in das Haus eingeladen worden. Eilig und nicht ohne Sorge ging der Vater ihnen nach mit ihm auch die Officiere, welche um ihn her gestanden hatten, so daß die Wohnstube sich bald ganz von ihnen füllte. Kaum hatte er von der Mutter die Veranlassung des Besuchs erfahren, so holte er aus dem Keller einige gerade vorhandene Flaschen Wein und steigerte dadurch ihre Höflichkeit und ihr Vergnügen noch mehr, obwohl nur wenig davon auf jeden Einzelnen kam. Mit den verbindlichsten Aeußerungen schieden sie von den Eltern und rühmten noch in

Grossen deren Gastlichkeit und Bildung, wie diesen später erzählt wurde.

Endlich kam der traurige Friede von Tilsit am 9. Juli 1807 und mit ihm die Befreiung von Einlagerung der fremden Kriegsvölker bis auf eine Abtheilung Russen, die gegen Ende des Jahres aus Französischer Gefangenschaft heimkehrten. Da der Kurfürst Friedrich August von Sachsen bald nach der Schlacht bei Jena das Bündniß Preußens mit dem des glücklichen Siegers vertauscht hatte, wofür er mit Preussischen Provinzen belohnt wurde, so erfuhren die Bewohner unseres Dorfes weniger Druck als die Preussischen Nachbarn. Doch die von Napoleon verfügte Handelsperre des Festlandes steigerte den Kaffee Thee Zucker Tabak und andere überseeische Waaren zu fast unerschwinglichen Preisen. Das traf, wie man sich denken kann, den Haushalt unsrer Mutter viel weniger als den anderer Wirthinnen. Nur die Großmutter konnte sich den lieb gewordenen Kaffee und der Vater den leidigen Tabak nicht ganz versagen. Da wurde denn auf allerlei Ersatzmittel Bedacht genommen. Eicheln oder Erbsbohnen neben der früher schon bekannten Eichorie mit einem kleinen Zusatze von Kaffeebohnen gaben etwas dem gewohnten Getränk Aehnliches. Der angestellte Versuch aus Runkelrüben Zucker zu bereiten mißlang; doch wurde ein ziemlich brauchbarer Syrup gewonnen, von dem sich ein Theil verkaufen ließ. Ein im Garten des Nachbar Nippach gelegenes zur Pfarre gehörendes Ackerbeet wurde wegen seines fetten Bodens mit Tabakpflanzen besetzt, die aus dem Samen gezogen waren. Da mußte denn die Mutter mit den älteren Kindern während des Sommers und Herbstes fleißig hinüber um auszugeizen, das heißt die Seitentriebe wegzubrechen, und abzublatten. Die gewonnenen reifen Blätter wurden zum Schwitzen zusammengelegt, sobald sie sich gebräunt hatten, mit großen Packnadeln auf Binsfaden gereiht und zum Trocknen aufgehängt. Alle diese Arbeiten waren wegen der Unreinlichkeit und des beißenden Geruches äußerst lästig; gleichwohl entzog sich ihnen die Mutter nicht. Zuletzt wurden die Blätter in eine Brühe geweicht, welche Duft und Geschmack des Virginia- oder Varinastabaks herstellen sollte, und ein Tabakspinner kam mit seinen Werkzeugen aus

der Stadt, welcher seine Arbeit in der einzig bewohnbaren Stube des Hauses vornehmen mußte. Trotz aller darauf gewendeten Mühe konnte der Vater das Erzeugniß denn doch nicht vertragen und mußte froh sein es gegen Entschädigung für seine baaren Unkosten los zu werden. Wie der in ihres Vaters Hause so ganz anders gewöhnten Frau bei dieser und ähnlichen Zumuthungen oftmals zu Sinne sein mochte, ist leicht zu ermessen. Gleichwohl war an ihr niemals jenes verdrüßliche und mürrische Wesen bemerkbar, welches in ähnlichen Verhältnissen nicht selten der Frauen sich bemächtigt und bei aller Achtung vor ihren Leistungen doch kein rechtes Wohlgefallen an ihnen aufkommen läßt. Sehr zu statten kam ihr bei den Aufgaben, die ihr gestellt waren, und die sie sich selber stellte, daß sie Krämpfe oder ähnliche Leiden mancher hochgerühmten Frau nicht kannte. Wohl galt auch von ihr das Wort: „Wer ist schwach, und ich werde nicht schwach?“ Aber dagegen hatte sie ein eigenthümliches Mittel, welches sie bis in ihr höchstes Alter anzuwenden pflegte. So fühlte sie sich an einem Spätsommertage matt und müde trübe und verzagt. Sie klagte darüber in Gegenwart ihrer treuen Magd Marliſe, welche sagte: „Sie müssen sich besser pflegen.“ Doch sie erwiderte: „Mit nichten! — Liebe Mutter, sein Sie so gütig, sich heute des Hauswesens anzunehmen; und Du Marliſe begleite mich, ich habe einen Gang vor und brauche Dich.“ Sie rüstete sich wie zu einem Spaziergange nahm jedoch leichte Kost für den ganzen Tag mit und machte sich in früher Morgenstunde auf den Weg nach dem Flachsfelde, welches auf dem Pohlower Winkel angesäet war. „Aber Frau Pastern, was soll das?“ rief die erstaunte Magd und erhielt zur Antwort: „Ich will arbeiten, schwer arbeiten; das wird meine Schwäche fortnehmen.“ Dort angekommen begann sie mit Marliſe den Flachſ zu ziehen. Obgleich ihr bald die Kniee zitterten und Thränen an den Wangen herabließen, hielt sie doch bei dieser Arbeit zwei Stunden aus. Nachdem sie dann mit ihrer Gefährtin kurze Zeit geruht und etwas Milch getrunken hatte, nahm sie ihr Werk wieder auf und setzte es bis Mittag fort. Da erst gönnte sie sich die Ruhe einer Stunde unter dem grünen Laubdach eines Baumes und die

Erquickung der einfachen Mahlzeit, welche sie mitgebracht hatte. Dann ging sie abermals an ihre Arbeit, die gethan war, lange bevor die Sonne sank. Ob auch am folgenden Tag ihre etwas steif gewordenen Glieder schmerzten, so war doch die Reizbarkeit und Verzagtheit völlig überwunden.

Auch abgesehen von Druck und Entbehrung war das eine harte düstere Zeit für jedes Deutsche Mannesherz. Der Vater sagt davon später im Hinblick auf sein Geburtsland Preußen: „Als ein entsetzliches Schicksal das Vaterland niederwarf, da zitterte ich nicht bloß für Eltern für Brüder für Freunde. Daß die Schöpfung des großen Friedrich untergehen der Ruhm des Preussischen Namens sich in Spott verwandeln ein mit väterlicher Regentensorgfalt bewahrtes und beglücktes Volk der Raub eines mit leichtsinniger Bosheit plündernden und zerstreuenden Feindes werden und die Stütze Deutschlands und ein Schmuck des Europäischen Völkerbundes zertrümmert werden sollte: das war der Gram, der mein Herz zerfleischte und die Kraft meines Körpers lähmte. O unglückselige Jahre, wo alle Hoffnung der persönlichen Wohlfahrt kraftlos verging in der Hoffnungslosigkeit des öffentlichen Wohls; wo das Herz in unnatürlichem Zwange seine rechtmäßigsten Empfindungen unterdrücken und einer Pflicht, die es verdamnte ohne sie ablehnen zu können, gehorsam schweigen mußte, entweder weil es nur gegen sich selbst oder gegen die gebietende Ordnung reden konnte; wo überall Verdacht lauerte und wüthende Leidenschaft von beiden Seiten aus Worten und Handlungen Gift sog! — Lange peinliche Jahre, Jahre der Schande der Noth der Furcht der Kränkung sind für uns vorübergegangen. Wem sein Vaterland, wem die Menschheit am Herzen lag, dem mußte der Gram die Brust langsam aushöhlen, wenn er sein thränenvolles Auge um sich schauen ließ und sich selbst und sein Volk in Ketten, die Guten verbannt unthätig muthlos, die Bösen laut geschäftig und siegreich erblickte. — Auf uns auf unserm ganzen Volk auf allen Ländern, mit welchen Deutsche Sprache uns brüderlich vereinigt, ja auf ganz Europa schien der Zorn des Herrn zu ruhen. Preis gegeben hatte er uns und fast alle der schmachvollen Knechtschaft unter einem übermüthigen Sieger.

Schimpflich war das Heer, welches unsere Vormauer sein sollte, geflohen, und Macht und Ehre, welche im langen Kampfe der Vorfahren durch beispiellose Tapferkeit und Treue erworben, in wenig Tagen feige und treulos verloren. Am äußersten Ende seiner Staaten fand unser edler König kaum für sich und seine Familie eine Freistatt, während in seiner Königsstadt in seinen Schlössern siegestrunkene Kriegsknechte als Räuber hausten. Spott verfolgte seine geheiligte Person, boshafter Schimpf besudelte die Ehre seiner Gemahlin, dieser Königin der Frauen an Liebenswürdigkeit und Tugend. Ein schimpflicher Friede riß die Hälfte von dem Vaterland und von dem Könige los, dem Recht Gewohnheit Verehrung Liebe sie verbanden. Der Streit der Waffen war geendet; nicht Hohn und Bedrückung. Heimlich und scheu durfte kaum der Freund dem Freunde die Meinung seines Herzens seine gerechte Klage anvertrauen. Das ausgefogene und geplünderte Land wurde von hungrigen Aufsehern bewacht, denen der Erwerbßleiß zum Preise seiner Freiheit die besten Früchte abtreten mußte. Die Edelsten des Landes mußten sich hücken vor Menschen, die sich mit Ehre brüsteten, weil sie schamlose Werkzeuge eines Tyrannen waren. Oeffentlich rühmen und Gottes Schutz empfehlen mußten wir und so viel verspottete und gequälte Völker den, dessen ungezähmte Ehrsucht unser bürgerliches und häusliches Wohl vernichtete.“ —¹⁾ Ueber das in so ergreifenden Worten geschilderte Elend des Vaterlandes fiel er in eine tiefe Schwermuth, die sich erst zu lösen begann, als in ihm wie in Vielen der Besten jener Zeit der Gedanke lebendig wurde, daß für unser zertretenes Volk keine Rettung möglich sei als durch Erneuerung und Erhebung von Jinnen heraus durch Erkenntniß und Heilung alter und neuer Schäden Brüche und Risse. Seine Aufmerksamkeit lenkte sich dabei zunächst auf die Zerwürfnisse unter den verschiedenen Ständen insbesondere auf die vielfach ungerechten oder doch übertriebenen Vorwürfe, mit welchen der Adel überhäuft wurde. So genau ihm die Fehler und Versündigungen Vielen unter den Geroffen dieses Standes seither bekannt waren, so Manches er selbst davon gelitten, so scharf er in einzelnen

1) Geschichte von Kottbuß. S. 183. 186. 189. f.

seiner früheren Schriften die Geißel darüber geschwungen hatte; jetzt trat er als sein Bertheidiger auf in den „Meinungen eines Bürgers über den Erbadel“ 1808 mit dem Wahlspruche: *Plato amicus sed magis amica veritas.*¹⁾ Diese Schrift war sein erster öffentlich erschienener Versuch auf einem andern als dem Novellengebiete und bleibt ein schönes Zeugniß seines Edelsinnes und seiner reichen Begabung. Bei der Ausarbeitung, welche ihn auf die Geschichte vornehmlich des Deutschen Volkes zurückführte, wuchs ihm der Muth in der Noth die Hoffnung auf eine bessere Zukunft und der Entschluß mit männlicher Geduld auszuharren, bis Gott die Stunde der Befreiung erschen habe. Er folgte wohl auf das Gespannteste der Erhebung des Spanischen Volkes dem Ausbruche des Oesterreichischen Krieges im Jahr 1809 den Heldenthaten Andreas Hofers und seiner Tiroler dem kühnen Zuge des Herzogs von Braunschweig-Dels und des Major von Schill durch Norddeutschland dem Aufstandsversuche des Freiherrn von Dörnberg in Hessen; allein das gänzliche Mißlingen der meisten dieser Unternehmungen entmuthigte ihn nicht mehr in dem Grade wie die Niederlage von Jena und ihre nächsten Folgen, weil er mit den treuen Vaterlandsfreunden seiner Zeit in ihnen die ersten Versuche jener engen Verbindung der geknechteten und gemißhandelten Völker mit ihren angestammten Fürsten zu Abschüttelung des Joches erkannte, die wenig Jahre darauf nirgend so stark nachhaltig und unwiderstehlich hervorbrach als in seinem ruhmreichen Heimathlande Preußen.

Seine Gattin hatte zwar auch mit ihm die erfahrene Schmach der Unterdrückung und Ausplünderung durch den großen Träger und Führer der Französischen Revolution mit tiefem Abscheu empfunden; indeß nach ihrer Eigenart und als Mutter waren ihr doch die Schicksale im Haus und in der Familie bedeutungsvoller. Die Großmutter Kähler sagt in ihrem oben S. 244. angeführten Brief über ihre Kinder zu Canig während dieser Zeit: „sie lebten darum freilich nicht ganz zufrieden, fühlten sich jedoch darum nicht ganz unglücklich.“ Der Grund für das Letzte lag vornehmlich in ihnen selbst in den reichen Hülfquellen seines

1) Plato mein Freund, aber mehr noch meine Freundin die Wahrheit.

Geistes in der regen Empfänglichkeit und standhaften Ausdauer ihrer Seele in der festen Herzensgemeinschaft Beider, die zwar Prüfungen zu bestehen hatte allein ihrem innersten Wesen nach nie gestört wurde. Von ihr hatte er gehofft, sie sollte ihm Genossin seiner Sorgen Freuden und Studien sein, und bekannte später, sie sei von jeher nicht blos mit der edelsten Treue die Gehülfin seines Lebens auch die innige und lange Zeit die einzige Theilnehmerin seiner geistigen Arbeiten Fortschritte und Pläne gewesen.¹⁾ Unzweifelhaft hat ihn nicht allein die Anerkennung seiner schöngeistigen Schriften sondern schon die Hervorbringung derselben erfreut, denn man fühlt ihnen an, mit welcher Lust und Liebe sie gearbeitet sind. Er schrieb sie des Winters in der Wohnstube, wie schon erzählt ist, des Sommers aber unter einem rohen Bretterdache, welches sich an den westlichen Giebel der Scheune lehnte und nach der Gartenseite von drei Pfosten getragen wurde, neben sich den trefflich abgerichteten Kudel Cartouche, den ihm sein Bruder Fritz aus Frankfurt a. D. mitgebracht hatte, und der diese bescheidene Arbeitsstätte des Dichters in seiner Abwesenheit von niemand betreten ließ. Der Gattin aber gewährte es Befriedigung ihn auf diese Weise thätig zu sehen, und frohen Genuß, wenn er zuerst ihr die Erzeugnisse seiner gewandten Feder mittheilte. Der Blick auf die Schaar wohlgebildeter und in Gesundheit blühender Kinder bot ihnen bei allen Sorgen Mühen und Entbehrungen, welche zumal in einer Lage gleich der ihren davon unzertrennbar sind, doch einen immer neu sprudelnden Quell der Freude, wie Jeder weiß, der Kinder besitzt oder besessen hat. Die Hauptaufgabe ihrer Erziehung fiel allerdings der Mutter anheim, welche im innersten Grunde von tiefer und strenger Gottesfurcht ausging dabei aber an dem ihr von Jugend auf eingepägten Gedanken der angeborenen Würde des Menschen hing, den sie deshalb bei ihren Kindern vorzugsweise als Antrieb des Verhaltens und Handelns gebrauchte. Das mußte unvermeidlich in den jungen Herzen früh schon einen Ehrgeiz erwecken, welcher für sie mit viel nachtheiligeren Folgen verknüpft gewesen wäre, wenn ihre treffliche Mutter ihnen nicht in Wort und Wandel ein

1) Epheuranen. S. V.

so edles Vorbild gegeben hätte. Ihre liebevolle Fürsorge und sich selbst vergessende Aufopferung konnte nicht ohne reichen Segen für die Kinder bleiben, und keines derselben hat je den Dank vergessen, den sie ihr noch im Grabe dafür schulden. Obwohl sie eine unnachlässig strenge Zucht übte, war sie doch immer bemüht den Kindern die Nothwendigkeit derselben begreiflich zu machen. Ihr weiches Muttergefühl offenbarte sich ihnen aber am rührendsten, wenn sie Striemen untersuchte und mit sanfter Hand einrieb, welche die Schläge des Vaters verursacht hatten, der auch im Strafen sich von seiner großen Festigkeit fortreißen ließ. Am meisten bekam dies der älteste Sohn zu empfinden, der insofern eine Art Pöppel für seine sieben nachfolgenden Geschwister war; vornehmlich deshalb, weil er ein Muster der Vollkommenheit werden und vor allen Mängeln und Fehlern bewahrt bleiben sollte, deren sich der Vater anklagte. Dabei fehlte ihm nicht ein sehr freier Spielraum und selbst Antrieb zu Wagestücken, die seine Geistesgegenwart wecken und seinen männlichen Muth stärken sollten. Aus dem Munde der Mutter vernahm er häufig: „Als der Älteste mußt Du der Verständigste sein und deshalb Deinen jüngeren Geschwistern nachgeben.“ Das hatte sich Sophie und Otto wohl gemerkt, und sobald der Älteste von ihren Neckereien auf das Aeußerste gereizt seine überlegene Kraft anwendete, dann ließen sie den Ruf ertönen: „Mutter, der August!“ wobei sie ziemlich sicher waren, daß ihn das Härtere traf. Aus dem Kinderleben und Treiben in dem Pfarrhause zu Canig ließe sich noch viel erzählen, doch gehört das mehr in ihre eigene Geschichte, weshalb hier nur Einiges erwähnt werden soll, was die Eltern besonders die Mutter tiefer berührte.

August spielte eines Tages nicht weit von ihr, die mit einer Handarbeit beschäftigt war, in der Laube zwischen dem Backofen und dem Teiche. Plötzlich rief er: „Mutter, Mutter ein fremdes Thier!“ Als sie sofort herbeigeeilt war, sah sie zu ihrem höchsten Schrecken, wie eine große dort sonst ganz unbekannte Schlange sich langsam durch die abgefallenen Blätter wand. Sogleich ergriff sie ihr Kind eilte mit demselben in das Haus faßte hier eine Feuerzange und lief wieder nach der Laube, indem sie

der Magd Marliſe rief mit einer Miſtgabel herbeizukommen. Anfangs konnte ſie die Schlange nicht wieder entdecken, bis ſie emſig umherſpähend dicht an dem Backofen nur noch den Schwanz aus einem Loch hervorragen ſah. Sofort erfaſte ſie dieſen mit der Feuerzange und wand das widerſtrebende Thier mit Anſtrengung aller Kräfte wieder heraus ſpieſte den endlich hervorſchnellenden Kopf mit der Miſtgabel an den Boden und zerteilte den Leib mit einem Spaten, den ſie hatte holen laſſen. Dabei kamen viele Eier zum Vorſchein, ſo daß ſie ihre Kinder und Hausgenoſſen nicht allein von der für giftig gehaltenen ¹⁾ wohl drei Fuß langen Schlange ſondern auch von deren zahlreicher Nachkommenschaft durch ihre kühne That befreit hatte.

Otto, ein lebhafter und durchtriebener Knabe, hatte etwa vier Jahr alt einmal zugeſehen, wie der Mutter zur Ader gelaffen wurde. Alsbald lockte er die jüngere ungewöhnlich dicke Schweſter aus dem Zimmer ergriff den abgeſprungenen Henkel eines Glaſes und rief: „Tony, ich muß Dir zur Ader laſſen.“ Bevor ſie wußte, was ihr geſchah, ſchnitt er ſie mit dem ſcharfen Glaſe in den Arm und war erſtaunt, als aus der tiefen Wunde wegen des Fettes kaum etwas Blut kam. An derſelben Stelle brach ſie bald nachher und ſpäter noch einmal den Arm beim Fallen von einem Stangenzaun, über welchen ſie ihren älteren Geſchwiftern trotz ihrer Unbeholfenheit nachklettern wollte, doch ohne dauernden Nachtheil davon zu erfahren.

Bei einer der letzten Chriſtbeſcheerungen in Canig hatte er eine kleine Violine erhalten, und es machte ihm unſagliche Freude ohrzerreiſende Töne aus ihren Saiten zu locken. Am andern Weihnachtſeiertage traf ihn die Mutter, wie er zu ihrem höchſten Erſtaunen beſchäftigt war die ſo ſehr geliebte Violine mit einem Hammer zu zerſchlagen. Auf ihre Frage, was er denn da mache, gab er zur Antwort: „Ich ſuche den Ton.“

Einen traurigen Ausgang hatte folgender Vorfall. Die Kinder waren mit dem Liede des Wandsbecker Boten bekannt geworden: „War einſt ein Nieſe Goliath, gar ein gefährlich

1) Göthe hat geſagt: „Ich halte alle Schlangen für giftig nur die einen mehr die andern weniger.“ Voigt Lehrbuch der Zoologie. III. S. 54.

Mann 2c.“ Als nun August der dringenden Bitte seiner Schwester Sophie nachgebend diese auf einem kleinen Eischlitten zog, indem sie die beiden sonst zum Fortschieben bestimmten Eisstacher so in den Händen hielten, daß ihm die Eisenspitzen zugekehrt waren, kam der jüngere Otto heran und rief: „Ich bin der kleine David, und Du bist der Riese Goliath!“ Zugleich suchte er seinen Bruder zu umfassen und niederzuwerfen glitt aber auf dem spiegelblanken Eise des Teiches aus und fiel erhob sich jedoch bald wieder und lief weinend nach dem nahen Hause. Hier erblickte die Mutter in dem rechten Auge eine mit Blut gemischte Thräne und bei näherer Untersuchung eine kleine Wunde quer über die Pupille. Die erste Vermuthung war, er sei durch einen der Eisstacher verletzt; allein August hatte diese bei dem Angriffe seines Bruders sogleich fallen lassen; auch zeigten sich die Eisenspitzen nicht scharf genug zu solcher Verwundung, welche daher nur durch einen kleinen Eisplitter verursacht sein konnte. So schnell als möglich herbeigeschaffte ärztliche Hülfe hob zwar bald die leichte Entzündung und bewirkte die Heilung; aber eine Narbe blieb zurück und bedeckte die Pupille so, daß er seitdem mit diesem Auge nur einen undeutlichen Lichtschimmer wahrnehmen konnte. Auch das unverletzt gebliebene linke Auge war später oftmals leidend,¹⁾ weshalb der Schulbesuch mehrfach unterbrochen und endlich eine wissenschaftliche Ausbildung seiner vorzüglichen Anlagen ganz aufgegeben werden mußte.²⁾

Niemals konnte die Mutter ohne innigen Dank gegen Gott ihre Entbindung am 19. Juli 1808 von dem dritten Sohne Bernhard erwähnen, welcher auch bis zu ihrem Ende unter allen Geschwistern ihrem Herzen am nächsten gestanden hat, obwohl ihr Grundsatz war kein Kind dem andern vorzuziehen oder nachzusetzen. Abends vorher kam der Vater mit den älteren Kindern spät vom Erntefelde heim. Sie hatten Blumen für die liebe Mutter mitgebracht und fanden diese im stillen Behagen neben der Großmutter vor der Thüre sitzend. Am andern Morgen wurden sie sogleich nach dem Aufstehen an das Bette der Mutter

1) Zweiter Beitr. 3. Chron. S. 183. ff. 2) Hermann von Säbened. III. S. 364.

geführt, welche sie mit dem Ausdrucke verkürter Freude im Gesicht empfing und ihnen in der nebenstehenden Wiege das neugeborene Brüderchen zeigte. Die Entbindung war diesmal eben so schnell und leicht gewesen, als am 18. Februar 1806¹⁾ langanhaltend schwer und lebensgefährlich. Auch das Wochenbett überstand sie gut und erfreute sich sehr bald wieder der alten Kraft. Der kleine Bernhard war ein bildschönes Kind, was im nächsten Jahre Folgendes veranlaßte, wovon die Mutter gern erzählte. Sie ging mit Frau von Beerfelde in Bomsdorf vor dem Schlosse spaziren und hatte den Knaben auf dem Arm, als eine vorüberfahrende Dame anhalten ließ und um ein Glas Wasser bat. Kaum hatte sie den Kleinen erblickt, als sie nach ihm verlangte. Auf die Französischen Vorstellungen der Begleiterin, daß dergleichen sich für eine Prinzessin nicht ziemte, trat die Mutter vom Wagen zurück, die schon im Begriffe war ihr das Kind zu reichen. Aber die Prinzessin Auguste von Sachsen, denn diese war es, bestand auf ihrem Verlangen. „Und so, fügte die Mutter ihrer Erzählung hinzu, hat Dich eine Prinzessin geküßt.“

Um diese Zeit empfand die Mutter drückende Sorge wegen des Unterrichts ihres ältesten Sohnes, der bereits acht Jahr alt geworden noch nicht einmal lesen konnte. An einen eigenen Hauslehrer für ihn war bei den unzureichenden Mitteln nicht zu denken; in die Dorfschule wollte sie ihn nicht gehen lassen; die kurze Theilnahme an dem Unterrichte der Junker bei dem Hofmeister Stahn auf dem sogenannten Schlosse hatte sich ganz nutzlos erwiesen; und der Vater besaß gerade damals nach dem unglücklichen Krieg am wenigsten Neigung und Geduld dazu. So blieb ihr nichts übrig als bei all ihrer häuslichen Arbeit selbst damit zu beginnen. Sie fand aber hiezu keine andere Zeit, als wenn sie mit einer Handarbeit an der Wiege ihres kleinen Bernhard saß. Da kam es denn häufig vor, daß sie abgerufen wurde und ihrem August das langweilige Schaukeln des Brüderleins neben dem noch langweiligeren Lernen der Buchstaben allein überlassen mußte. blieb Sie nun länger fort, und bemerkte der Burische, daß der Kleine eingeschlafen war, dann benutzte er das enge

1) Oben S. 261.

niedrige Kammerfenster um durch des Nachbars Garten in das Freie zu ent schlüpfen und seine Gespielen aufzusuchen. Daraus ist wohl erklärlich, daß es mit seinen Fortschritten sehr langsam ging und Monate dauerte, bevor er nothdürftig buchstabiren lernte; denn vom Lautiren wußte man damals noch nichts. Gleichwohl ist er nachher nicht später als die meisten anderen jungen Leute zur Universität und in das Amt gekommen.

Je einsamer das Leben der Eltern zu Canig in geselliger Beziehung der Regel nach verlief, um so freudiger wurden die Besuche der Großeltern aus Sommerfeld der Oheime und anderer Freunde aufgenommen, wovon sich Einiges im Gedächtniß erhalten hat. Während des ersten Wochenbettes der Mutter kam Fritz,¹⁾ welcher eben das Erlernen der Apothekerkunst aufgegeben hatte und im Begriffe stand ein Gymnasium in Berlin zu beziehen. Seine Liebe zu der Schwägerin bekundete er durch einen winzig kleinen Quirl, welchen er auf einem Spaziergang in den Wald aus der Spitze einer jungen Kiefer selbst gefertigt hatte und ihr zur Bereitung des ersten Kinderbreis für ihren ältesten Sohn mitbrachte, von dem er noch heute als Andenken an diesen Oheim und seine eigene Kindheit aufbewahrt wird.

Nach seiner Rückkehr von Kopenhagen im Herbst 1802 hielt Moritz²⁾ sich mehrere Tage bei seinem älteren Bruder in Canig auf, dem er mit inniger und warm erwiedeter Liebe zugethan war. Auch dieser besaß Fertigkeit im Clavierpiel und beschrieb gerade damals viel Notenpapier mit selbst erfundenen Musikstücken. Da wurden denn theils Mozarts Sonaten theils eigene Kunstwerke der Brüder bald zwei- bald vierhändig auf dem alten höchst unvollkommenen Clavier unermülich oft bis tief in die Nacht hinein aber zu ihrer unsaglichen Lust ausgeführt; während der kleine August, wenn er ein Notenblatt erlangt hatte, sich auf die Schwelle der Hausthüre setzte und aus Leibes Kräften sang: „Angst und Noth! Angst und Noth!“

Später kamen einmal mehrere Oheime des Nachmittags und sollten nach dem Wunsche des Vaters weit hinten im Garten

1) E. Zweiter Beitr. 3. Chron. S. 162.

2) D. Zweiter Beitr. 3.

Chron. S. 161.

unter den Obstbäumen mit Kaffee bewirthet werden. Weil die Mägde sämmtlich auf dem Felde waren, trug die Mutter einer Entbindung nahe nicht ohne Verstimmung selbst das Brett mit der Kaffeekanne und den schönsten Tassen ihres Besitzes,¹⁾ auf dem schmalen gepflasterten Fußwege dahin. Hier hatte ihr ältester Knabe eine Anzahl Weidengerten liegen lassen, die seine Reitpferde vorstellten. Sie bemerkte dieselben nicht verwickelte sich in ihnen mit den Füßen und fiel, wobei fast all ihr schönes Geschirr in Scherben zerbrach. Als nach Erzählung dieses Vorfalles eine ihrer Töchter bemerkte, die Stellung eines solchen Verlangens unter diesen Umständen sei doch etwas rücksichtslos gewesen, erwiderte sie: „Sage das nicht; sie waren sehr vergnügt, ich aber verdrüsslich und empfindlich darüber bemerkte deshalb Augusts Pferdchen nicht und trage folglich allein die Schuld. Die Frau darf sich nicht so gehen lassen.“

Ihr ältester Bruder Tobias lebte einige Jahr als Verwalter (Inspector) auf dem Gut in Canig und war wegen seines fröhlichen Sinnes und seiner Gutherzigkeit oft und gern gesehener Gast im Pfarrhause. Einige Zeit vor dem unglücklichen Kriege pachtete er das Gut in Pohlw und verheirathete sich mit Caroline, Tochter des Amtmann Dühring in Welmig. Da die Entfernung zwischen Canig und Pohlw nur etwa eine Viertelmeile betrug, so setzte sich auch zwischen beider Familien ein häufiger und erfreuender Umgang fort. Im Anfange war die Großmutter Seydel zu ihrem Sohne gezogen; allein bald wurde sie in Canig von Allen besonders vom Schwiegerohnne schmerzlich vermisst, der denn auch selbst hinfuhr und sie überredete sogleich mit ihm zurückzukehren. Dem Oheime war sein Taufname sehr zuwider. In der Familie mußte er ihn sich schon gefallen lassen; als ihm aber eines Tages auf seinem Hof ein fremder Bauer entgegenkam und ihn fragte: „Sind Sie der Herr Amtmann Tobias?“ erwiderte er zornig: „Ihm sollen ja alle Donnerwetter in den Hals fahren! Seydel ist mein Name! wer hat Ihn denn erzählt, daß ich Tobias

1) Von diesen Tassen aus Meißner Porcellan mit trefflicher Blumenmalerei, einem Hochzeitgeschenke des Oheim Wendt in Dresden, besitzt noch zwei Paare ihre Tochter Agnes und ebensoviel ihr Sohn August.

heißt?“ Worauf der Bauer sagte: „Nun nun, nichts für ungut, Herr Amtmann Seydel. Da begegnete mir auf dem Wege von Canig hieher ein Knabe, den fragte ich, wie der Herr Amtmann in Pohlów heiße, bei dem ich Geschäfte habe, und der sagte mir: das ist ja der Onkel Tobias.“ Augenblicklich erkannte er, daß dieser Knabe niemand anders sei als sein lieber Nefse August, der eben von ihm fortgegangen war. Bei seinem Besuch in Canig am nächsten Sonntage brach nun über diesen das Donnerwetter los, welches nach Mittheilung des Vorganges bei Allen ein unauslöschliches Gelächter erweckte. Auch von seinem Schwager mußte er sich bisweilen auf seinen Namen bezügliche Scherze gefallen lassen. So unter Anderem später bei einem Besuch, als es ihm traurig ging, begrüßte ihn jener mit dem Vers aus Porſis Gesangbuche: „Moses hat es auch erfahren und sein Bruder A—aron; Joseph und die mit ihm waren, sahen nicht die Gnadensonn; Hiob David Jesaias Amos Jonas und Tobias trugen auch ihr Theil davon.“

Ein sehr angenehmer sogar vertraulicher Umgang hatte sich während der letzten Jahre mit dem Grafen von Reichenbach dessen Gattin und ihrer unvermählten Schwester in dem nur eine halbe Meile entfernten Schegeln angeknüpft. Dort sahen die Kinder zum erstenmal ein großes stattliches und bequem eingerichtetes Landhaus mit einem schönen gut gepflegten Parke, weshalb sie gern dahin gingen, wo sie bisweilen sogar über Nacht bleiben durften. Dort war es auch, wo der Vater einem Französischen Obersten auf die höhnische Frage, wie es doch komme, daß man bei protestantischen Geistlichen gewöhnlich so viel Kinder finde, zur Antwort gab! „weil sie in der Regel keusch und arm sind.“ Einstmals hatten die Herrschaften in Schegeln zahlreichen und vornehmen Besuch aus Schlesien. Sie erzählten ihren Gästen von den ungewöhnlich gescheuten und lebenswürdigen Pastorsleuten in Canig und schlugen zur Abwechslung eine Fahrt dahin vor. Während sie diese in mehreren Wagen unternahmen, bemerkte der Vater ein aufsteigendes Gewitter und rief alle Leute mit Harken auf die Wiese am Garten um das Heu schnell in Haufen (Köpsen) zusammenzubringen, in welchen es von dem drohenden

Regen weniger Schaden leiden konnte. Auch die Mutter zog Schuhe und Strümpfe aus und eilte eine Harke in der Hand auf die feuchte Wiese. Eben waren Alle in eifriger Arbeit beschäftigt, als die gräflichen Wagen vor das Pfarrhaus fuhren, welches nur einen Eingang hatte. Die herbeigerufene Mutter mußte deshalb in ihrem sehr ländlichen Anzug und barfuß an den fremden Herrschaften vorüber um ihre Bekleidung so schnell als möglich wenigstens einigermaßen entsprechend zu ergänzen und in Ordnung zu bringen. Verwundert und wohl etwas spöttlich sahen die Schlesiſchen Gäste ihre Wirthe an, welche aber die Fassung nicht verloren vielmehr zum Absteigen und Eintreten in das kümmerliche Haus aufforderten, welches allerdings die Hoffnung auf einen geselligen Genuß nicht eben steigerte. Als jedoch die Mutter einfach obwohl sauber gekleidet wiedererschien die Angekommenen mit Kaffee und feinem Gebäck bewirthete und dabei nach schnell überwundener Befangenheit in die Unterhaltung mit eintrat, welche der Vater bereits angesponnen und in geistvoller Weise geführt hatte; da konnten die Fremden ihr Erstaunen nicht bergen und gaben ihm zur Befriedigung der Schlegelner Herrschaften selbst in Gegenwart der Eltern lauten Ausdruck.

Auch mit dem Jugendfreunde Beider, Otto von Manteuffel, hatte der schriftliche und persönliche Verkehr nicht aufgehört. Er war Oberamts-Regierungsrath, seit August 1808 Präsident in Lübben geworden und besuchte bisweilen seinen Bruder in Canig, wo er dann den größten Theil seiner Zeit im Pfarrhause zubrachte. Dester jedoch lud er dessen Bewohner zu sich ein, und es lag in den Verhältnissen, daß der Vater seinen Bitten leichter nachgeben konnte als die Mutter. Wie gern er das that, erklärt sich neben dem Zuge des Herzens zu seinem ersten und liebsten Freunde dadurch, daß er um diesen einen Kreis von Männern fand wie sonst nirgend, die durch Kenntniß und Geist gleich ausgezeichnet waren und ihn jederzeit gern als ebenbürtig unter sich aufnahmen. Dazu gehörte der Freiherr von Houwald der Gegenhändler (Landsyndikus) später Geheimer Regierungsrath Süßmich der Graf von Löben der Herr von Patow und Andere. Noch in den spätesten Jahren weilte seine Erinnerung öfter bei den unter

ihnen zugebrachten Tagen, welche wohl gleich hellen Sternen in das Dunkel seines Lebens zu Canig geleuchtet haben mögen. Dann erzählte er auch manches schlagende Witzwort manchen gelungenen Vers, womit diese Männer ihre Unterhaltung zu würzen gewußt hatten. Um die rückhaltlose Vertraulichkeit beider Freunde ungeachtet des Abstandes in ihrer öffentlichen Stellung zu zeigen diene Folgendes. Dem Baron in Lübben war sein erster Sohn geboren, welcher nachher zum Preussischen Ministerpräsidenten aufstieg; bei seinem Tauffeste sollte auch der Pastor aus Canig nicht fehlen und wurde dringend dazu eingeladen. Allein dieser mußte ablehnen, denn er besaß gerade keinen angemessenen Rock und kein Geld zur Reise nach dem zehn Meilen entfernten Orte. Da sandte ihm jener eine kleine Summe und schrieb dazu, er solle davon den Rock und das Fuhrwerk bestreiten; bleibe aber etwas übrig, so solle er es ihm wieder mitbringen, denn er selbst besitze keinen Groschen weiter; und also geschah es auch. Nach einer anderen Beziehung tritt uns das innige Verhältniß beider Männer in einer brieflichen Mittheilung des Vaters an seinen Sohn Bernhard vom 9. December 1842 mehr denn dreißig Jahre nach dem Tode des Freundes entgegen: „Schon als Kind war ich poetisch romantischer Natur, und nur eine gewisse Geistesiefe wendete mich später zur Religion, deren Urlaut der poetische ist, denn sie ist die Poesie des Absoluten. Das war der Keim meiner theologischen Laufbahn, von der es eben auch hieß, wie ich einmal geschrieben:

mit Freuden faßt die Seele großen Vorfaß,
mit Schmerzen wird die große That geboren.

Mit diesem Verse ging es mir sonderbar. Mein kritischer Freund Otto Manteuffel fand ihn zweideutig und anstößig; und ich war unselbständig genug ihm zu glauben und warf nun die ganze Arbeit weg, wozu der Vers gehörte. Bei Gelegenheit später recitirte ich ihn einmal, und Otto M. bewunderte ihn als vortrefflich. Ich erkenne jetzt das zweite Urtheil als gegründeter ohne irgend eine Einbildung meinerseits; denn wenn Zeugen und Gehären zweideutig ist, so ist es die ganze Religion, die sich auf

ein Grundzeugen und Grundgebären bezieht und selbst ihre edelsten Zeichen von diesem Verhältniß entlehnt. Otto M. urtheilte also im ersten Falle pedantisch aus Gefühl eigner Wollust. Verzeihung, mein seliger Freund!“

Gegen das Ende des Aufenthaltes zu Canig hatte der Vater die Bekanntschaft des Pastor Gerlach in dem anderthalb Meilen entfernten Jähnsdorf gemacht. Dieser war früher Preussischer Feldprediger gewesen und mochte wohl als solcher schon eine gewisse Verbehrtheit angenommen oder weiter entwickelt haben. Die Erhaltung einer sehr zahlreichen Familie, deren Sorgen er leicht nahm, veranlaßte ihn damals zu eifriger Betreibung der Feldwirthschaft nicht allein auf seinem Pfarracker sondern auch auf einem Landgut in dem nahe bei Jähnsdorf gelegenen Seedorf, wo ihn Brandunglück heimsuchte. Die Unsauberkeit seines Erscheinens führte uns auf die Vermuthung, daß ihm eine Gattin gleich unserer Mutter fehlen möge. Diese fand auch sonst an ihm wenig Gefallen, weshalb es zu einem Umgange zwischen beiden Familien niemals kam. Doch der Vater erkannte in ihm einen Mann, der geschult und an Kenntnissen namentlich in der Philosophie ihm vielleicht überlegen war wenn auch keinesweges an Geist und sittlicher Entschiedenheit. Darum fühlte er sich von ihm wegen der lebhaften wissenschaftlichen Unterhaltung wie bisher von keinem seiner Amtsnachbarn angezogen und selbst in seinem regen Streben gefördert, weshalb er bedauerte ihn nicht früher kennen gelernt zu haben.

Der Emeritus war wohl seit einigen Jahren heimgegangen, und damit hatte die drückende Geldzahlung aufgehört; aber durch die anwachsende Kinderschar und deren zunehmende Bedürfnisse wurde die Last der Eltern immer schwerer und schier unerträglich. Nachdem die früher ¹⁾ erwähnten Versuche gescheitert waren durch das Ober-Consistorium in Dresden eine Beförderung zu erlangen, zeigte sich einmal die Aussicht auf eine Erleichterung. Die Großmutter Kähler schreibt in dem mehrfach angeführten Briefe ²⁾ davon: „Nach einigen Jahren erhielt er einen Antrag zu einer Stelle, die nicht außerordentlich aber doch um Vieles besser war.

1) Oben S. 249. f. 2) Oben S. 244.

— Wie nun schon Alles festzustehen schien und die Vocation ausgestellt werden sollte, thut der Patron ihm den Antrag auf ein gewisses Grundstück Verzicht zu leisten und deshalb vorher einen Revers darüber auszustellen, wo dann jene sogleich erfolgen sollte und er ihn anderweit zu entschädigen suchen würde. Er antwortete, wie er geglaubt, daß ein wirkliches Vertrauen neml. diesen Gutsbesitzer vermocht ihn mit dieser Stelle zu bekleiden, darum auch sehr bereit gewesen sie anzunehmen, aber erkaufen würde er sie wahrlich nicht. Und obschon man sich hinter Einige seiner Freunde steckte ihn umzustimmen, blieb er unbeweglich und wollte lieber in seiner ärmlichen Hütte bleiben.“ Endlich sollte auch die Stunde der Erlösung aus dieser schlagen. Durch den Einfluß seines Freundes des Präsidenten von Manteuffel hatte sich die Aufmerksamkeit des Magistrats zu Cottbus bei Erledigung der Diakonats- und dritten Predigerstelle an der Oberkirche daselbst auf den Vater gelenkt. Nach gehaltener Gastpredigt und Wahl wurde seine Berufung am 2. Juni 1809 ausgefertigt und am 7. August desselben Jahres von dem Consistorium zu Lübben mit der Namensunterschrift des genannten Freundes bestätigt. Als den Bauern der bevorstehende Abzug ihres Pastors bekannt wurde, sandten sie Beauftragte zu ihm, welche ihn baten in Canig zu bleiben. Auf ihre Frage, weshalb er sie denn verlassen wolle, führte er unter andern Gründen auch das elende Wohnhaus an. Da sagten sie traurig: „Wir haben Ihnen ja eben erst den schönen neuen Backofen gebaut.“ Worauf er antwortete: „Wenn ich mit meiner Familie den bewohnen könnte, dann würde ich schon eher bei Euch bleiben.“

Bevor wir uns jedoch zu der Uebersiedelung nach Cottbus wenden, ist noch ein Blick auf die geistliche Seite des Lebens in Canig zu thun. Zweierlei muß hiebei in Erwägung gezogen werden. Einmal der Umstand, daß der Erzähler beim Scheiden aus diesem Orte noch ein Kind war und für alles Andere mehr Sinn und Empfänglichkeit hatte als dafür. Sodann die Zeitrichtung im Anfange unseres Jahrhunderts der Zustand, in welchem sich damals die gesamte evangelische Kirche und ihre Bekenner mit Ausnahme von wenig Stillen im Lande befanden,

und die Einflüsse, welche auf den Vater seit seinem Scheiden aus dem Elternhaus in einem Alter von elf Jahren auf die Mutter durch ihre Stellung neben und zu ihrem eigenthümlichen Vater gewirkt hatten.

Gewiß lag es hieran, daß von der so segensreichen Hausandacht nur noch das Tischgebet sich erhalten hatte und selbst bei der Christbescherung die Kinder und Dienstboten nicht mit Gebet, Gesang und Schriftwort auf die Bedeutung derselben hingewiesen wurden. Daraus darf man bei dem Vater nicht auf eine Mißbilligung oder Geringschätzung dieser Uebung des Hauspriestertums schließen, denn sein Nefse Carl schreibt in dem auszüglich mitgetheilten Brief¹⁾: „Es wird mir unvergeßlich bleiben, wie Dein seliger Vater einmal auf der Kanzel in tiefster Herzensbewegung und mit Thränen im Auge des täglichen Morgen- gesanges seiner Eltern Erwähnung that und dann den Spruch hinzu fügte: Lasset das Wort Christi unter euch reichlich wohnen in aller Weisheit; lehret und vermahneth euch selbst mit Psalmen und geistlichen lieblichen Liedern und singet dem Herrn in eurem Herzen.“²⁾ Gleichwohl konnte er selbst in seinem Hause sich niemals dazu entschließen; auch da nicht, als er seine Glaubenszweifel aus früherer Zeit längst überwunden hatte und die Ueberfülle der Amtsarbeit ihn nicht mehr daran hinderte. Viel später bekannte er seinem ältesten Sohne, daß er niemals aufgehört habe im Kämmerlein zu seinem Heilande zu beten. Die Großmutter Seydel sang täglich mit zitternder Stimme ihr Morgen- und Abendlieb und durfte dabei von niemand gestört oder unterbrochen werden. Die Mutter mag wohl an ihre Kinder manch frommes und erbauliches Wort gerichtet haben, doch ist nur eine Erinnerung dieser Art erhalten. Es war an einem sonnenhellen Sommermorgen, als sie ihrem ältesten Sohne die Worte vorlas und auslegte: „Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen, thut wohl denen, die euch hassen, bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen; auf daß ihr Kinder seid eures Vaters im Himmel. Denn er läßt seine Sonne aufgehen über die Bösen und über die Guten und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte.“³⁾ Der

1) Oben S. 208. ff. 2) Col. 3, 16. 3) Matth. 5, 44. 45.

Eindruck dieser Stunde ist unauslöschlich in dem Gemüthe des Sohnes geblieben.

Ähnlich verhielt es sich mit dem, was wir jetzt Seelsorge im Einzelnen nennen und mit Recht für eine der schwersten und wichtigsten Pflichten des Geistlichen halten, bei deren Uebung er auch an seiner Gattin noch außer dem Vorbild eines christlichen Wandels eine Stütze finden soll, wovon schon ein anziehendes Beispiel erwähnt ist.¹⁾ Nach der ganzen Denkungsart und rüstigen Handlungsweise unserer Mutter ist unzweifelhaft, daß sie den Nachbarn im Dorfe bei leiblicher und geistlicher Noth wohlwollende Hülfe mit Rath und That nicht versagt haben werde, obwohl so wenig sie als sonst jemand damals von innerer Mission etwas wußte. Auch davon ist dem Erzähler nur ein Fall noch gegenwärtig. Einem Knechte hatte sie mit eigener Hand die Hühneraugen ausgeschnitten, die ihn sehr peinigten und in seiner Arbeit hinderten. Später war er in Kalte auf dem Wege nach Sommerfeld Eigenthümer geworden; von da kam er jährlich einmal nach Canig, weil er meinte, daß niemand seine leidenden Füße so behandeln könne als die Frau Pastorin. Diese entzog sich ihm auch nicht ließ ihm jedesmal ein Fußbad bereiten und that ihm dann willig den erbetenen Liebesdienst. Etwas der Art würde dem Vater bei seinen überaus reizbaren Nerven nicht möglich gewesen sein; er mochte es nicht einmal mit ansehen. Doch besaß er eine herzwinnende Freundlichkeit gegen den gemeinen Mann wußte dessen natürliche Rohheit von wirklicher Schlechtigkeit zu unterscheiden, was wenig Stadtkindern gelingt, und konnte sich in seiner Rede dem Fassungsvermögen der Landleute anbequemen. Hievon ist uns Folgendes erinnerlich. In den auswärtigen Dörfern wurde dem Pastor beim Schütten des Getreidezehnten (Kalende) von den Bauern der Reihe nach ein Mittagessen gegeben, welches nach ländlicher Sitte immer aus denselben Gerichten bestand, unter denen die schwarze und die gelbe Tunte zum Fleische dem begleitenden Knaben vorzugsweise merkwürdig war. Diesem steht eine solche Mahlzeit bei dem schon genannten Bauer Noack in Bohlw noch lebendig vor der Seele,

1) Oben S. 211.

besonders wegen der freundlichen und ehrerbietigen Aufmerksamkeit, mit welcher die anwesenden Landleute auf die Reden des Vaters horchten, deren Inhalt ihm freilich entschwunden ist. Seine Auffassung der Seelsorge zu jener Zeit ist wohl aus dem zu entnehmen, was er in seiner Erzählung „Bauer Martin der Mörder“ von dem Pastor Wagemann sagt namentlich in den Worten S. 254: „Gleich weit entfernt von der egoistischen brausenden Begierde des Jünglings, der nur wirken nur seine Meinung seine Pläne seine Ideale in Licht und Leben darstellen will, und von der kalten Weisheit des Alters, dessen Seele der Enthusiasmus fremd und unbehaglich ist, übernahm er das schwere Geschäft der geistliche Vormund einer ungebildeten Menge zu werden; doppelt schwer in Zeiten, wo die Stimme der Weisesten und Edelsten sich laut gegen den Mißbrauch vormundschaftlicher Rechte jeder Art zu erheben anfing.“ Es ist schon bezeichnend, daß der Seelsorger nicht nach Luc. 5, 31. 32. als Arzt sondern als Vormund betrachtet wird; und es läßt sich leicht ermessen, wie die Ausführung der so gefassten Aufgabe beschaffen gewesen sei, wenn man S. 259. ff. findet, daß dem Pastor Wagemann Christus doch nur ein verwirklichtes Tugendideal nicht der Erlöser nach der Auslegung des zweiten Artikels im Katechismus war, weshalb er auch seinen Beichtkindern zumuthete im Andenken an das Vorbild Jesu sich selbst von der Sünde zu erlösen. Der einzig in dieser Zeit gedruckten Predigt des Vaters und des Urtheils, welches Oberhofprediger Reinhard darüber fällte, ist schon S. 259. erwähnt worden. Zweiundfunzig Jahre nach seinem Abzuge von Canig wurde seinem ältesten Sohne von dem Pastor König auf dem Kirchhofe das Grabdenkmal eines Bauer Dachs aus Grochow gezeigt und erzählt, daß er noch im hohen Alter mit dankbarer Anerkennung von den Predigten des Vaters gesprochen und Manches daraus anzuführen gewußt habe.

Seine Stellung zu Theologie und Kirche im Jahr 1803 ist aus der oben bezeichneten Schrift ja schon aus der vorstehenden kurzen Anführung zu erkennen. Bemerkenswerth bleibt dabei, daß er bereits am Schlusse derselben den Gedanken von der

Wiederbringung aller Dinge¹⁾ andeutete, welcher in seinem fünf- undzwanzig Jahre später verfaßten Gedichte „Der Tag des Gerichts“ ausgeführt ist. Nicht das Gleiche kann von seinen späteren Romanen gesagt werden. In ihnen besonders in „Hermann von Löbeneck“ I. 1805. II. III. 1806. stellt er nicht seine Ueberzeugungen nur das seine Heidenthum unter den höheren Ständen am Ende des verflossenen und Anfange dieses Jahrhunderts nackt und bloß mit allem Elend in seinem Gefolge dar. Wir finden hier den ausgeprägten Cultus des Genius der Menschheit²⁾ und das moderne Bewußtsein, mittelst dessen nach einem Menschenalter F. D. Strauß das Evangelium von Christo in Sagen (Mythen) und Anekdoten aufzulösen unternahm, ausgesprochen in den Worten: „— was dem Einzelnen nicht zukommt, kommt dem Ganzen zu; die Summe der Menschheit ist das rechtmäßige Ideal, an welchem meine Seele mit Liebe hängt und dem sie mit Eifer nachstrebt.“³⁾

Diese Schriften bieten von einer andern Seite namentlich nach ihrer Reihenfolge betrachtet noch ein Ergebniß in Bezug auf seine innere Entwicklung. „Graf Friedrich von Werben“ soll veranschaulichen, wie nach Kant die Glückseligkeit durch die Würdigkeit bedingt ist. Eine kleine sonst unbedeutende Arbeit „Athanasia“ 1802 veranlaßt durch die Zusammenkunft Friedrich Wilhelm III. von Preußen und Alexander I. von Rußland stellt die edle Menschlichkeit als Ideal ungetrübtter sittlicher Schönheit dar. Hierauf wird in „Bauer Martin der Mörder“ das sittlich Häßliche und Schöne im schroffen Gegensatze nach dem Leben jener Zeit geschildert. „Hermann von Löbeneck“ trägt nicht ohne Absicht auf dem Titel den Wahlspruch:

„Das eben ist der Fluch der bösen That,
daß sie fortzeugend immer Böses muß gebären.“

Schon damals hat die Kritik anerkannt,⁴⁾ daß dieser Gedanke durch das ganze Werk herrscht, aber gleichsam nur als Wurzel, deren Dasein man über die lieblich lebendigen Blüthen vergißt,

1) *Ἀποκατάστασις πάντων*. Siehe auch Hermann von Löbeneck II. S. 232. 2) *N. a. D.* III. S. 270. ff. 3) I. S. 260. 4) Der Freimüthige. August 1805. No. 161.

bis man am Ende durch das Schlußwort: „Seid weiser als euer Vater, glücklicher als eure Mutter!“ darauf zurückgeführt wird, daß der Verfasser ihm überall treu blieb. Auch in „Theodore von Manstein“ 1808 fehlt nicht ungezügelter Leidenschaft und dadurch veranlaßte Uebertretung des Sittengesetzes. Allein es ist doch ausgesprochen, daß die höchste eigene Anstrengung des Menschen keinen Ueberschuß von Vorzügen (guten Werken) für die Schuld früherer Zeit zur Gegenrechnung bringen könne,¹⁾ und daß allein in Reue und Bekenntniß der Seelenfriede wieder zu gewinnen sei;²⁾ weshalb für die vollendete Sühne nur noch der letzte Schritt zu dem Sühnopfer in Christo fehlt.³⁾ Hienach zeigen uns diese Arbeiten eben so viele Stufen seines Strebens in die sittlichen Grundverhältnisse des Menschenlebens einzudringen, weshalb sie auch einen deutlich erkennbaren Einfluß nicht allein in der sprachlichen Darstellung auf seine Eigenthümlichkeit als wissenschaftlicher Schriftsteller und besonders als Kanzelredner geübt haben. Einige Aeußerungen darüber von ihm selbst verdienen hier noch eingeschaltet zu werden. In der Vorrede zu den „Ephuranken“ 1819 sagt er: „Ephur wächst an altem zerfallenen Mauerwerk; und so sind alle Triebe meiner weiland erzählenden Muse an einem höchst einsamen unscheinbaren für alle Geisteskraft und Freude nur auf sich selbst angewiesenen Leben emporgestiegen. Es geschieht nicht blos um Kritiker zu entwaffnen, welche jetzt ihr höchst cultivirtes Scharfrichterrecht an meinem Friedrich von Werben Bauer Martin Hermann von Löbened und Theodore von Manstein üben wollen; es ist die reine Wahrheit, daß alle jene Schriften in der halbzerfallenen Hütte einer tiefversteckten umganglosen dürftigen nicht blos von der literarischen Herrentafel, vom untersten Kammertisch abgeschnittenen Landpfarre nur darum geschrieben worden sind, weil mein Geist sich

1) Theodore von Manstein II. S. 163. Matth. 16, 26: „— was kann der Mensch geben, daß er seine Seele wieder löse?“ 2) N. a. D. II. S. 166. 2. Cor. 7, 10: „— die göttliche Traurigkeit wirkt zur Seligkeit eine Reue, die niemand gereuet.“ Röm. 10, 10: „— so man mit dem Munde bekennet, so wird man selig.“ 3) 2. Cor. 5, 21: „Denn er hat den, der von keiner Sünde wußte, für uns zur Sünde gemacht, auf daß wir würden in ihm die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt.“

nach einem Mittel sich zu äußern und äußernd zu bilden sehnte und kein anderes hatte und haben konnte. So sind jene Schriften nur Monologe einer im Schutt der niedrigsten Gewöhnlichkeit sich selbst beschauenden Seele, Producte einer nach Entwicklung sich sehenden höheren Natur; und die Kritik, welche ich jetzt gegen sie so gut als gegen ähnliche fremden Ursprungs zu führen vermöchte, verdanke ich zunächst ihrer Abfassung.“ In einem Brief an Grävell: „Mir fehlt die Willenskraft; ich bin von Jugend auf ein weicher Mensch gewesen, wodurch die Sprache so treffend die physische Ursache und die geistige Folge einer solchen Constitution zugleich bezeichnet. An Fähigkeit des Geistes hat es mir nie gemangelt wohl aber an Entschluß und Ausdauer. Diese mir eigenthümliche Passivität hat mich wieder instinctartig auf das geführt, was mir mangelte, auf das Active Moralische auf die Energie des Willens. Weil es mir selbst sehr an Charakter gebrach, sofern darunter eine durch bloße Naturkraft begründete feste und starke Richtung des Willens verstanden wird, war ich stets vorzüglich aufmerksam auf Charakteristik arbeitete diesen Theil in meinen Romanen am fleißigsten und glücklichsten und richtete meine Philosophie auf die Erkenntniß dessen, was Charaktere ursprünglich bildet und individual bezeichnet.“ Dessenungeachtet scheint er doch bei dieser Art von Thätigkeit im Hinblick auf seinen Beruf als Geistlicher einen inneren Zwiespalt empfunden zu haben, denn er äußert später selbst: „Ich entsagte einer Beschäftigung, bei welcher ich stets ungewiß geblieben war, ob das Lob oder die Freundschaft sogar, welche sie mir erwarb, mehr Rücksicht verdiente als der Widerspruch, worin sie mit meiner Lage und meinen Gefühlen stand.“¹⁾ Bis auf einige kleinere Erzählungen für Taschenbücher,²⁾ wozu ihn die Freundschaft ihrer Eigenthümer vermochte, schloß er diese Art von Schriftstellerei mit seinem Leben in Canig ab.

Das Gedächtniß der dort zugebrachten Jahre erneuerten beide Eltern in der Folge unter ganz anderen Verhältnissen oft und gern. Der harte Druck äußerer Beschränkung nicht selten empfind-

1) Weltkunde I. S. 33. 34. Anm. 2) zusammengedruckt in einem Bande unter dem Titel: „Ephauranten.“ 1819.

lichen Mangels, die angestrengte Thätigkeit zu seiner Abwendung und der schneidende Gegensatz ihrer geistigen und sittlichen Bildung zu der untergeordneten und abhängigen Stellung: das Alles hatte für sie seinen Stachel verloren; aber die darin empfangenen und erworbenen Freuden vornehmlich die göttlichen Segnungen und Aushülfen lebten fort in ihren dankbaren Herzen. „Mancher ist arm bei großem Gut, und Mancher ist reich bei seiner Armuth.“¹⁾

Cottbus.

Der Umzug von Canig nach Cottbus wurde am 5. October 1809 ausgeführt. Auf einem Leiterwagen mit Strohgefäßen gefolgt von einigen Frachtwagen, welche mit den Sachen beladen waren, brach die Familie des Morgens zeitig auf und vollendete die Reise von etwa fünf Meilen über Heinersbrück, wo Mittag gehalten wurde, mit dem sinkenden Tage. Die Einfahrt in die Stadt von der Ostseite machte im Vergleiche zu dem eben verlassenen Dörflein mit seinen damals noch durchweg ärmlichen Gebäuden auf uns Alle einen sehr großartigen Eindruck. Nur der Vater kannte sie bereits und hatte auch schon bedeutendere Städte gesehen. Von der hohen Brücke zeigte sich uns der Spreefluß nach oben und unten mit freundlichen Umgebungen, zur Linken auf einem ziemlich steilen Hügel das stattliche Schloß mit seinem hohen Thurme, der jetzt eine ausgebrannte Ruine ist, zur Rechten über einige ansehnliche Gebäude hin die Wipfel der Maulbeerbäume, welche auf zwei Seiten die Stadt in mehreren Reihen umgeben. Durch den massigen alten Thurm des Sandower Thores gelangten wir in die Straße gleichen Namens, und nach einer Biegung derselben lag vor uns auf geräumigem Platze die schöne große gothische Kirche, deren Thurm bis zum Kranz im selben Styl erbaut ist, von da ab aber eine moderne Spitze trägt. Nördlich davon liegen die beiden Predigerhäuser unter einem Dache nach drei Seiten von kleinen Gärten mit Stacketenzaun umgeben. Obwohl schon altersgrau verhiess die uns bestimmte westlich gelegene Wohnung doch mehr Schutz und Bequemlichkeit als die eben verlassene haufällige Hütte. Darin

1) Spr. Sal. 13, 7.

fanden wir uns auch nicht getäuscht. Acht größere und kleinere Stuben davon eine zum Confirmandenunterrichte bestimmt eine geräumige helle Küche ansehnlicher Boden und Keller dazu noch ein Stallgebäude, welches den mit einem schönen Wallnußbaume gezierten Hof gegen Norden abschloß, konnten viel größeren Bedürfnissen genügen als die, an welche unsere Familie bisher gewöhnt war. Von der neuen Wohnstätte nahmen sofort Erwachsene und Kinder mit Freuden Besitz; diese indem sie das ganze Haus von oben bis unten Garten Hof und Ställe unermüdlich durchstöberten; jene mit der mühsamen Arbeit des Einräumens der gleichzeitig angekommenen Sachen und mit den dringend nöthigen Einrichtungen für die erste Nacht vollauf beschäftigt. Während dessen war die kleine vierteljährige Tony unbemerkt verschwunden. Angelockt durch den ihr ganz neuen Anblick der Stadt war sie weiter und immer weiter gegangen, bis ihr endlich in einer entfernten Straße die Heimkehr einfiel. Nun wußte sie sich aber nicht zurechtzufinden gerieth in Angst und fing an zu weinen und zu schluchzen. Bald sammelte sich eine Schaar ihr ganz fremder Kinder und Erwachsener um sie, wodurch ihre Verwirrung noch gesteigert wurde. Endlich trat ein verständiger Bürger herzu, auf dessen Frage nach der Ursache ihrer Betrübnis sie antwortete: „Ich will zu meinen Eltern.“ Aber sie wußte nicht zu sagen, wie diese heißen und wo sie wohnen, nur daß sie selbst Tony genannt werde. Der Mann kam glücklicherweise auf den Gedanken, daß sie wohl zu der Familie des eben angezogenen neuen Predigers gehören möge, nahm sie mit beruhigendem Zuspruche bei der Hand und führte sie ihren höchst erstaunten Eltern zu.

Ueber seine innere Stimmung bei dem Antritte des neuen Amtes und über seinen Empfang spricht sich der Vater mit folgenden Worten aus: „Als ich vor zwei Jahren zum ersten mal als Lehrer der Religion in dieser Kirche auftrat, da geschah es bei dem Gefühle körperlicher Schwäche und geistiger Unvollkommenheit bei vielen Sorgen und herzbeengenden Umständen dennoch mit einer gewissen Freudigkeit, welche mich an jene Stunde noch jetzt ohne eine ernste aber wohlthätige Rührung denken läßt. — Ich übersehe es nicht und werde es nie vergessen,

daß, als ich hieher kam fremd ungewiß über meine Zukunft schüchtern im Gefühle meiner Mängel niedergedrückt durch ein vorher angestregtes sorgenvolles Leben — daß damals so manche Hand sich mir ungerufen herzlich entgegenstreckte so manches Auge mich in ein offenes vertrauensvolles Herz blicken ließ; daß die Vorsteher dieser Stadt mich mit Ehre und Liebe empfingen und nicht Wenige dieser Gemeinde mich gleich anfangs mit edelmüthiger Freundschaft aufnahmen.“¹⁾

Seine amtliche Stellung unterschied sich von der zu Canig in vielfacher Beziehung. Er hatte an jedem Sonn- und Festtag abwechselnd mit seinem Collegen im Frühgottesdienste des Morgens um sechs oder in der Vesper des Nachmittags um zwei Uhr zu predigen bei dem Hauptgottesdienste des Vormittags um neun Uhr, in welchem die Predigt regelmäßig dem Superintendenten zustand, ebenfalls abwechselnd die von der alten Märkischen Liturgie noch heibehaltenen Stücke vorzutragen und das Amt des heiligen Abendmahls zu halten oder an dessen Spendung theilzunehmen. Trauung Taufe und Einsegnung der Wöchnerinnen vor dem Altare, die noch häufig vorkam, wurden wochenweise von einem der beiden Diakonen vollzogen. Die feierlichen Beerdigungen mit allen fünf oder mit den drei unteren Classen des Lyceums geführt von ihren Lehrern kurzweg ganze oder halbe Leichen genannt begleiteten im ersten Falle beide im andern einer der Geistlichen vom Trauerhaus auf den dicht an der Stadt vor dem Spremberger Thore gelegenen Friedhof mit einer kleinen Begräbnißkirche. Gemeinsame s. g. öffentliche und einzelne s. g. Privat-Beichte hatten dieselben an jedem Sonnabend und am grünen Donnerstag um ein Uhr Nachmittags zu halten, wobei den Gemeindegliedern frei stand, zu welchem Prediger sie sich wenden wollten. Dasselbe galt von dem Confirmandenunterrichte während des Winterhalbjahrs bis zur Leidenszeit; in dieser gingen sämtliche Katechumenen wöchentlich zweimal zum Superintendenten. Durch denselben fand am Dinstag in der Charwoche ihre öffentliche Prüfung statt, und nachdem sie am grünen Donnerstage mit ihren Angehörigen gebeichtet hatten, wurden sie am Char-

1) Predigt beim Antritte des Archidiaconats. S. 5. 28.

freitag unmittelbar im Anschluß an den durch eine große Kirchenmusik noch verlängerten Hauptgottesdienst von allen drei Geistlichen je zu sechs gleichzeitig am Altare während eines Gemeindegesanges eingesegnet, worauf sofort die Feier des heiligen Abendmahles folgte. Obwohl dieser ganze Gottesdienst vier Stunden und noch länger dauerte, so wurde doch in ihm die würdigste Feierlichkeit der Einsegnung ohne Verdunkelung ihres Zweckes als Vorbereitung für den ersten Genuß des Altarsacraments und ohne unziemliche Ueberhebung im Verhältnisse zu diesem erreicht. Bis zum Jahr 1813 trugen dort noch die Geistlichen im Dienste zu dem schwarzen Leibrock und den kurzen Beinkleidern bis an die Kniee den schmalen seidenen Mantel, welchen man jetzt in Städten bei Rüstern oder Glöcknern sieht, und den großen dreieckigen Huth, wie die Halloren in Halle bei Begräbnissen, auf Kanzel und Altar aber eine leinene Albe ohne Ärmel, die bis zu den Füßen reichte; seitdem nahmen sie den jetzt üblichen schwarzen Talar mit dem Barett an. Die Deutsch redenden evangelisch lutherischen Einwohner der Stadt damals etwa 6000 bildeten die Gemeinde der Oberkirche, während die vorzugsweise in den Vorstädten Sandow Brunschwig und Ostrow wohnenden Wenden zu der Klosterkirche mit zwei Geistlichen gehörten. Außerdem gab es noch eine kleine reformirte Gemeinde mit einem Kirchlein ohne Thurm, deren Geistlicher den Titel Hofprediger führte.

Von dem Superintendenten Bolzenthal, welcher Meister einer dort vorhandenen Freimaurerloge war sonst aber ganz zurückgezogen lebte, schreibt der Vater: „— laut rühme ich die Verdienste jenes Einen, den ich in erfreulicher Nähe seit einigen Jahren als den einsichtsvollen und thätigen Vorsteher einer geistlichen Provinz wie als kräftigen Redner bewundern und als ein Muster der Humanität ehren und lieben lernte.“¹⁾ Der Archidiaconus Schütze mit zahlreichen aber älteren Kindern empfing den Vater und die Seinen ebenfalls freundlich. Allein gar bald stellten sich zwischen ihnen jene Spannungen ein, welche nur schwer und in den seltensten Fällen da vermieden werden, wo zwei gleichberechtigte Geistliche an einer Gemeinde stehen, und wo den

1) ziemt es einem Prediger, Maurer zu werden? S. 144.

Gliedern derselben unter ihnen die Wahl ihres Seelsorgers freigelassen ist. Das Verhältniß trübte sich auf das Empfindlichste für den Vater, dessen Klagen ohne deutliche Beziehung ihres Anlasses öfter in Briefen aus jener Zeit erwähnt werden¹⁾ und wahrscheinlich auch in folgender Aeußerung wiederklingen: „Nicht erst gedenken will ich der oft gar nicht oft nur leicht verschuldeten heimlichen und offenbaren Feindschaft, welche in einer harten aber kräftigen Schule Uebung der Geduld der Versöhnlichkeit und anderer Tugenden gewährt, die (uns) christliche Pflicht zwar deutlich und herrlich vorschreibt aber menschliche Schwachheit nur mühsam und langsam vollbringt.“²⁾

Das Amtseinkommen mochte hier wohl das Doppelte von dem früheren in Canig betragen; doch überzeugten sich die Eltern bald, wie viel bedeutendere Mittel ein Haushalt in der Stadt erfordere selbst abgesehen davon, daß die vom Lande mitgebrachten Vorräthe sich allmählig verzehren mußten, welche der Mutter den Anfang ihrer Wirthschaft daselbst sehr erleichterten, daß die Erziehung der Kinder um so kostbarer wurde, je mehr sie heranwachsen, und daß auch ihre Anzahl noch zunehmen konnte. Diese Erwägung veranlaßte sie eine Unterrichtsanstalt für Töchter von zwölf bis fünfzehn Jahren aus den höheren Ständen zu gründen, in welcher sie solche Kenntnisse und weibliche Fertigkeiten gewinnen konnten, die in der vorhandenen Elementarschule nicht zu erlangen waren. Kaum war diese Absicht kund geworden, so sammelte sich ein ansehnlicher Kreis junger Mädchen in ihrem Haus um sie; allerdings von verschiedenen Vorkenntnissen und Fähigkeiten doch alle von freudigem Eifer befeelt die ihnen dargebotene Gelegenheit für eine feinere Ausbildung gut zu benutzen. Dem kam des Vaters geistvolle Behandlung der Lehrgegenstände, der Mutter ungemeine Geschicklichkeit verbunden mit besonnener und ernstmilder Behandlung der jugendlichen Herzen entgegen. Er selbst erzählt später davon: „Kurzer Abrisse bedurfte ich nicht; ich übersah selbst das Feld in seinem Zusammenhange, wohin ich Andere führen und worin ich sie leiten sollte. Aber da meine

1) Zweiter Beitr. z. Chron. S. 164. 2) Predigt beim Antritte des Archidiaconats. S. 26.

Geschäfte mir nicht erlaubten eine außerordentliche Anstrengung auf meine Stunden zu wenden, und ich mich dennoch verbunden fühlte das Wichtigste aus jeder Wissenschaft als eine lebendige Kenntniß mitzutheilen, so vermischte ich sehr lebhaft Handbücher, die weder zu viel noch zu wenig sagten und mir die für den mündlichen Unterricht gewiß nicht leichte Mühe ersparten die höchste Weltweisheit in den Thatsachen, deren Schlußfolge sie darstellt, anmuthig und lehrreich gleichsam zu verkörpern. Ich hatte, wie es sich bei einer weiter ausgedehnten Unterrichtsanstalt nicht füglich anders thun läßt, für einzelne Wissenschaften bestimmte Lehrstunden gesetzt. Doch nur zubald entdeckte ich, daß, wie es bei einem bloßen Lernen aus Neugierde nicht anders möglich ist, die Aufmerksamkeit meiner Schülerinnen nur an dem Auffallenden haftete und für das, was nur zur wissenschaftlichen Bervollständigung diente, gleichgültig blieb. Dabei machte es mir Vergnügen nicht ohne einige Befremdung, daß mein Religionsunterricht, in welchem ich freilich als in ein geistiges Panorama die Auswahl meiner wissenschaftlichen und Lebenserfahrungen zusammendrängte, nach eigenem Geständniß ihnen der liebste war. Später mußte ich andere Lehrer zu Hülfe nehmen. Der von mir für die Geschichte gewählte ein junger unterrichteter und an das Lehren gewöhnter Mann legte das Beckersche Handbuch zu Grunde und ergänzte das Fehlende. Doch die traurigste Längeweile erfüllte die kleine Gesellschaft, und meine Schülerinnen gestanden unverhohlen, daß sie an dem, was ihnen so vorgetragen würde, nicht das mindeste Behagen fänden. So führte mich die Vergleichung dessen, was ohne Wirkung blieb, und Nachdenken über den Nutzen wissenschaftlichen Lernens für das weibliche Geschlecht überhaupt auf einen bestimmten Begriff dessen, was es zur Geistesbildung bedarf, und der Art und Weise, wie ihm dieser Bedarf mitgetheilt werden muß. Da das weibliche Geschlecht nie berufen ist Wissenschaft zu lehren oder berufsmäßig anzuwenden oder zu erweitern, ein bloßes Wissen aus Neugier oder zum Puß aber verächtlich ist; so fand ich den Nutzen wissenschaftlichen Lernens für dasselbe einzig in der Weltansicht, deren jeder Mensch von Bildung, das heißt von hinlänglich erhöhtem Bewusst-

sein bedarf. Da dieses Geschlecht seiner eigenthümlichen Natur gemäß mehr geneigt ist das Wahre Schöne Rechte Heilige, mit einem Worte die Grundverhältnisse des Weltalls in ihren einzelnen Erscheinungen gläubig aufzunehmen als selbstthätig zu ergreifen; so fand ich, daß die wissenschaftliche Darstellung für dasselbe nicht sowohl verständig beweisend als anschaulich überzeugend sein müsse.“¹⁾ Der Vater erhielt in seinem Eifer durch die Mutter entsprechende Ergänzung und Unterstützung, weshalb beide sehr bald nicht allein die zärtliche Liebe ihrer Schülerinnen sondern auch die volle Anerkennung der Eltern gewannen und über den Erfolg ihres Unternehmens im Anfange nur erfreut sein konnten. Den heitersten Ausdruck dieses schönen Verhältnisses gewährte der 9. Mai der Mutter Geburtstag, welcher Vormittags die Zeichen herzlicher Dankbarkeit brachte und Nachmittags durch einen Spaziergang mit sämtlichen Schülerinnen und Kindern nach dem eine halbe Meile entfernten Brantitz gefeiert wurde. Das Schloß stand noch verödet und ohne den schönen Park des Fürsten Büdler, welcher es jetzt umgiebt. Doch wurde die leicht befriedigte Jugend schon durch den damals vorhandenen Irzgarten und einen großen blühenden Tulpenbaum in Erstaunen und Entzücken versetzt. Die übliche Tracht der jungen Mädchen war vor sechzig Jahren sehr abweichend von der gegenwärtigen Sitte höchst einfach und bestand bei solchen Anlässen der Regel nach in einem weißen enganliegenden Musselinkleid einem hochrothen Umschlagetuch und einem gelben Strohhuthe mit großem Schirme, weshalb man sich wohl vorstellen kann, wie eine leicht bewegliche Schar derselben auf dem sandigen Pfade oder zwischen den grünen Bäumen weithin leuchtete. Eben so war der Anspruchslosigkeit jener Tage gemäß die Bewirthung sehr einfach und bestand nur in Milch und Semmel.

Bald darauf am 23. Mai 1810 wurde die Mutter von ihrer Tochter Nanny entbunden. Kaum war das Wochenbett überstanden, so mußte sie nicht selten mit dem kleinen Kind auf ihren Armen den Unterricht fortsetzen. Da die Gemeinde groß war, sah sich der Vater in demselben häufig durch Amtshandlungen

1) Weltkunde I. S. 30. f.

unterbrochen, zu denen wohl noch andere Störungen kamen. Auch hatte er in dieser Zeit viel mit hypochondrischen Leiden zu kämpfen, weshalb er je länger desto mehr den Muth und die Freude für die Anstalt verlor. So kam es, daß zuletzt die Bürde derselben fast allein auf der Mutter lastete, welche außerdem ihre mühevollte Hauswirthschaft führen und ihre nun schon auf sechs Häupter angewachsene Kinderschar versorgen und beaufsichtigen mußte. Den ältesten bald zehnjährigen Knaben ließ sie zunächst bei den Lehrgegenständen der Mädchen zuhören und in den Anfangsgründen des Lateinischen von einem Primaner Namens Selling in besondern Stunden unterrichten. Zu Ostern 1810 wurde er dem damals noch bestehenden Lyceum übergeben und in die vorletzte vierte Classe aufgenommen, welche unter Leitung des trefflichen Auditor Fritze stand. Obgleich den Kindern bei gutem Wetter auf dem geräumigen Hof in dem kleinen Gärtchen am Haus und auf dem weiten Platz um die Kirche viel Freiheit zum Spielen gegönnt wurde, so gab es doch auch Zeiten und Umstände, welche sie in das Zimmer bannten. Dann kamen wohl noch ihre Genossen aus der Nachbarschaft hinzu, und an regnerischen Sonntagsnachmittagen wimmelte die Wohnstube bisweilen von mehr als zwanzig kleinen Leuten, welche die Mutter sämtlich durch angemessene Spiele zu beschäftigen oder durch eben so anziehende wie lehrreiche Erzählungen zu unterhalten namentlich aber vor Ausbrüchen der Unart zu hüten verstand, weshalb die Eltern ihre Jugend nirgend lieber hingehen ließen als zu Kählers. So waren die Anstrengungen und Sorgen der Mutter in Cottbus zwar zumtheil andere aber keinesweges geringer und leichter geworden als in Canig. Wie schwer sie den Druck derselben noch vermehrt durch die Bekümmerniß um die immer bedenklicher wankende Gesundheit des Vaters empfand, bezeugen die Kundgebungen der Theilnahme in den Briefen ihrer Schwiegermutter aus jener Zeit. ¹⁾

Während dieses Sommers besuchte der Vater zum erstenmale das Bad Töplitz in Böhmen, wo es ihm so sehr gefiel, daß er in folgenden Jahren wiederholt gern dahin zurückkehrte. In einem Briefe der Mutter vom 10. Juli, den er dort empfing

1) Zweiter Beitr. 3. Chron. S. 166. 179.

ist für ihr gegenseitiges Herzensverhältniß Folgendes bezeichnend:
 „— Ich will Dir nun nicht mehr schreiben; ¹⁾ ob ich es werde so lange aushalten? noch drei Wochen bleibst Du von mir! mein Gott! welche lange Zeit noch! Es ist mir immer, als wäre ich hier nicht zuhause, da Du nicht hier bist; ich bilde mir ein, in Ganig würde mir nicht so bange nach Dir sein; aber vor Dieben würde ich mich mehr fürchten als hier. — Kürzlich habe ich Bekanntschaft mit einer Dame gemacht, die Dich durchaus sehr genau kennen wollte; sehr genau, wiederhole ich. Sie wurde mir auch selbst durch so viele Erzählungen von Dir so interessant, daß ich mich viel und nur immer Dich betreffend mit ihr unterhielt. Beiläufig gesagt, sie sprach fast von nichts als von Dir; ja es schien, daß sie schlafend oder wachend nur Dich zum Hauptgedanken hatte. Wie angenehm mir jetzt ihre Gesellschaft war, kannst Du Dir denken; wir plaudern unaufhörlich von Dir. Endlich kam ich auf den Einfall einen Schattenriß ²⁾ von ihr zu haben um ihn Dir zu schicken, denn es muß Dir doch auch merkwürdig sein, daß es außer Deiner guten Mutter noch ein Weib in der Welt giebt, der Du auf das Allerhöchste lieb theuer und werth bist, die Dich so gut wie Du selbst kennt, und die keinen andern Gedanken als an Dich in ihrer Seele hat. Nun schlage die Beilage von einander und sieh, ob Du das Schattenbild mit dem Originale vergleichen kannst. ³⁾ Ich bin immer jetzt ernst gewesen; gestern Abend kam mir so eine entzückende Freude in das Herz, auch klangen mir die Ohren. Sicher hast Du meiner in Liebe gedacht und mir Gutes gewünscht; vielleicht hast Du mir geschrieben und, o der Freude! vielleicht bekomme ich bald einen Brief von Dir. Morgen über drei Wochen, nicht wahr? dann bist Du alter lieber Mann wieder bei mir! Ach ich darf gar nicht so recht daran denken, wenn ich nicht aus meinem so nöthigen Gleichgewichte fallen will. — Von hier, von andern

1) wegen des theuren Postgeldes sendete sie ihre Briefe nur, wenn es durch Bekannte geschehen konnte, die nach Töplitz reisten. 2) damals gab es noch keine Photographien. 3) Die Leserin hat sicher schon errathen, wer die Dame gewesen sei, deren Bekanntschaft die Mutter merkwürdiger Weise damals erst gemacht zu haben vorgab.

Menschen schreibe ich Dir nichts; was gehen mich andere Menschen an? ich sitze wie eine Schnecke in meinem Hause, das heißt, in meinem Herzen; denn aus meinem Hause von Stein und Holz gehe ich, so oft ich kann, heraus und entledige mich meiner Schuldigkeiten. Aber Dir, Dir, Du unendlich geliebter Mann, flög ich gern mit ausgebreiteten Armen entgegen und ruhte in den Deinen von Tages Last und Hitze von mancher Mühe und Sorge aus.“

Schon damals hatte der Vater das Bedürfniß des Kartenspiels am Abende zur Beruhigung der durch angestrengte Geistesarbeit aufgeregten Nerven und zu Herbeiführung eines ungestörten Schlafes, weshalb die Mutter fast immer und bis an ihr Lebensende mit ihm Piquet spielen mußte. Er war als Mitglied in die Resource bei Kaufmann Bange am Markt eingetreten, die er indeß anfangs nur selten besuchte. Um so fleißiger nahm er im Sommer des Nachmittags auf einer Bahn bei Gebauer in der Nachbarschaft seines Hauses am Kegelschieben theil, das er seiner Gesundheit für zuträglich hielt. Nach dem Abendbrod um sieben Uhr kam bisweilen eine oder die andere befreundete Familie zu einem Plauderstündchen auf der Bank vor der Thür oder im Wohnzimmer. Unter ihnen: der Auditor Fritze nachher an seines Vaters Stelle Pastor in Kolkwitz und seine liebenswürdige Frau, deren ältestes Kind unsere Mutter an die Brust nahm, als jener die Nahrung versagte; dessen Bruder der Prediger Fritze an der Wendischen Kirche, welchen der Vater unter allen seinen Amtsgenossen in Stadt und Umgegend am höchsten schätzte; der spätere Colleague Korn mit seiner Frau und Schwägerin Philippine; der Corrector Magnus, welcher eine Tochter des Pastor Ziesler ¹⁾ geheirathet hatte und sein Nachfolger in Göhren wurde; der Cantor Maywald, dessen Frau eine vielbesuchte Elementarschule für Knaben und Mädchen in dem benachbarten Predigerwittwenhause hielt und von den Kindern eben so sehr gefürchtet als gern geneckt wurde, sei es auch blos um ihre Fluth von Scheltworten herauszufordern. Nur einmal erinnert sich der Erzähler aus dieser Zeit einer Herrengesellschaft, welche die Mutter am

1) Oben S. 240. 246.

Geburtstage des Vaters veranstaltet hatte, und zu welcher eine ganze Kiste mit langen Holländischen Thonpfeifen für die Gäste angeschafft war. In den ersten Jahren genoß er den geistreichen Umgang mit Grävell damals Justizamtmann in Cottbus nachher bekannt geworden durch seine Schrift „der Mensch“ und 1848 Mitglied des Deutschen Parlaments zuletzt des Reichsministeriums in Frankfurt a. M. Diesen schätzte er wohl als einen Mann von offenem wissenschaftlichem Kopfe bekämpfte ihn aber stets wegen seiner Richtung, während die Mutter eine tiefe innere Scheu vor ihm niemals überwinden konnte. Auch der Sächsische Hofrath Schlosser der vornehmste königliche Beamte im Kreise zog den Vater durch seine elegante classische Bildung an, bis später die politische Spannung der Preußen und Sachsen trennend zwischen beide Männer trat. Außerdem war der Vater in vielen Familien der Stadt gern gesehen, unter denen er zwei besonders auszeichnete. Herr Lütze ein schöner alter Mann mit Silberlocken von edlem würdigem und einnehmendem Wesen hatte in einem kleinen der Kirche angebauten Hause als schlichter Tuchmachermeister begonnen aber durch Fleiß und Umsicht sein Gewerbe ausgedehnt ein ansehnliches Vermögen erworben dabei sich eine ungewöhnlich feine Umgangsform angeeignet das erste Häuslein abgebrochen und gegenüber ein großes stattliches Gebäude mit Bildsäulen auf dem Dache zur Wohnung und einen Seitenflügel zur schwunghaft betriebenen Fabrik aufgerichtet nun aber diese einem seiner Söhne übergeben und sich zur Ruhe gesetzt. Seine jüngste Tochter Lottchen, welche damals seinem Haushalte vorstand, besaß Geist Gemüth und ohne hübsch zu sein viel weibliche Anmuth; deshalb wußte sie der Geselligkeit bei sich einen Reiz zu geben, gegen welchen der Vater nicht unempfänglich war. Später heirathete sie einen Hauptmann von Koch, der um die Mitte des Jahrhunderts als General in Danzig stand. Dr. Rudolph unser helfender Arzt und Hausfreund in der Folge zum Hofrath ernannt war durch seine Gattin Besitzer eines großen Hauses auf der andern Seite der Kirche und eines Gartens mit freundlicher Sommerwohnung vor dem Luckauer (jetzt Berliner) Thore. Diese eine geheute aber etwas derbe Frau von wenig anziehendem

Neußerer bildete in mancher Hinsicht einen Gegensatz zu ihrer lebenswürdigen Nichte Caroline von Reinsperg, in welcher die Eltern gern eine Schwägerin gesehen hätten. Mit ihnen stand ebenfalls vorzugsweise der Vater in geselliger Verbindung; doch öffnete sich der an Blumen und Früchten reiche Garten bisweilen auch den von der Mutter begleiteten Kindern, die in ihm viel Vergnügen fanden. Während ihn amtliche Stellung und Bedürfniß in den sich darbietenden Umgang zog, blieb sie wegen der ihr im Haus und bei dem Unterrichte der jungen Mädchen gestellten schweren Aufgabe soviel als möglich davon zurück und folgte nur in ganz unvermeidlichen Fällen der Einladung zu einer Gesellschaft. Dergleichen waren die Mittagsmahle bei großen Bürgerhochzeiten, bei welchen unter schallender Musik wohl hundert Personen in reichster Fülle bewirthet wurden. Sie hießen Theilhochzeiten vom Zutheilen der massenhaft aufgetragenen Speisen an jeden einzelnen Gast, der nach Gefallen davon aß und dann einer mitgebrachten dienenden Person hinter seinem Stuhle Teller auf Teller zureichte um sie heimzutragen, wo die nichtgeladenen Hausgenossen und vornehmlich die Kinder schon darauf harrten und sich Alles besonders die schönen Kuchen von Blätterteig wohl schmecken ließen. Zum Schluß eines solchen Hochzeitmahles sang man das Lied: „Wie schön leuchtet der Morgenstern 2c.“

Alle diese Verhältnisse hatten sich kaum angeknüpft und zu entwickeln begonnen, als dem Vater im Jahr 1810 die eben erledigte Generalsuperintendentur der Niederlausitz zu Lübben angetragen wurde. Aus bescheidener Schätzung seiner selbst lehnte er sie ab und gab nur nach, daß er der Ehre wegen als Dritter in Dresden mit vorgeschlagen wurde, worauf des Pastor Brescius zu Triebel das Amt erhielt.¹⁾ Dieser nahm bei seinem Umzuge nach dem neuen Bestimmungsorte mit den Seinen auf die Einladung des Vaters in Cottbus ein Mittagsmahl an, und beide Männer gewannen durch ihre erste persönliche Bekanntschaft eine Achtung und Zuneigung gegen einander, welche nachher in Wid-

1) Darstellungen aus dem Leben des Generalsuperintendenten und Confistorialrath C. F. Brescius von Spießer. S. 110. ff.

mung von Druckchriften hervortrat ¹⁾ nicht ohne Einfluß auf das spätere Schicksal des Vaters und seiner Familie blieb und nach kurzer Trübung des Verhältnisses dadurch erneuert wurde, daß auf des Vaters Vorschlag die theologische Facultät zu Königsberg Brescius den Doctorgrad verlieh.

Mehr Bewegung im Haus und Aufsehen in der Stadt veranlaßte der Besuch des Präsidenten von Manteuffel aus Lübben. Den Eltern war seit ihrer Hochzeit bis dahin die Freude noch nicht zutheil geworden den geliebten nun hoch angesehenen Freund ihrer Jugend bei sich aufzunehmen und zu bewirthen, weshalb die Mutter mit unbeschreiblicher Emsigkeit Alles aufbot, was in ihren Kräften stand um dem theuren Gaste den Aufenthalt in ihrem Hause so angenehm als möglich zu machen und zugleich der Ehre würdig zu entsprechen, die er ihr durch seine Einkehr in demselben erwies. Die Stadt hatte seit der Sächsischen Besitznahme im Jahr 1807 einen so hohen königlichen Beamten in ihren Mauern noch nicht gesehen, weshalb ein Ball im Hause des Dr. Rudolph veranstaltet wurde, zu welchem auch der Vater und seine Familie eine Einladung erhielt.

War die darin liegende Auszeichnung für ihn nicht ohne Einfluß auf die öffentliche Stimmung, so verdankte er doch sein steigendes Ansehen in der Gemeinde hauptsächlich seinen ausgezeichneten Predigten, welche ungeachtet der wenig bequemen Zeit früh Morgens und Nachmittags schon damals ihre Anziehungskraft ausübten, verbunden mit seiner offenen wohlwollenden lebenswürdigen Weise im amtlichen und außeramtlichen Verkehre gegen die Glieder aller Stände. Dabei erfreute ihn besonders, daß die Stillen im Lande Herrenhuther und andere fromme Leute ein herzliches Vertrauen zu ihm faßten; und wiederholt hat er mit Befriedigung den Besuch Eines derselben erwähnt, welcher ihn mit den Worten anredete: „Ich bin heut Ihr Zuhörer in der Predigt gewesen und überzeugt worden, daß Sie auch den Herrn Jesum lieb haben.“ So konnte es nicht fehlen, daß er nach dem Abgange des Archidiaconus Schütze zu Michaelis 1811 dessen Nachfolger wurde. In der Antrittspredigt am 19.

1) Supernaturalismus und Rationalismus von Rähler. S. III. XIV.

Sonntage nach Trinitatis über 2. Cor. 3, 12: „Dieweil wir solche Hoffnung haben, brauchen wir große Freudigkeit.“ — welche gedruckt vorliegt, erwähnt er mit ebensoviele Demuth als Dankbarkeit seiner Amtserfolge bisher: „Nur von der Schwachheit will ich sprechen, welche in Jedem selbst das Gute hindert. Wie könnte ich sie in mir selbst verkennen? wie möchte ich sie leugnen in dieser Stunde vor Gott? bei dem ernstestn Blick auf das, was ich that, und das, was ich thun soll? Ich, der ich es lebhaft fühle bei dem eifrigeren Streben nach Wahrheit so oft ermattet so oft durch Zerstreungen des Lebens gestört bei dem ernstlichen Ringen nach frommer Gesinnung und reinem Wandel doch so oft durch fehlerhafte Gewohnheit irregeleitet durch Mangel an Wachsamkeit betrogen durch unwürdige Nachgiebigkeit gegen sündliche Neigung erniedrigt worden zu sein! Und dennoch, meine Freunde — o findet keinen thörichtestn keinen sündlichen Stolz in diesem Bekenntniß — und dennoch erhebt mich bei dieser Betrachtung ein freudiges Gefühl, daß Gott auch mich tüchtig gemacht hat das Amt des Geistes zu führen! Dennoch ist es mir klar in dieser Stunde, daß meine Erkenntniß sich erweitert mein guter Wille sich gestärkt meine Kraft als Prediger zu nützen sich vermehrt hat; und ich preise gerührt den Herrn, der es that, und brauche große Freudigkeit in der Hoffnung, Er werde es ferner thun und mich immer würdiger machen von seiner Herrlichkeit zu reden und in seinem Geiste zu handeln! — — Doch darf ich sagen, ich habe nicht vergeblich gearbeitet. Ihr habt mich mit Aufmerksamkeit gehört, Ihr habt Eure Herzen meinen Worten hingeneigt. Und nicht dieses allgemeine Zeugniß Eures Beifalls allein hat mir Freudigkeit in Verwaltung meines Amtes gegeben und stärkt mich jetzt durch Hoffnung große Freudigkeit zu brauchen. Oft gelang es mir ohne andere Zeugen als Gott und den Leidenden, zu dem ich sprach, Glende zu trösten Kranke zur Geduld Sterbende zur seligen Hoffnung zu ermuntern. In fremden Herzen fühlte ich lebendiger die Macht der Wahrheit die lindernde Kraft des Evangeliums. Der müde Geist erhob sich aufs neue zu heiliger Betrachtung; das stumpfe Herz fühlte aufs neue die Kräfte des Himmels; der Geist des Herrn ergriff mich wieder in

der Theilnahme an denen, auf welche er durch mich wirkte; und die Ueberzeugung, welche ich in Andern belebte, belebte die meinige, und die Ruhe, welche ich in fremde Herzen ausgoß, kehrte belohnend in das meinige zurück.“¹⁾

Diese Predigt sendete er zu Ende des Jahres an den Oberhofprediger Reinhard, welcher ihm darauf am 10. Januar 1812 wenig Monate vor seinem Tode schrieb: „An der weiteren Beförderung Ew. Hochwohlw. welche ich erst aus der Zuschrift, mit der Sie mich beehrt haben, und aus der beigelegten Predigt in Erfahrung gebracht habe, nehme ich den aufrichtigsten Antheil. Sie arbeiten, wie ich sonderlich aus Ihrer Antrittspredigt gesehen habe, mit Freude und Erfolg bei Ihrer Gemeinde. Dies ist ein großes Glück; möge Gott es Ihnen erhalten und mit jedem Jahr erhöhen! Ihre Predigt habe ich mit großem Vergnügen gelesen; sie enthält wichtige Wahrheiten auf eine sehr würdige Weise ausgesprochen. Für das Wohlwollen, mit welchem Sie sich bei Gelegenheit des neuen Jahres meiner erinnert haben, bin ich Ihnen noch besonders verpflichtet. Auch ich fange das neue Jahr mit herzlichen Wünschen für Sie an und bitte Gott, daß er es in jeder Hinsicht zu einem Jahre des Segens für Sie machen wolle. Mögen mir Gelegenheiten zu Theil werden Ihnen Beweise der ausgezeichneten Hochachtung und Dienstgesiffenheit zu geben, womit ich verharre —.“

In die Stelle des Vaters als Diaconus rückte der Prediger Korn, ein stattlicher Mann von mittelmäßigen Gaben und Kenntnissen aber von treuem Herzen, mit welchem er dauernd in amtsbrüdlichem Frieden lebte; ein Lob für beide nun längst heimgegangene Männer, welches nicht hoch genug angeschlagen werden kann.

Für die neue Amtswohnung, welche gegen die frühere einige Vorzüge namentlich mehr Sonne hatte, fand sich bald auch ein neuer Hausgenosse der jüngste Bruder des Vaters,²⁾ dem ein kleines Stübchen neben dem Empfangszimmer mit einem Fenster

1) Predigt beim Antritte des Archidiaconats. S. 26. 29. Vergleiche mit den aus dieser Predigt gezogenen Worten, was oben S. 287. über seine frühere Auffassung der Seelsorge gesagt ist. 2) E.

nach dem Gärtchen eingeräumt wurde. Schon im Sommer 1807 war er einige Zeit bei uns in Canig gewesen, bis seine Eltern wieder mit ihm darüber ausgeföhnt waren, daß er sich von der Französischen Commandantur in Frankfurt a. D. hatte als Dolmetscher brauchen lassen. Nach dem Frieden zu Tilsit hatte die Sächsische Regierung in dem früheren Süd- und Neustpreußen zahlreiche Beamte entlassen, welche in dem um die Hälfte seiner Provinzen beraubten Vaterlande unter den bittersten Entbehrungen der Wiederanstellung entgegenharrten. Demzufolge war in der nächsten Zeit seine Aussicht auf Anstellung im Justizdienste sehr ungünstig, weshalb er zu dem Oberamtmann Wilke nach Tornow bei Peitz ging um sich der Landwirthschaft zu widmen. Jetzt wendete er sich wieder der juristischen Laufbahn zu und trat als Auscultator bei dem Justizamt in Cottbus ein. Er besaß ein überaus wohlwollendes und fröhliches Gemüth ging und kam fast immer mit heiterem Gesange stritt bei Tische mit seinem Bruder über alles Mögliche bewies seiner Schwägerin die herzlichste Verehrung neckte deren Nichte Lorchchen gewann die Anhänglichkeit der Kinder besonders des ältesten Neffen, mit dem er wie mit einem allerdings bedeutend jüngeren Bruder verkehrte, und besaß schließlich die Liebe aller Familienmitglieder.

Der erst vor Kurzem in hohem Alter verstorbene Fürst von Bückler bekannt als Verfasser der „Briefe eines Verstorbenen“ der „Tutti Frutti“ und anderer Schriften damals noch Graf und Besitzer der Standesherrschaft Muskau suchte in diesem Jahre während einer Anwesenheit auf seinem Gut und letzten Wohnorte Branitz bei Cottbus die Bekanntschaft des Vaters und lud ihn zu sich ein. Ueber den ersten Besuch in Muskau schreibt der Graf am 13. December: „— Nun zu Beantwortung Ihres lieben Briefes, der nur zu schmeichelhaft für mich ist. Für Erste wünsche ich Ihnen von Herzen Glück, daß Ihre häuslichen Besorgnisse unbegründet waren, und freue mich Sie nun bald Ihrem Versprechen gemäß wieder bei mir zu sehen, ohne daß Ihre Gemüthsruhe durch ein trauriges Ereigniß getrübt sein wird. Doch muß ich auch gestehen, daß wir an dem Gehalt und dem Interesse Ihrer Unterhaltung eine solche Störung nicht geahndet hätten,

wenn wir nicht durch Sie selbst davon benachrichtigt worden wären. Daher scherzen Sie ohne Zweifel, wenn Sie sich gleichsam entschuldigen unsere Freude Ihre Bekanntschaft zu machen nicht mit gleicher Wärme erwidert zu haben. Sie brachten mehr mit, als Sie hier finden konnten, und würden mir gewiß sehr unrecht thun, wenn Sie zweifelten, ob Ihre mich ehrende Freimüthigkeit und eine bei neuer Freundschaft sehr natürliche und wohl anstehende Kälte mir nicht lieber sei als fade Schmeichelei und affectirte Freundschaft, die nicht das Werk von Augenblicken sein kann.“ Dieser Besuch wurde noch ein paarmal wiederholt und führte auch zu der anziehenden Bekanntschaft mit Leopold Scheser, dem Verfasser des „Laienbrevier,“ welcher sich damals bei dem Grafen von Büdler aufhielt, doch nicht zu einer engeren Freundschaft mit dem Letzten, die er nach einem späteren Brief im Ernste beabsichtigt zu haben scheint.

Im Januar 1812 wurden die Eltern durch die Nachricht von dem Tode des Präsidenten von Manteuffel zu Lübben tief erschüttert. Er war dem leidenschaftlichen Schmerz um seine früher heimgegangene Gemahlin erlegen, welcher ihn häufig zu ihrem Grabe nach dem nahen Steinkirchen trieb, an dem er Stunden lang in seiner Trauer weilte ohne der oft unfreundlichen Witterung zu achten. Bei einem dieser Besuche des Kirchhofs hatte er sich durch Erkältung eine schwere Krankheit zugezogen, die sein Lebensende im schönsten Mannesalter herbeiführte. Der Vater fuhr gleich mit seinem ältesten Sohne nach Lübben um wenigstens an der Bestattung des vollendeten Freundes theilzunehmen, von dem er später öffentlich bekannte, daß die innigste Liebe ihm dessen Geist dessen edles und warmes Herz in das theuerste nach seinem Verlust unerseßliche Kleinod seines Lebens vermandelt hatte.¹⁾

Unmittelbar auf diesen persönlichen Verlust folgte eine durch große Weltereignisse mächtig bewegte Zeit. Wie seine Gemeinde davon mitergriffen und in den außerordentlichen Wechsel der Begebenheiten mitten hineingezogen wurde, hat er selbst in seiner „Geschichte von Kottbus während der Jahre 1813—1814“

1) Geschichte von Kottbus während der Jahre 1813—1814. S. 60.

geschildert. Für uns gilt es aus jenen reichen die Seele bald bange bekümmernenden bald tief erschütternden bald unaussprechlich entzückenden Ereignissen das herauszuheben, worin sich ihr Einfluß auf den Vater und seine Familie vorzugsweise geltend machte. Dabei dient uns seine eben bezeichnete geschichtliche Darstellung hauptsächlich als Quelle, die bisweilen auch ohne ausdrückliche Nachweisung im Folgenden wörtlich benutzt worden ist.

Als die ersten Vorbereitungen zu dem Riesenkampfe zwischen Napoleon und Alexander bemerkbar wurden und die Heeresmassen der Franzosen samt ihren Verbündeten an der Grenze Preußens von damals sich immer mehr häuften, erwachte wohl der Wunsch, daß dieses schon jetzt gemeinsam mit Rußland wider den erbarmungslosen Unterdrücker und seine beutegierigen Scharen vorgehen möge, obgleich davon die Sorge nicht zu trennen war, daß wir uns dann sogleich mitten in dem wilden Kriegsgetümmel befinden würden. Der Ungewißheit hierüber machte Preußens Bündniß mit Napoleon vom 24. Februar 1812 ein Ende, welches freilich der Vaterlandsfreund als eine neue Demüthigung empfand. Der Ausbruch zahlloser Kriegsvölker wurde auch uns versündigt durch den Abzug des schönen Sächsischen Kürassierregiments von Jastrów, welches ein halbes Jahr in Cottbus stand, und dessen Officiere und Mannschaften größtentheils Oesterländer sich durch ihr Benehmen das Wohlwollen aller Stände erworben hatten. Mit der persönlichen Theilnahme für das ungewisse Schicksal, welchem diese ritterlichen Männer entgegenzogen, verknüpften sich düstere Gedanken über die nächste Zukunft nicht allein der lieben Heimath sondern auch des gesammten Deutschen Vaterlandes. Ging der welterobernde Korse aus dem beginnenden Kriege abermals siegreich hervor, so wurden die drückenden und schmachvollen Fesseln für uns nur noch fester geschmiedet; unterlag er aber mit der halben Million Streiter, die seinen Adlern in das Feld folgten, so mußten wir eine Uebersfluthung von barbarischen Völkerschaften befürchten, die unsere mehr als tausendjährige Bildung zu zertrümmern drohten. Ein Drittes schien gar nicht denkbar, weshalb die Aussicht in die nächste und fernere Zukunft trostlos war. Wenn dem Vater solche Erwägungen die Seele undüsterten,

rief ihm die immer zuversichtliche Mutter zu: „Bist du doch nicht Regente, der Alles führen soll; Gott sitzt im Regimente und führet Alles wohl!“

Das Bedürfniß die neuesten Nachrichten vom Kriegsschauplatz so schnell als möglich zu erfahren und sich mit gleichgestimmten Männern darüber auszusprechen trieb ihn jetzt in die bis dahin spärlich besuchte Resourc, und bei seiner Heimkehr empfing ihn jedesmal der Familienkreis erwartungsvoll um von ihm die neuesten Begebenheiten zu vernehmen. Diese drängten sich nach dem Uebergange des großen Heeres über die Russische Grenze am 24. Juni; eine Siegesbotschaft folgte der andern bis zu dem Einzuge der Franzosen in Moskau am 14. September. Damals gab es noch keine elektromagnetische Telegraphen, welche den Sieg von Königsgrätz schon am folgenden Tage nicht allein in den entlegensten Gegenden des Vaterlandes sondern auch in den fremden Hauptstädten Europas und Nordamerikas selbst an einzelnen Puncten Asiens und Afrikas verkünden konnten. Bisher war der Einzug des schlachtengewaltigen Franzosenkaisers in die Hauptstädte der bekriegten Länder gewöhnlich das Unterpfand des von ihm vorgeschriebenen Friedens gewesen. Während wir noch erwarteten auch jetzt das Gleiche zu erleben, wütheten schon in der alten Czarenstadt die verzehrenden Flammen, welche ihn um die Früchte seiner blutigen Siege brachten und endlich nöthigten dieselbe am 17. October mit seinem bereits zusammengeschmolzenen Heere wieder zu verlassen. Da begann jener graufige Rückzug bei steigender zuletzt fürchterlicher Kälte über die weiten öden schon durch den Hinmarsch ausgefogenen Länderstrecken Rußlands unter dem steten Geleite der unermüdlichen Kosaken, von welchem er außer sich selbst nur elende Trümmer seines prächtigen Heeres rettete, wie auch sein neunundzwanzigstes Bülletin vom 3. December 1812 eingestand. Der Eindruck, welchen die Kunde von jenem Brand und den ihn begleitenden Umständen hervorbrachte, war gewaltig. In ihm ging die allgemeine Meinung von Napoleons Glück und Unüberwindlichkeit zu Grunde; dagegen belebte sich der Glaube an die Vorsehung des allmächtigen Gottes und zugleich die Hoffnung, daß in den Flammen Moskaus ein Morgenroth

naher Völkerbefreiung leuchte. Nicht wie ein Hohn kam es uns dabei vor, als am 29. December 1812 Mannschaften einer in Cottbus stehenden Ersatzschwadron des Sächsischen Dragonerregiments von Polenz auf dem Markte zur Feier des Sieges an der Moskwa dreimal hintereinander ihre Karabiner abfeuerten. Für unsere Familie wurde gerade dieser Tag denkwürdig durch die Geburt der vierten Schwester Agnes, deren lebendige und leicht erregte Gemüthsart möglicherweise mit den Eindrücken zusammenhängt, welche die Mutter in jenen Tagen durch die großen Weltereignisse empfangen hatte, obwohl unser häusliches Leben verhältnißmäßig noch ungestört und ohne besondere Vorfälle verlaufen war.

Im Anfange des Jahres 1813 erschienen bei uns Einzelne, welche den Schrecken der Flucht über die Beresina entronnen waren; im Februar einige hundert Polnische Reiter ehemals fünf bis sechs Regimenter, deren früherer Glanz hie und da noch in Spuren zu erkennen war, zumtheil ohne Waffen in einer Ausrüstung zusammengesetzt aus elenden Ueberresten Raub und neuen Stücken mit einem langen Zuge von Krankentwagen: im Kleinen ein Bild des Ganzen. Zu unserm Heile ging aber die große Heerstraße nicht über Cottbus, weshalb die Stadt bis auf wenig Fälle von jener verherenden Lazarethheuche verschont blieb, welche überall im Gefolge der Flüchtlinge auftrat und durch ganz Deutschland in den davon ergriffenen Gegenden unzählige Familien zerriß und manchen Ort ganz zu entvölkern drohte. Dies traurige Geschick traf unterandern das nur zwei Meilen von uns entfernte Spremberg und in ihm auch einen nahen Verwandten. Des Vaters ältester Bruder Carl hatte sich bei Erfüllung seiner Berufspflicht als Arzt nicht vor Ansteckung hütten können und erlag der mörderischen Krankheit am 9. März mit Hinterlassung einer Wittve und vier kleiner Kinder. Die Folge davon für uns war eine neue Vermehrung der Hausgenossenschaft, denn die Eltern entschlossen sich im Vertrauen auf den Beistand des himmlischen Vaters den zweiten Sohn Alexander bei sich aufzunehmen und mit ihrer einschließlich Vorchens schon auf acht Häupter angewachsenen Kinderschar zu erziehen.

Bald gewannen auch die öffentlichen Ereignisse für uns eine nähere und zugleich höhere Bedeutung als bloß persönliche und Familienangelegenheiten. York hatte jenen kühnen Schritt in dem zu Poscherun am 30. December 1812 mit den Russen abgeschlossenen Waffenstillstande gethan. Zwar schien sein König das Geschehene zu mißbilligen und dem erzwungenen Bündnisse treu bleiben zu wollen; doch zweifelte Niemand an seiner innersten Gesinnung. Als er am 3. Februar 1813 alle Jünglinge der höheren Stände aufforderte freiwillig in das Heer einzutreten, da zeigte sich der Unterschied zwischen den Anstrengungen eines Gewalthabers wie Napoleon und eines angestammten Fürsten, der mit seinem Volk in Liebe eins ist, und Jeder wußte, welchem Zweck es allein gelten konnte.

„Der König rief und Alle Alle kamen
die Waffen muthig in der Hand,
und jeder Preuße stritt in Gottes Namen
für das geliebte Vaterland,
und jeder gab, was er nur konnte geben,
Kind Hab und Gut Gesundheit Blut und Leben
mit Gott für König und fürs Vaterland!“

Seit dem Kurfürsten Friedrich mit den eisernen Zähnen im Jahre 1445 hatten die Vorfahren der Bewohner von Cottbus wie diese selbst bis zu dem Tilsiter Frieden vor noch nicht sechs Jahren an der jugendlich frischen und ehrenreichen Entwicklung der Marken und Preußens unter den Hohenzollern theilgenommen. Sie konnten jetzt nicht Zeugen dieses hochherzigen Wettseifers ihrer alten Landsleute sein ohne mit Furcht und Wonne zugleich ihr Beginnen im Geiste zu verfolgen ohne nach Wiedervereinigung mit ihrem ererbten Landesvater und seinem Volke zu verlangen. Von der neuen Sächsischen Regierung waren sie nicht absichtlich gedrückt worden. Diese hatte ihnen sogar alle ihre Preussischen Einrichtungen gelassen; wie Einige meinten, in Anerkennung ihrer Vorzüge vor den Sächsischen; nach der Voraussetzung Anderer die sich später freilich als ganz irrig erwies, weil der so rechtschaffen und treu gepriesene Friedrich August von Sachsen das Gebiet seines deutschen Mitfürsten und früheren Bundesgenossen

von dem Französischen Eroberer nur nothgedrungen wie in Gewahrsam genommen habe um es bei gelegener Zeit demselben wieder zurückzugeben. Doch waren bald lebhaft gefühlte Beschwerden eingetreten. Die Hauptnahrungszweige Handel und Gewerbe vornehmlich der Tuchmacher und Bierbrauer stockten in Folge des Grenzzolls und der abgerissenen Verbindungen, welche beiden Gezeiten gegeben hatten. Die finstere Zurückgezogenheit des neuen Landesherrn andern Glaubens, welcher sogar die an ihn gesendeten städtischen Abgeordneten nicht sprechen wollte, die Langsamkeit aller Verhandlungen oft die Unmöglichkeit nur Bescheid zu erhalten, mußten für solche doppelt beschwerlich sein, die in der Preussischen Zeit an königliche Herablassung schnellen Geschäftsgang der Behörden und Pünktlichkeit in ihren Antworten gewöhnt waren. Selbst in der Rechtspflege traten die Sächsischen Gebrechen jener Zeit lähmend hervor.

Der Vater war allerdings erst unter der Sächsischen Herrschaft nach Cottbus berufen worden und vorher schon elf Jahr in dem Sächsischen Theile der Niederlausitz Pastor gewesen. Allein durch seine Geburt seine Jugenderinnerungen und seine Universitätszeit gehörte er dem Preußenland und Volke mit ganzem Herzen an, und wie ihn dessen Demüthigung einst gebeugt hatte, ist schon erzählt worden. Darum gilt nicht allein von seinen Mitbürgern sondern auch im vollen Sinne von ihm selbst und von den mächtigen Erregungen seiner Seele, was er aus jenen Tagen mit der ihm eigenen Lebendigkeit in folgenden Worten schildert: „Die Herzen der Bewohner von Cottbus wandten sich mit einer nie verleugneten jetzt verdoppelten Liebe zu dem alten Landesherrn, jetzt, wo patriotische Tugenden seinen Thron, den er selbst mit Tugenden schmückte, gleich einem Strahlenkranze mit jedem Tage herrlicher umgaben. Alt und Jung Hoch und Niedrig versammelte sich mit neugieriger Spannung, wo Freundschaft oder gesellige Gewohnheit an öffentlichen Orten sie zusammenführte. Freude über Vernichtung der Tyrannenmacht Zorn über ihre unbekehrten Anhänger Furcht für den in Potsdam durch feindliche Tücke bedrohten König Ungebuld den Kampf eröffnet und das Schicksal Preußens und Deutschlands in erwünschter Eile entschieden zu sehen Verlegenheit

über Oesterreichs und Sachsens Parthei waren die Affecten, welche gleich Stürmen überall die Unterhaltung in Streit und Aufruhr setzten. Doch die Besten beschäftigte der sittliche Schwung ihres Volkes die Meisten das eigene Schicksal. Was nach Jahrhunderten noch jedem edlen Gemüthe, zu welchem Volk es gehöre, Wonne und Bewunderung abdringen wird: dieser großmüthige Wetteifer in Aufopferungen dieses muthige und freudige Hinzudrängen von Jünglingen und Männern dieser nur in gegenseitiger Liebe geschlossene Bund auf Leben und Tod für eine heilige Sache, wovon jedes Zeitungsblatt jeder Privatbrief erzählte; sie verwandelten oft das lauteste Gespräch in Stille der Andacht die Orte geselliger Freude in Tempel heiliger Gefühle. — Den Wunsch konnten die Meisten weder in sich noch gegen gleich gesinnte Freunde unterdrücken, daß der Lauf der Zeit die alten Verhältnisse wiederherstellen und der König bald seine Augen auf eine zwar kleine aber durch stille Macht der Jahrhunderte wie durch Vortheil Dankbarkeit Verehrung und patriotisches Ehrgefühl ihm fest verbundene Provinz wenden möge um sie wieder an sich zu knüpfen. — In dieser Stimmung konnten selbst kleine Zufälligkeiten nicht ohne große Wirkung bleiben. Die königlichen Wagen und das Neustädter Gestüt gingen auf ihrem Zuge von Berlin nach Schlesien hier durch. Das Herz knüpfte gern an äußern Zeichen seine theuersten Erinnerungen. Diese Wagen hatten Viele in alten glücklichen Zeiten und in ihnen eine hochverehrte Fürstenfamilie, eine Königin gesehen, welche die Lust und der Stolz ihres Volkes war. Schauend versammelte sich die Menge um sie weniger in Worten als in Geberden ihre Freude und Wehmuth aussprechend, während Andere den begleitenden Officier und die Seinigen in ihre Häuser zur Bewirthung führten die Wünsche ihres Herzens vor ihnen ausschütteten und andächtig und bewegt auf die Erzählungen von des Königs Gefahr und des brüderlichen Volkes Hochsinn horchten. Einige Freiwillige nahmen denselben Weg; sie waren Söhne Brüder in jedem Hause, welches sie aufnahm. Ehrerbietige Liebe kam den Thaten zuvor, welche ihr Wille verhieß. Der König selbst reisete drei Meilen seitwärts durch Pforten; und diese Nähe, wenn sie auch Wenige

benutzen konnten um ihn zu sehen, vermehrte in Allen die Sehnsucht ihm anzugehören. Schon war der Bund mit Alexander zu Kalisch am 28. Februar geschlossen, schon am 10. März das eiserne Kreuz gestiftet, am 17. der Aufruf an Volk und Heer erlassen, am selben Tage die Errichtung der Landwehr angeordnet, schon betrat Blücher die nachbarliche Oberlausitz, schon gingen einzelne Trupps Kosaken durch die Stadt; und noch war über das Verlangen über die Hoffnung nichts entschieden, welche allmählich immer unwiderstehlicher sich der Seelen bemächtigte.“¹⁾

Als der Vater am 27. März einem Sonnabende Nachmittags aus der Kirche trat, in welcher er Beichte gehalten hatte, sprang ihm sein ältester Sohn nebst anderen Knaben entgegen mit dem Freudenrufe: „Wir sind Preußen!“ Blücher hatte den Landrath von Tempisky aus Löwenberg und den Justizrath Streckenbach aus Bunzlau mit dem Auftrage nach Cottbus gesendet Stadt und Kreis für den König von Preußen wieder in Besitz zu nehmen die Begleitung von Soldaten ihnen aber ausdrücklich verweigert, weil die Liebe der Cottbuser stärker sei als ein ganzes Regiment. Dieses Zutrauen bewährte sich sofort in dem Jubel, mit welchem die Verkündigung seines Aufrufs auf dem Markte beantwortet, und in der Schnelligkeit, mit welcher die Preussische Cocarde herbeigeschafft und an allen Hütthen und Mützen befestigt wurde. Am folgenden Sonntage Morgens 8 Uhr versammelte sich die stattliche Schützengilde in ihren vier Compagnien mit fliegenden Fahnen und eine zahlreiche Schar von Menschen auf dem Markt um Zeugen zu sein, als man an dem Rathhause das Sächssische Wappen abnahm und durch den lange ersehnten Preussischen Adler ersetzte. Auf eine Anfrage der Kreisbehörde bei der Sächssischen Regierung in Lützen erfolgte eine unbestimmte nichts verhindernde Antwort. Von keiner Seite geschah Einsprache. So leisteten am 31. März die weltlichen und geistlichen Behörden und die Kreisstände den Huldigungseid auf dem Amtshaus und zogen von da in die große mit Menschen überfüllte Oberkirche zum Dankgottesdienste. Dem folgte ein großes Gastmahl, welches die Beauftragten im Namen des Königs gaben,

1) Geschichte von Cottbus. S. 21 — 23.

und eine zahlreich besuchte Abendgesellschaft auf Keylings Weinberge. Der Vater bezeugt: „Niemals erlebte Schreiber dieses einen schöneren Tag; denn Eine reine große Freude war es, die jedes Herz öffnete und aus jedem Auge das eigne Gefühl rechtfertigend und erhöhend wiederstrahlte.“¹⁾ Er hatte diesem Gefühle Worte gegeben in dem Liede: „Auf sammelt Euch, Ihr Preußens treue Söhne etc.“²⁾ welches an jenem Abende mit allgemeiner Begeisterung gesungen wurde. „So ging Kottbus von Sachsen an Preußen über, wie ein Kind aus der Hand eines vormundschaftlichen Freundes zu seinem Vater zurückkehrt; und das natürliche Rechtsgefühl äußerte sich so deutlich als ehrwürdig, indem jetzt gegen den bisherigen Landesherrn eine Liebe und Verehrung bewiesen wurde, die ihm vorher zwar niemals öffentlich aber im Gefühl augenblicklicher Unbequemlichkeit und einer schmerzhaften Trennung doch im Herzen von Manchem verweigert worden war.“³⁾

Schon am 28. März hatte der Vater die erste Predigt über die Zeitereignisse gehalten, deren Zweck in den Worten ausgedrückt ist: „So lasset den Ernst heiliger Vorsätze wachen über Eurer Freude!“⁴⁾ Ihr folgte eine Reihe anderer, von welchen die bedeutendsten der schon erwähnten „Geschichte von Kottbus während der Jahre 1813—1814“ beigelegt sind. Durch sie gewann er mehr als bis dahin Verehrung Liebe Einfluß in der Gemeinde und wurde der Mund ihrer Freude der Trost ihrer sorgen- und drangvollen Tage der Wegweiser ihrer Seelen zu dem treuen Gott und Vater im Himmel, von welchem Alles herkommt, Glück und Unglück, Leben und Tod, Reichthum und Armuth.⁵⁾ Der erste Geistliche zog sich nach dem Dankgottesdienst am 31. März, soviel es irgend anging, von der Theilnahme an den vaterländischen Bewegungen zurück, weshalb der Vater noch mehr in den Vordergrund geschoben und besonders bei außerordentlichen Anlässen zum Redner gewählt wurde.

Mit warmer Herzenstheilnahme war er Zuschauer und Mitwirkender bei dem regen thätigen Leben, welches den ganzen

1) Geschichte von Kottbus. S. 113. 2) A. a. O. S. 114. 3) S. 28. 4) S. 153. 5) Sirach 11, 14.

Monat April ausfüllte und sich vornehmlich um die Ausrüstung der freiwilligen Jäger und der Landwehr bewegte. Sein jüngster Bruder Fritz ob schon dreißig Jahr alt hatte sich entschlossen ebenfalls mit in das Feld zu ziehen und erhielt dazu von der Stadt ein Reitpferd. Seine Vorbereitungen und sein Aufbruch zum Heere mit einigen ebenfalls berittenen Cameraden beschäftigten und erregten in diesen Tagen den Vater samt der Familie auf das Mannichfaltigste und Tiefste. Doch war die Stimmung nicht allein bei den ausziehenden Kriegern auch bei den zurückgebliebenen Angehörigen vorherrschend eine gehobene, weil man schnelle und rühmliche Erfolge voraussetzte und wenig der schmerzlichen Opfer gedachte, welche sie unstreitig fordern würden. Zudem wußte man noch nichts von den zahlreichen Scharen, welche Napoleon theils aus Spanien herangezogen theils abermals dem Französischen Volk und seinen treugebliebenen Vasallen abgepreßt hatte und eben wieder in das Herz Deutschlands führte.

Da erfolgte der erste Zusammenstoß des Preussisch-Russischen Heeres mit dem seinigen bei Groß-Görschen am 2. Mai, und die erste Kunde davon entsprach auch den gehegten Erwartungen. Aber bald folgten beunruhigende Nachrichten durch die von Leipzig zurückeilenden Meßleute, und nach wenig Tagen war die rückgängige Bewegung der Verbündeten an und dann auch über die Elbe nicht mehr zweifelhaft. Unter dem Eindrucke dieser bedrohlichen Wendung hielt der Vater den 10. Mai an etliche und neunzig freiwillige Jäger, welche unmittelbar vor ihrem Abzug in der heimischen Kirche das heilige Abendmahl empfingen, auf Verlangen des Magistrats eine Rede, die er mit den Worten schloß: „Wir trauen Dir, o Herr Gott, Dein Gnade laß uns walten; Du weißt wohl, was uns mangeln thut, hast lange hausgehalten und wirst auch ferner so regieren, daß man wird Deinen Segen spüren und Deinen Namen preisen. Amen.“¹⁾ Sie nahmen die Richtung auf Berlin, wie auch die schon früher abgegangenen Freiwilligen zu Pferde umkehren und sich gleichfalls dahin wenden mußten. Wir hatten gehofft, sie würden fern von des Vaterlandes Grenzen einen Willen und eine Kraft zeigen können, deren

1) Geschichte von Kottbus. S. 162.

es jetzt bald zu eigener Rettung vor völligem Untergange zu bedürfen schien. Die Bedrohung für uns wuchs noch durch die unerwartete Kriegserklärung des Königs von Sachsen gegen die Verbündeten und durch die Einräumung der nur zehn Meilen von Cottbus gelegenen Elbfestung Torgau an die Franzosen.

Nun folgten Tage und Wochen der bängsten Erwartung, in welchen Furcht und Hoffnung fieberhaft wechselten. Die Nähe der Heere brachte anfangs Erscheinungen, welche theils die Sorge beruhigten theils die Aufmerksamkeit zerstreuten. Am 10. Mai kam die Gattin des Russischen Generals Grafen von Wittgenstein, am Tage darauf der bekannte Professor Zahn mit vierhundert Mann der Litowschen schwarzen Schar. Ihr Verweilen galt uns als eine günstige Vorbedeutung, und die Bekanntschaft mit Zahn und einigen ausgezeichneten jungen Männern in seiner Begleitung war für den Vater anziehend. Doch schon am 13. Mai verließ uns die Gräfin von Wittgenstein wieder, und bald darauf gingen auch die Schwarzen. Am 16. Mai empfingen wir dafür die erschreckende Nachricht, daß ein Haufe von sieben bis achttausend Franzosen das nur vier Meilen entfernte Luckau besetzt halte, und daß seine Vorposten die Grenze unseres Kreises bereits erreicht haben. Wir zitterten vor ihrer Ankunft nicht allein wegen der schaurig ausgemalten Gräuel, welche sie schon in dem ihnen verbündeten Sachsen ausgeübt haben sollten, sondern auch und vornehmlich aus Furcht, daß ihr Zorn uns als vermeinte Abtrünnige um so gewaltsamer treffen werde, je verhaßter ihnen der Preussische Name war. Da eilte Jeder einen verborgenen Ort für das Kostbarste zu finden, und wer irgend konnte, brachte seine Familie nach dem nahen Spreewald in Sicherheit. Am größten war die Bangigkeit bei denen, welche entweder nicht flüchten konnten oder in dem Gefühl ihrer Pflicht den Muth fanden sich dem drohenden Schicksale zu unterwerfen; unter diesen auch der Vater mit den Seinen. Denn nichts Geringeres als Plünderung und Brand wurde von der Erbitterung des Feindes erwartet, und an jedem Abende gingen wir zur Ruhe mit der zweifelnden Frage, ob uns nicht in dieser Nacht die gefürchteten Schrecken überraschen würden. Der Vater hatte einen leichten Schiefkarren

angeschafft um darauf die kleinsten Kinder Nanny und Agnes nebst den unentbehrlichsten Bedürfnissen für den ersten Augenblick fortzubringen, sobald wir gezwungen würden die Flucht zu ergreifen; wie er in einem ungedruckt gebliebenen dramatischen Gedicht aus jenen Tagen „Der Freiwillige“ geschildert hat.

Doch die drohende Gefahr ging diesmal vorüber, als jene Franzosen nach Senftenberg abzogen, und wir athmeten wieder auf bei der erfreuenden Nachricht von dem glücklichen Treffen bei Königswartha, auf welches indessen unmittelbar die Schlachtstage von Bautzen folgten. Ungeachtet der Entfernung von sieben bis acht Meilen schlug der ununterbrochene Geschützesdonner klirrend an unsere Fenster und erschütterte unser Haus; ja die Erde erbebte unter unsern Füßen. Tief empfanden wir, wie viel entschieden werde, und das von eigenem Kummer wie von gemeinsamer Sorge zerrissene Herz wagte nicht seine Ahnungen auszusprechen. In ernster Stille, die nur einzelne bange Ausrufungen unterbrachen, horchten wir der Stimme eines ungeheuren Kampfes. Am zweiten Schlachtstage dem 22. Mai war bei uns die Kanonade am gewaltigsten zu hören; sie zog sich öftlich, was auf einen Rückzug der Verbündeten deutete. Einige Zeit kam keine Kunde von dem Ausgange der Schlacht zu uns. Allmählich wurde jedoch ihr Verlust gewiß und das Gramgefühl in dem Herzen des Vaters um so bitterer, da ihm Stellung und Verhältnisse wehrten dem, wie es schien, rettungslosen Vaterlande mit seiner letzten Kraft beizustehen. Wieder einigen Muth gab die Ankunft des Borstellischen Heerestheils in dem nur zwei Meilen entfernten Drebfau am 26. Mai. Tages darauf konnten bei seinem Vorstoß auf Hoyerswerda in dem flachen Land einzelne Bewegungen der Truppen von dem hohen Kirchturme wahrgenommen werden, was die Erregung der Gemüther auf das Höchste steigerte. Allein auch dieser Versuch mißlang, und die Preußen gingen an der Grenze unseres Kreises zurück.

In dieser Lage sahen wir mit Kummer und dumpfer Erregung dem 30. Mai entgegen, an welchem der Sieg bei Groß-Görschen kirchlich gefeiert werden sollte. Der Vater hatte die Frühpredigt an diesem Sonntage zu halten und für diese

keinen ausdrücklichen Auftrag empfangen der Schlacht zu gedenken. Aber sein Herz trieb ihn dazu, und er entwickelte seinen Zuhörern aus Jerem. 29, 11—14. seine innerste Grundüberzeugung, welche ihn ungeachtet aller Einflüsse von Außen und alles dadurch veranlaßten Wechfels der Stimmungen in dieser ganzen Zeit aufrecht erhielt: daß Gott mit uns Gedanken des Friedens und nicht des Leidens habe und uns das Ende geben wolle, des wir warten; wofern wir nur noch demüthiger als bisher bitten und den Herrn von ganzem Herzen suchen.¹⁾ Damit begann er jene Trostpredigten, welche nicht minder durch den dabei bewiesenen Freimuth als durch die innige und warme Frömmigkeit einen tiefen Eindruck auf die Gemeinde machten und wohl nicht wenig zu der gefaßten Haltung beitrugen, welche sie nachher unter schweren Drangfalen bewies.

Am demselben Tage rückte Bülow mit seinem für den Schutz von Berlin bestimmten Heer in die Stadt und nächste Umgegend. Begierig und freudig strömte Jung und Alt den Ankommenden entgegen umringte sie staunend, und Jeder hieß den ihm zugewiesenen Gast, der Vater den Feldprediger Rhesa, sein College Korn den Feldprediger Glogau, brüderlich willkommen. „Noch hatten wir außer einigen kleinen Abtheilungen von vaterländischen Truppen nur unglückliche Verwundete gesehen. Jetzt zum erstenmale zogen mit rauschender Feldmusik Massen von Tausenden streitbarer Männer bei uns ein, deren freundlicher Blick gegen uns Liebe gegen die Feinde Muth aussprach. Das Bewußtsein der Volkskraft erhob jedes Gemüth, und Niemand konnte dem Eintruche widerstehen, welchen die langen Reihen kernvoller Krieger auf die innere Zuversicht des Erfolges machten. Und wer diese redlichen treuherzigen ihrem Könige, dessen letzte Vormauer sie einst gewesen, unumschränkt ergebenen Ostpreußen reden hörte; wer ihre von jeder Prahlerei entfernte Begierde bemerkte den ihnen vor allen Andern verschuldeten Feind in blutiger Rache zu strafen; wem sie erzählten, daß sie ohne die Franzosen besiegt zu haben ihren Schwestern und Frauen nicht vor die Augen kommen dürften: den wehte ein heiliger Geist der Stärke aus grauer Vorwelt

1) Geschichte von Kottbus. S. 166. ff.

an, ein Geist des eignen mit Löwenkraft erwachten Volkes, der mitten in den Tagen dringender Gefahr und rathloser Angst den Sieg verhieß.“¹⁾ Niemand ahndete ihren Abzug, als am 2. Juni den Officieren von der Stadt ein Ball gegeben wurde, den auch der General Bülow besuchte; doch nach kriegerischer Sitte war die Freude Vorläuferin des mörderischen Kampfes. In der Frühe des folgenden Morgens brachen Alle nach Luckau auf. Den selben Tag gegen Abend traf der Heerestheil Borstels von Guben kommend durch Marsch und Hitze sehr ermattet bei uns ein. Die Leute mußten größtentheils auf dem Steinpflaster liegen; doch beieferten sich die Einwohner sie so gut als möglich zu erquicken. Schon um Mitternacht zogen sie am linken Spreer ufer weiter nach Lübben. Von dem Treffen zwischen dem General Bülow und dem Marschall Dudinot bei Luckau am 4. Juni vernahmen wir nichts, obwohl die Entfernung nur vier Meilen beträgt. Bald traf die Nachricht von dem siegreichen Ausgang ein, die uns um so mehr erfreute, da wir gleichzeitig erfuhren, daß ein Theil unsrer Freiwilligen sich dabei durch die mehrstündige tapfere Vertheidigung des Kalauer Thores zum erstenmale vor dem Feind ausgezeichnet hatte. Dieser Sieg, der glückliche Schlag bei Haynau, die gelungene That Chernitscheffs bei Halberstadt, deren Erfolge vergrößert und mit ungegründeten Gerüchten vermehrt wurden: Wahres und Falsches trugen dazu bei die schier gesunkene Hoffnung auch unter uns neu zu beleben.

Da traf uns die unerwartete Kunde von dem zu Pleißwitz am 4. Juni abgeschlossenen Waffenstillstande. Nach seinen Bestimmungen sollten die Franzosen aus dem schon eingenommenen Breslau und hinter eine bestimmte Linie sich wieder zurückziehen, alles von Sachsen eingeschlossene Preussische Gebiet aber nicht als feindliches Land behandelt und mit jeder Einlagerung verschont werden. Die nächste sehr peinliche Frage für uns war nun, ob Cottbus mit seinem Kreis in dem Abschlus ausdrücklich als solches Gebiet anerkannt sei, oder wenn dies auch nicht, ob Franzosen und Sachsen es dafür gelten lassen würden. Preussischer Seits behauptete es der mit der Verwaltung des Kreises beauftragte

1) Geschichte von Cottbus. S. 38.

Regierungsrath von Lügow und der General von Oppen. Von Franzosen und Sachsen geschah aber bis zum 13. Juni kein Schritt und nicht einmal die leiseste Andeutung für das Gegentheil. Doch an diesem Tage gegen Abend erschreckte die Ankunft einer Abtheilung von mehr als zwanzig Gensdarmes, nach ihrer Angabe um bei dem Durchzuge des zwölften Armeecorps unter Marschall Dudinot Ordnung zu halten. So sehr das Herz die Behörden und Einwohner auch trieb, und so wenig sie ihre Verpflichtung bezweifeln konnten treu an der von ihnen wieder anerkannten Preussischen Regierung festzuhalten, bis unwiderstehliche Gewalt sie von derselben trennte; gleichwohl rechtfertigten diese Vorboten größerer Bedrängnisse den Wunsch der steigenden Ungewißheit ihrer Lage durch Einholung einer zweifellosen Entscheidung von der Waffenstillstandskommission in Neumarkt so schnell als möglich ein Ende zu machen. Deshalb wurde der Syndikus Eichholz am 14. Juni dorthin abgesendet, und da ihm das Französische nicht geläufig war, machte er dem Vater den Vorschlag mitzureisen, welchen lebhafteste Theilnahme an dem unsicheren ja drohenden Schicksale seiner Mitbürger zu freudiger Einstimmung bewog. Ihr Weg führte sie durch das von prahlenden und wüthenden Siegern besetzte Schlesien und gab bis nahe an Breslau ein grauenvolles Schauspiel von Plünderung Zerstörung Brand verlassenen Bivouakstätten und neu erbauten Lagern, die neben einzelnen in der schönsten Leppigkeit stehen gebliebenen Fluren in ihrer Abscheulichkeit doppelt sichtbar wurden. Die Reise war ermüdend herzangreifend und leider vergeblich. Sie erfuhren allerdings, daß dem Cottbuser Kreise die Rechte der Neutralität nicht verschafft werden konnten, doch zu einer Zeit und unter Umständen, wo diese Nachricht ihren Mitbürgern keinen Nutzen mehr brachte. In Züllichau erreichte sie die Kunde von der Besetzung ihrer Stadt durch die Franzosen. Das Herz trieb zur Eile nach der Heimath, wo Freunde und Bürger litten; doch ahneten Beide nicht, was geschehen war und noch geschehen sollte.

Dort hatten wiederholt Entsendungen von Abgeordneten an den Marschall Dudinot stattgefunden, denen er zwar menschlich und wacker begegnete ohne jedoch im Wesentlichen etwas einzu-

räumen. Inzwischen erfolgte die Besetzung der Stadt durch zwei Schwadronen Westphälischer Reiter und die Ankunft des General Wolf. Dieser forderte von dem Landrath und Oberbürgermeister unter harten Vorwürfen schnelle Auflösung der Preussischen und Wiederherstellung der Sächsischen Einrichtungen, so wie Sendung von Abgeordneten nach Dresden. Unter solchen Umständen fand sich der Regierungsrath von Litzow genöthigt die Stadt zu verlassen. Tages darauf wurde an Stelle des abgenommenen Preussischen Adlers ohne sonderliche Feierlichkeit das Sächsische Wappen wieder am Rathhause befestigt. Bei diesem Anlasse fragte der General Wolf den Oberbürgermeister Krenkel, was hier die Gemüther so an Preußen fessle, und erhielt zur Antwort eine offenherzige Schilderung der Sorgfalt, die Cottbus unter Preussischem Scepter genossen, und der Vernachlässigung, die es unter Sächsischer Herrschaft empfunden habe. Jener berichtete darüber ausführlich an den Marschall und dieser an den Kaiser, durch welchen die Aeußerungen Krenkels zur Kenntniß der Sächsischen Regierung kamen, welche ihm später deshalb Vorhaltungen machte. Am 19. Juni wurde eine Cohorte Französischer Nationalgarden in der Stadt angesagt, welche nebst den früher angekommenen Westphalen bis zum Ende des Waffenstillstandes dort als Besatzung blieb. Das Einrücken mitten in der Nacht, während die Häuser auf Befehl erleuchtet waren, und ihr Verweilen auf dem Markt und auf anderen Plätzen unter den Waffen mußte wohl den Schlaf von unseren Augen und die Ruhe aus unseren Herzen verschrecken; der Sorge gar nicht zu gedenken, welche uns um den entfernten Vater bekümmerte. Am Morgen suchten die Lombarden und Piemontesen, welche die Cohorte bildeten, indessen ruhig ihre Quartiere auf. Am 24. Juni erschien der Regierungspräsident von Manteuffel aus Lübben als Sächsischer Beauftragter und verpflichtete die sämtlichen Beamten seinem Könige von neuem durch Handschlag doch mit Vorbehalt einer Untersuchung ihres Benehmens während der Preussischen Besetzung. Der gleichzeitig eingetroffene Commandant le Bel erließ sofort eine Aufforderung alle Waffen abzuliefern. Am folgenden Tage Morgens zwei Uhr fiel der erste Schlag. Der Landrath von Normann wurde in seiner

Wohnung verhaftet und Vormittags neun Uhr zuvörderst nach Lützenau abgeführt. Denselben Abend erfolgte die Festnehmung des Actuarius Krüger, den man zur Nacht in ein Gefängniß für gemeine Landstreicher und Ruhestörer brachte.

An diesem Tage, wo lähmende Furcht alle Herzen schreckte, kam der Vater Nachmittags sechs Uhr mit seinem Reisegefährten zurück. Stündlich hatten wir alle besonders die Mutter mit Sehnsucht und zugleich mit steigender Angst seiner Heimkehr entgegengeharrt. Denn seine Abwesenheit war bald mit Befremdung wahrgenommen worden, obwohl sein Vorgesetzter der Superintendent Volzenthäl und sein College Korn sich bemüht hatten ihn mit der Nothwendigkeit zu entschuldigen, daß er seine Gesundheit durch eine Zerstreung unterstütze. Die Mutter und die Freunde drangen mit Ungebuld in ihn, daß er trotz seiner Ermüdung von der Reise sich sogleich zu dem Präsidenten von Manteuffel begeben. Dieser war der Bruder des vor anderthalb Jahren verstorbenen innigsten Freundes unserer Eltern, weshalb sich von ihm großmüthige Rücksichtnahme erwarten ließ. Das Betragen des Vaters, dessen ihn niemals gereute, und dessen Rechtmäßigkeit er vor jedem Richterstuhle behauptet haben würde, erfuhr den ernststen Tadel des Präsidenten, welcher nur den Willen äußerte was immer möglich für seine Sicherheit zu thun. Deshalb bereitete der Vater daheim die Mutter ernstlich darauf vor vielleicht noch an demselben Abende die Französischen Gensdarmes bei uns eintreten zu sehen. Doch war es unstreitig die freundliche Fürsorge des Präsidenten, die jede Wundung von dem Vater abwendete; und wenn er durch die Noth seines Vaterlandes innerlich erschüttert damals Muth genug hatte jeder Gefahr mit Verachtung des Feindes entgegenzutreten, so bedurfte es gleichwohl nur des Gedankens an seine zärtlich geliebte Gattin mit sieben unerzogenen Kindern um das ganze Gewicht der Verbindlichkeit gegen einen Mann zu erkennen, welcher ihm und den Seinen die Schmerzen der Trennung ersparte.

Nicht so glimpflich verfuhr man mit seinem Reisegefährten Sichholz. Er war ebenfalls bald nach seiner Ankunft zu dem Präsidenten von Manteuffel gegangen von demselben mittelst Hand-

schlags in Pflicht genommen und beauftragt worden als Landesbestallter dasselbe mit den Kreisgensdarmes vorzunehmen. Eben wollte er am folgenden Morgen diesen Auftrag ausführen, als zwei Französische Gensdarmes bei ihm erschienen und ihn auforderten zu dem Commandanten zu folgen. Dieser kündigte ihm und Krüger an, daß sie zum Marschall Dudinot nach Lübbenau gebracht werden sollten. Nachdem sie in Luckau mit dem Landrathe von Normann vereinigt worden, befahl jener, der sich über ihre voreilige Verhaftung unzufrieden ausgesprochen hatte, daß sie nach Lübben geführt und der Sächsischen Regierung übergeben würden. Obgleich der Anlaß zu dem ganzen Verfahren nicht von dieser ausgegangen war, wagte sie doch nicht die Gefangenen wieder loszugeben, sondern sendete sie am 4. Juli von Dresden nach dem Königsstein, wo sie anfangs mit viel Strenge später gelinde behandelt wurden. Die Bemühungen der Frau von Normann und der von Cottbus deshalb gesendeten Abgeordneten für ihre Befreiung wurden in Dresden zwar mit Anstand aber mit Schärfe abgewiesen.

In Cottbus verhängte am 26. Juni der Commandant über Stadt und Kreis den Belagerungszustand. Der schreckliche Klang dieses Wortes machte auf uns einen um so beunruhigenderen Eindruck, je weniger wir mit seiner Bedeutung bekannt waren. Die nächsten Wahrnehmungen schienen auch nicht geeignet unsere Besorgnisse zu zerstreuen. Das dem redlichen Deutschen so widrige Spioniren trat nun in Wirkung. Niedrige Erbitterung persönliche Schlechtigkeit Gauner und feile Dirnen fanden Spielraum für ihren Bedarf. Französische Gensdarmes meistens der Deutschen Sprache mächtige Elssasser schlichen um alle Ecken pflanzten sich in alle bürgerliche Gesellschaften spürten überall selbst in der Kirche, wo sie bei keiner Predigt des Vaters fehlten. Dadurch ließ er sich jedoch nicht abhalten in jeder derselben während dieser ganzen bedrängten Zeit zwar mit Vorsicht aber in einer für seine Gemeinde wohl verständlichen Weise Gottes Wort tröstend und ermuthigend auf ihre schwierige und drückende Lage anzuwenden, wodurch damals viele bekümmerte Gemüther erquickt und aufgerichtet worden sind. Da Sächsische Beamte, von welchen sich

ein edlerer Sinn erwarten ließ, eine persönliche Erbitterung gegen uns und eine Dienstbesessenheit gegen die Gewalthaber zeigten, deren nachtheiliger Einfluß nicht zu berechnen war, so hatte das sich verbreitende Gerücht nichts Unwahrscheinliches, welches noch mehr als zwanzig angesehenen Männer unter ihnen auch unsern Vater als zur Verhaftung ausersehen bezeichnete. Das erfüllte uns von Neuem mit Furcht und Schrecken, und an keinem Abende suchten wir unser Lager an ohne die peinliche Besorgniß während der Nacht durch das Eindringen der Gensdarmes erweckt zu werden den geliebten Vater uns entrisen und einem ungewissen Schicksal entgegengeführt zu sehen. Von Franzosen war kein anderes Verfahren zu erwarten. Napoleons Schreckensregierung verlangte nicht Bestrafung des Schuldigen sondern Entsetzen, welches den Willen zähme und zurückhalte von dem, was ihm mißfiel.

Doch allmählich schwanden die Besorgnisse von der Seite, wo sie am meisten gegründet schienen. Dazu wirkte theils die wahre Lage der Dinge theils die Eigenthümlichkeit der Feinde von dem Anführer bis zum gemeinen Manne. Diese überzeugten sich, nachdem sie einige Zeit ruhig beobachtet hatten, daß bei uns nicht Verrath und heimlicher Mord lauerten, und lernten nach und nach den Widerspruch ihrer und unserer Meinungen vergessen. Den General Beaumont schildert der Vater, welcher wegen seiner Sprachfertigkeit bei ihm gern gesehen war, als einen ernsthaften durchaus wohlwollenden und sanften Mann. Von dem Preussischen Volke sprach er mit Achtung; die Anhänglichkeit der Cottbuser an dasselbe entschuldigte er; in Unterredungen über öffentliche Gegenstände gestattete er alle Freiheit, sofern sie seiner Französischen Ehre nicht zu nahe trat. Begierig nahm er auch Mittheilungen über den Stand der Dinge auswärts auf, von denen wir oft besser unterrichtet waren als die Franzosen. So erhielt er durch den Vater die erste Kunde von dem Siege Wellingtons über Jourdan bei Vittoria am 21. Juni. Der Major le Bel ging von seiner anfangs geübten Strenge bald zu milder Nachsicht über und erklärte bei seinem Scheiden, so oft er schon Commandant gewesen, habe er doch niemals die Erfahrung wie hier

gemacht, daß auch nicht eine einzige Klage von Bürgern über die Garnison oder von dieser über jene vorgekommen sei. Sein Nachfolger Major Boirol ein Schweizer suchte freundschaftliche Verbindungen und fand nur Höflichkeit. Er sagte, daß den Cottbussern ungeachtet ihres rücksichtvollen Benehmens doch gegen Alles, was Franzose heiße, der Grimm aus den Augen blicke. Dadurch ließen sie sich aber nicht von barmherziger Samariterliebe abhalten, als während einiger Tage fünf bis sechshundert verwundete und kranke Franzosen auf dem Schloß untergebracht waren, welche von ihren eigenen Ärzten und Aufsehern mit herzloser Härte behandelt wurden. Boirol fand sich dadurch zu einem Bericht an den Marschall Dubinot veranlaßt, welcher mit in Folge desselben am Schlusse des Waffenstillstandes der Stadt seine Anerkennung über ihr Benehmen gegen das zwölfte Armee-corps aussprechen ließ. Von der 156. Cohorte erzählt der Vater: „Nie hat eine Garnison sich freundlicher betragen als diese, die einrückte um vorgebliche Rebellen im Zaume zu halten. Gewiß haben Viele in Kottbus wie der Verfasser gedacht und gefühlt, dessen Herz sich von Schmerz und Unwillen umwendete, wenn er diese Schergen der Tyrannei diese zu Unterjochung seines Vaterlandes bestimmten Fremdlinge sich aufstellen und kriegerisch üben sah die gellende Musik ihrer Pfeifer ihm in die Ohren schrie; und der gleichwohl mit Keinem derselben reden konnte ohne sie wegen ihrer innigen Gutherzigkeit lieb zu gewinnen und wegen ihres sie wider Willen in Krieg und Zerstörung treibenden Schicksals fast mehr noch als sich selbst und seine Brüder zu bedauern, zu deren Verderben sie gewaffnet waren. Ich habe einen Birnbaum vor dem Hause, dessen Aeste über die Stacketen der Einfassung hängen. Die Früchte waren damals in der Mitte des Juli noch völlig ungenießbar. Eines Abends, als ich mit meiner Familie vor der Wohnung saß, kam aus einem der gegenüber stehenden Häuser ein Soldat gerade auf den Baum zu und pflückte etwas ab. „Die Früchte sind nicht reif,“ rief ich ihm auf Italienisch zu. Er verstand mich nicht gleich; ich wiederholte meine Worte. Bescheiden und freundlich kam er jetzt zu mir und zeigte ein Baumblatt, das er gesucht hatte um es auf eine Wunde zu

legen. Dieses Benehmen gewann ihm mein Herz auf der Stelle; ich unterhielt mich mit ihm, so gut es meine geringe Sprachfertigkeit zuließ, über sein paradiesisches Vaterland, die Lombardei, und fand ihn wie Alle voll Sehnsucht friedlich dahin zurückzuführen. O, jene Tapferen unseres Volkes, deren Heldenmuth uns entzückt, indem wir ihren Tod beweinen, waren und sind sie nicht zu beneiden gegen diese Armen, die mit Thränen des Unwillens und der Betrübniß von hier in den Kampf zogen und ruhmlos fielen?“¹⁾

So die Franzosen; anders der König von Sachsen und seine obersten Behörden. Wie er der einzige Deutsche Fürst war, der bis zu völliger Entwaffnung bei Napoleon aushielt; so war Cottbus die einzige Deutsche Stadt, wo Deutscher Sinn von Deutschen als Verbrechen behandelt wurde, und wo sich Deutsche berechtigt glaubten Haß gegen den allgemeinen Feind und Liebe zur alten von ihm gestörten Ordnung als Hochverrath zu bestrafen.²⁾ In der Mitte des Juli kam der Hofrath Panzer aus Dresden mit dem Auftrage die Häufelführer der Rebellion zu ermitteln, deren sich die Bewohner der Stadt Cottbus und ihres Kreises schuldig gemacht haben sollten. Die Versammlung der Schützengilde das Abnehmen der Sächsischen Wappen die gehaltenen Reden die freiwilligen Beiträge in ihren eigentlichen Urhebern zu entdecken war das vergebliche Bemühen. Zumtheil wiederholte Verhöre niederer und hoher Personen unter ihnen auch des Vaters konnten nichts herausbringen als die Wahrheit, daß die Freude der Cottbuser über die Preussische Besitznahme mit allen ihren Aeußerungen die ganz edle unbefangene und vorwurfsfreie Wirkung eines sehr rechtmäßigen Gefühls gewesen war. Mit gutem Grunde wurde dafür geltend gemacht, daß die Bewohner Dresdens und unter ihnen sehr angesehene Männer fast gleichzeitig ihre Anhänglichkeit an die Verbündeten und ihre Feindschaft gegen Napoleon nicht minder kräftig an den Tag gelegt hatten.³⁾ Nichts aber bereitete dem untersuchenden Sächsischen Hofrathe größere Verlegenheit als die unleugbare Thatsache, daß in Cottbus dem

1) Geschichte von Kottbus. S. 54. f. 2) A. a. O. S. 66. 3) Oben S. 168. f.

Könige von Sachsen niemals förmlich gehuldigt worden war. Alle Beamten mit Ausnahme einzelner neuangestellter und alle Vasallen waren an den König von Preußen durch einen doppelten an den von Sachsen durch gar keinen Eid gebunden. Je mehr Bedeutung im Gange Sächsischer Verwaltung damals auf die Form gelegt wurde, um so wunderbarer blieb hier deren Vernachlässigung. Das ganze Verfahren in seiner Härte war nur erklärlich aus dem seither lähmenden Einflusse des Französischen Gewalthabers aus der Furchtsamkeit einer schlaffen und bei aller Milde doch empfindlichen Regierung und insbesondere aus einer nicht zu leugnenden Eifersucht gegen das wieder kräftig aufstrebende Preußen. Glücklicherweise wurden aber diese scharfen Mafregeln durch die Dymacht ihrer Vollstrecker unschädlich. Dringend tritt jedoch auch an diesem Beispiele die Nothwendigkeit hervor, daß Deutschlands kleinere Fürsten und Volksstämme ihre sie an die Hauptmacht bindende Verpflichtung erkennen und genau an diese geknüpft werden, damit niemals wieder Deutsche versuchen können gegen Deutsche zu waffnen und die Sache der Feinde Deutschlands an ihnen als die eigne zu rächen.¹⁾

Neben der hangen Erwartung des Ausganges dieser peinlich geführten Untersuchung gab es für uns während des Waffenstillestandes noch andere schmerzliche Ereignisse. Zu ihnen gehört der Tod von fünf Westphälischen Reitern. Ihre Regimenter lagen auf dem Land und in kleinen offenen Städten, was von den Mannschaften scharenweise benutzt wurde um durch die großen fast ununterbrochen bis an die Preußische Grenze reichenden Wälder zu entfliehen. Die Befehlshaber beschloffen deshalb durch strenge Bestrafung ein abschreckendes Beispiel zu geben, und das Los traf drei Husaren und zwei leichte Reiter, welche wieder ergriffen und nach Cottbus gebracht worden. Am 15. Juli um 11 Uhr Nachts wurde der Vater geweckt und im Namen des General Wolf aufgefordert sie zum Tode zu bereiten. Er versichert, daß ihm niemals ein Gang in seinem Berufe schwerer geworden sei, daß ihm aber der ruhige Muth dieser Jünglinge sein betrübendes Werk ungemein erleichtert habe. Drei waren

1) Geschichte von Kottbus. S. 66.

Katholiken und schlugen das ihnen angebotene heilige Abendmahl aus, weil sie einen Priester ihres Bekenntnisses aus Pforten erwarteten, der jedoch nicht erschien. Zwei ein Lutheraner und ein Reformirter empfingen dasselbe in einer Seitenkammer. Sie zeigten sich ernst und, obschon beide noch sehr jung waren, ergeben in ihr Schicksal. Nach Mitternacht verließ sie der Vater, und um 3 Uhr früh wurden sie auf einen Weideplatz unfern des Dorfes Silow geführt und in Gegenwart vieler Zuschauer erschossen. Ihr Tod hatte die Anwesenden um so tiefer erschüttert, je blühender ihre Jugend je männlicher ihre Fassung war. Noch während der Anwesenheit des Feindes wurden ihre Gräber täglich mit Blumen geschmückt später unwallt mit Pappeln eingefast und im Sommer mit Blumen bepflanzt. Lange blieben sie für städtische Familien das freundlich schaurige Ziel eines Spazierganges.

Einen sehr widrigen Eindruck brachte uns auch Napoleons Geburtstag, welcher wegen des nahen Ausbruchs der Feindseligkeiten statt des 15. schon am 10. August begangen wurde. Zu der Parade am Vormittage waren noch mehr Truppen herein gezogen worden. Das Glockengeläute während derselben rief in uns an diesem Tag einen Eindruck hervor, der mit nichts zu vergleichen ist; die Töne, welche uns den Namen Napoleon zubrachten, klangen wie Leichengesang des Vaterlandes. Der General Beaumont veranstaltete ein großes Mittagsmahl, an welchem die Angeesehenen der Stadt theilnehmen mußten. Die Soldaten wurden unter den schönen Maulbeerbäumen auf den Wällen bei festlicher Musik vorschristmäßig bewirthet; ein angenehmer Anblick, hätte das Herz den Unwillen über die Veranlassung bezwingen können. Das vive l'empereur! zerriß uns überall die Ohren. Am Abend war Erleuchtung der Stadt befohlen. Die Französischen Officiere äußerten wohl ihre Zufriedenheit mit der Ausführung; aber die Straßen waren leer, und aus spärlichen dünnen Lichtern brannte Volkshaß. Wer nur gewohnt war gezwungene Erleuchtungen zu sehen, kannte jenes Aufstrahlen der wahren Freude nicht, welches am 31. März in Licht und Glanz ein so willkommenes Sinnbild gefunden hatte. Auch ein Ball auf Keylings Weinberge durfte nicht fehlen, zu welchem viele Frauen wider

Willen die Furcht hinführte; denn es hatte sich die Drohung des Commandanten verbreitet, daß die Widerspenstigen mit Gewalt abgeholt werden sollten. Es war dieses Tages würdig das Schöne wie die Freude zwangsweise herbeizutreiben.

Am 13. August verließen uns die eingelagerten feindlichen Kriegsvölker. Bald darauf ging auch der Hofrath Panzer ohne seine Untersuchung beendet zu haben. In den nächsten Tagen folgte der drückende Durchzug eines Heeres von vierzigtausend Mann unter dem General Bertrand, welcher für die Stadt fast erschöpfend war. Härter noch fiel unseren Herzen diese auserlesenen Scharen der Feinde zu sehen, deren Richtung auf die Hauptstadt des Landes ging. Sie wähten sich des Erfolges so gewiß; daß sie häufig anboten Briefe nach Berlin zu besorgen. Einige edler Denkende ließen sich wohl Häuser von Verwandten und Freunden bezeichnen um sie bei ihrer Ankunft zu schützen. Ein *médecin général*, welchen wir aufnehmen mußten, ein Corse Namens Bartoli und ein großer Verehrer seines kaiserlichen Landsmanns sagte dem Vater, als dieser ihm einige Bedenklichkeiten einwarf: Ah, *cette campagne est une plaisanterie pour notre armée!*¹⁾ In der That konnte man nicht schönere Leute sehen als diese Truppen. Die Italiener lange wohlgebildete schlanke Jünglinge in fleidsamer Tracht mit herrlicher Musik; die Franzosen mittler Größe derb und kantig; die Würtemberger wie aus einem Gusse kräftig und gewandt, Artillerie zahlreich und wohl im Stande. Das Furchtbare so gewaltiger Mittel für Zerstörung des Vaterlandes vermehrten die zahlreichen Heerden, welche die Feinde in Schlesien geraubt hatten und mit sich führten. Den von gerechtem Kummer heunruhigten Schlaf verscheuchte das Gebrüll der Kinder und das Gebölke der Schafe, die auf dem Plage an der Kirche wie auf anderen Plätzen in und vor der Stadt übernachteten und ihren Hunger ihre Sehnsucht nach der Heimath ununterbrochen ausschrieten. Es war nicht möglich das zu hören ohne still über das gemißhandelte Vaterland zu weinen, nicht möglich jede noch bängere Erwartung mit getrostem Muthe zu unterdrücken.

1) „Ach, dieser Feldzug ist eine Spielerei für unser Heer!“

Nachdem diese Durchzüge vorüber waren, gab es für uns Tage nicht gerade der Noth aber wohl jenes Kummers, welcher so schmerzhaft die Seele bewegt, wenn eine Zukunft voll wichtiger Ereignisse sich entwickelt und lähmende Unthätigkeit alle finsternen Möglichkeiten zu betrachten erlaubt. Noch war Napoleon unbezigt. Blieben uns auch die Küstungen unseres Vaterlandes während des Waffenstillstandes nicht unbekannt, so ließ doch die rastlose Thätigkeit des Feindes nicht geringere voraussetzen. Ordentliche Gemeinschaft mit den verbündeten Heeren, denen sich nun auch das Oesterreichs angeschlossen hatte, fand nicht statt, und nur beunruhigende Gerüchte von Annäherung der Franzosen an die Hauptstadt gelangten zu uns. Um so unerwarteter war das Erscheinen von vier Landwehreitern am Sonntage den 22. August Nachmittags, als wir Kinder auf dem Kirchenplatze spielten. Kaum wurden sie von uns erblickt, da erhob sich ein Freudengeschrei, und alsbald sammelte sich um sie ein großer Haufe Volks, mit dessen Hülfe etwa zwanzig zurückgebliebene genesende Franzosen aus ihren Verstecken hervorgezogen und zu Ablieferung ihrer Waffen genöthigt wurden. Diese führten die Landwehreiter auf einem schnellherbeigeschafften Wagen samt den Gefangenen alsbald ab. Am selben Abende kam eine verstärkte Anzahl unter einem Officier und nahm einige Sächsische Beamte fest, die jedoch nach einer Woche frei wieder zurückkehrten. Dabei übte dasselbe Volk, welches fünf Monate zuvor trotz der allgemeinen Begeisterung eine so anständige Ruhe bewiesen hatte, die ihm eigene Gerechtigkeit ohne genau nach dem Schuldigen zu fragen; denn es war gereizt durch die unverständige und unrühmliche Strenge und vergalt nun Erbitterung mit Erbitterung. Einige Tage darauf verkündeten uns Flüchtlinge von den Sächsischen Truppen und mancherlei sich widersprechende Nachrichten das Treffen bei Groß Beeren vom 23. August. Auch als der günstige Ausgang desselben sicher bekannt wurde, minderte sich unsere bange Spannung noch nicht. Berlin war für diesmal zwar gerettet doch immer noch in Gefahr durch den über Wittenberg mit neuen Scharen heranziehenden Marschall Ney, und Cottbus lag mitten zwischen den Französischen Heeren, welche an den Grenzen der

Mark und in Schlesien das Vaterland zu erobern trachteten. Mit den Siegen Blüchers an der Ragbach den 26. August und Bülow's bei Dennewitz den 6. September schien bei uns mehr Sicherheit nicht allein vor dem Feinde auch vor der Sächsischen Herrschaft zurückzukehren. Doch schwebte immer noch das verderbenschwangere Ungewitter mehrere Wochen lang drohend nicht allzufern von uns am linken Elbufer zwischen Dresden Düben und Leipzig. So erfreuend die inzwischen kund gewordenen Siege bei Culm den 30. August an der Görde den 16. September bei Wartenburg den 3. October für uns waren; sie sämtlich wogen die verlorne große Schlacht bei Dresden am 27. August nicht auf; die einzige seit dem Waffenstillstand, in welcher Napoleon persönlich den Befehl geführt hatte. Da kam endlich am 22. October die erste Botschaft von der Schlacht bei Leipzig bis zum 18. und zwei Tage darauf von den jede auch die kühnste Erwartung übersteigenden Erfolgen am 19. desselben Monats. Diese reiche und gewisse Frucht außerordentlicher Anstrengungen nach so langer Kummerzeit erfüllte uns mit dem höchsten und reinsten Entzücken. Was Alle empfanden, sprach der Vater in seiner Siegespredigt über Jes. 12, 1—3. mit begeisterten Worten aus: „Ein neues Volk von Helden ist unter uns aufgestanden. Glorreicher als jemals schmückt der Vorber unsers Königs Haupt. Die Dränger die Verwüster die Blünderer die Verhöhnner unseres Landes sind geflohen. Das alte Vaterland nimmt uns auf als ein schmerzlich vermistes wiedergefundenes Kind. Unsere Deutschen Brüder und Nachbarn kämpfen fortan mit uns den gerechten und heiligen Kampf. Frei dürfen wir wieder Gott loben und zu ihm beten, frei nach eigener Sitte eigenem Gesetz in Fleiß und ehrbarem Wandel unter Fürsten unseres Herzens leben. — Einst wird aus blutig erkauftem Frieden als aus lebendiger nie versiegender Quelle häusliches und bürgerliches Wohl auf Euch und Eure Kinder strömen. — Die Dörfer werden aus ihrem Schutte die Städte aus ihren Trümmern schöner hervorgehen. Singend wird der Landmann an seinem Pfluge gehen fröhlich der Bürger zu seiner Arbeit. Die Wonne der Braut wird kein Schlachtruf die Ruhe und das Glück des Hauses keine Belagerung stören. Frei wird der Handel in

häuslicher Werkstatt und auf fernen Straßen neue Reichthümer sammeln; kein plündernder Kriegsknecht wird sie rauben kein hungriger Aufseher zwingen sie zu theilen. Süßer Genuß des Lebens Heiterkeit und Freude werden die geselligen Bande neu und fester knüpfen. Künste und Wissenschaften schüchtern entflohen vor dem Geräusche der Waffen werden aus ihrer Verbannung treten und sich sonnen am Lichte des Friedens um wieder Menschen zu bilden und zu beglücken. Und der alte Ruhm Preussischer Tapferkeit und Treue wird den Völkern die Söhne wieder so ehrwürdig machen als einst die Väter. Und was das Höchste ist! Herzen geprüft durch Trübsal gestählt durch Aufopferung belehrt und gereinigt durch Erfahrung gemildert durch Noth gewöhnt zur Geduld und zum schweren pflichtmäßigen Gehorsam gestärkt im Glauben und im Vertrauen auf Gott werden dieses Glück mit Weisheit und Mäßigung genießen und durch Tugend und Frömmigkeit verdienen! O, das gebe Gott! — Darum, wer an Gott glaubt und Jesum Christum an eine schützende Vorsicht und an eine himmlische Gerechtigkeit an ein künftiges Leben, wo die Tugend mit Freuden ernten wird, was sie hier mit Thränen säete, wem nicht der Bauch sein Gott der Mammon sein Herr ist, wem Menschen- und Völkerglück wem Ehre und Freiheit und die Wohlfahrt seiner Kinder und Enkel am Herzen liegt: der vergesse, was er gab und geben wird; der trockne die Thräne im Auge, und gälte sie dem Leben eines Freundes eines Bruders eines Sohnes; der erhebe sich heut in heiligem Muth um in seinem geweihten Hause zu preisen den Herrn, der so Großes gethan hat; der trete hinaus in den Tempel der Natur und übersehe das weite Land, das Gott aus der Hand seiner Feinde errettet, und rufe begeistert mit dem Propheten ¹⁾: Jauchzet, ihr Himmel, denn der Herr hats gethan! rufe du Erde da unten! ihr Berge frohlocket mit Jauchzen! du Wald und alle Bäume darin! denn der Herr hat Preußen erlöst und ist in Deutschland herrlich!“ ²⁾

Raum war die Siegesbotschaft bekannt, so wurde eine Sammlung von Allem, was den Verwundeten nützlich sein konnte, ver-

1) Jes. 44, 23.

2) Geschichte von Kottbus. S. 188. 193. f.

anstaltet und der Tuchbereiter Gebhart damit abgeschickt, welcher mit großem Eifer in Leipzig und Halle die Unrigen aussuchte und ihnen nach Umständen Hülfe schaffte. Sodann wurde unter Verwaltung angesehenener Männer eine Cassé für freiwillige Beiträge zu gleichem Zwecke gebildet, die bis in den October 1814 bestand. Die heißen Tage von Leipzig brachten für unsere Stadt noch eine eigenthümliche Genugthuung, indem König Friedrich Wilhelm unserer Mitbürger nicht vergaß, welche die Liebe zu ihm im Namen Aller durch Gefangenschaft büßten. Er nöthigte den König von Sachsen am 22. October den Befehl für ihre Loslassung zu unterzeichnen, mit welchem sie am 29. ein Officier überraschte. Am 31. verließen sie den Königsstein nach viermonatlicher Haft und kamen am 4. November in unsrer Mitte an, wo Jeder sich ihrer Errettung und ihres Wiedersehens freute.

Vor dem Ende dieses unvergeßlichen Jahres war alles Deutsche Land mit Ausnahme einiger festen Städte bis an den Rhein befreit, den die siegreichen verbündeten Heere in der Neujahrsnacht überschritten. Noch galt es jenseit ein mehrmonatliches schweres Ringen in Siegen Niederlagen und neuen Siegen. Da erreichte uns am Oftermontage dem 11. April die Kunde von dem Einzuge der Verbündeten in Paris am 31. März. Sogleich nach dem Ende des Gottesdienstes zogen die Behörden und ein zahlreiches Volk auf den Markt, wo unter dem Geläute aller Glocken gesungen wurde: „Nun danket alle Gott 2c.“ Der Vater schreibt: „Welche Feder schildert den Jubel jenes Tages? und wer, der ihn erlebte und zu erleben verdiente, bedürfte einer Schilderung? O Ihr, die Ihr nach verflossenen Menschenaltern lebt, segnet, wenn Ihr den Bericht alter Zeiten lesét, segnet Eure Väter, die so viel Jahre knirschend im Gefühle der Schande und der Sklaverei ihres Volkes und, wie es schien, für immer vom Vaterlande getrennt durchlebten und diesen Tag des Sieges der Freiheit der Vereinigung und des Ruhmes sahen, und lernet erkennen, daß nur der mit Sicherheit verliert, welcher verzagt, dem aber, welcher in seiner Ohnmacht still vertrauend harret, zu seiner Zeit Kraft zu Erreichung gerechter Wünsche gegeben wird. Wo irgend Fähigkeit für erhabene Gefühle war, da wurde sie

geweckt in jenen Tagen. Mitten im rauschenden Gespräche der Luft und beim freudebringenden Becher stimmten alte Männer im ehrwürdigsten Sinne zu Kindern geworden mit Thränen den Lobgesang an: „Allein Gott in der Höh sei Ehr und Dank für seine Gnade!“¹⁾

Nochmals kehrte der frohe Siegesjubel zurück und gestaltete sich zu einem in solcher Innigkeit bis dahin ungekannten Volksfest, als am 25. Juli die Freiwilligen unter Führung des zum Officier beförderten Oheim Fritz²⁾ heimkehrten. Vor dem Luckauer (jetzt Berliner) Thore war eine Ehrenpforte erbaut, welche die Inschrift trug:

„Zieh'et ein in diese Friedenshalle,
krönend winket hier das Eichenblatt;
nach dem Kampfe ruh'n die Waffen alle,
und kein Horn ruft mehr zur Heldenthat.“

An beiden Seiten erwarteten sie weißgekleidete Jungfrauen mit Blumen und Kränzen die Schützengilde mit fliegenden Fahnen sämtliche Behörden die Geistlichkeit die Angesehenen und eine unzählbare Menge des Volks. Nach einer kurzen Anrede des Regierungsrath von Lügow erscholl dem Könige seinem treuen und muthigen Volke dem tapferen und siegreichen Heer und unsern Freiwilligen ein vieltausendstimmiges Lebehoch. Unter feierlichem Glockengeläut und Musik ging der freudig festliche Zug durch die menschenerfüllte Straße, wo aus allen Fenstern herzliche Theilnahme blickte und den wiedergegebenen Freunden unter Thränen der Rührung so mancher Gruß zuslog, nach der Oberkirche, in der wie billig dem Herrn der Heerscharen mit inniger Andacht die dankbare Huldigung dargebracht wurde. Die feierliche Ansprache war abermals dem Vater übertragen, dessen ermahnendes und ermutigendes Wort vor vierzehn Monaten die jungen Krieger bei dem letzten Genuße des heiligen Abendmahls vor ihrem Auszug in das Feld erbaut hatte.³⁾ Diesmal legte er ihnen das Gotteswort aus und an das Herz: „Der Herr hat Großes an

1) Geschichte von Kottbus. S. 99. f. 2) E. S. Oben S. 172. f.

3) Oben S. 316.

uns gethan, daß sind wir fröhlich.“¹⁾ Das gesalbte Gebet schloß: „O brich aus, Herz, in Lob Deines Herrn und Vaters! strömet Freudenthränen! jauchzet Gefänge! Der Herr ist groß und nimmer nicht von seinem Volk geschieden! O bleibe bei uns und mit uns, Vater! mit Deinem Segen Deiner Kraft Deinem Geiste! daß es uns nie an einem Herrscher voll wahrer Tugend nie an Liebe zum Vaterlande nie an Männern fehlen möge, die, wenn Gefahr droht, im Vertrauen auf Dich das Schwert erheben und dem Tode muthig entgegengehen um ihr Volk und Land zu schützen! Also thue, der Du verheißest hast, die Bitten Deiner Kinder zu erhören; also thue nach Deiner herrlichen Macht und väterlichen Güte! Amen.“²⁾ Erst bei der Heimkehr aus dem Gotteshause war ihm vergönnt den geliebten Bruder an sein Herz zu drücken, dem er am Thor im Vorüberziehen nur flüchtig die Hand hatte reichen können. Nun aber gab er sich mit den Seinen auch ganz der Freude an dem uns vom Herrn wiedergeschickten Verwandten hin. Wie in unserm, so war es in allen Häusern der Stadt, die heimgekehrte Krieger beherbergten, oder zu denen diese von den Ihrigen geleitet wurden um durch ihre Theilnahme die eigne Freude zu steigern. Die ganze Stadt war in eine einzige Jubelhalle umgewandelt, welche bis tief in die Nacht von Musik und frohen Liedern wiedertönte; und wer damals in ihr wohnte, stimmt bis an sein Ende dem Dichtervorte bei: „Wir lebten Zeiten, die nie wieder kommen!“

Die Eindrücke der mächtig bewegenden Ereignisse auf den Vater und die Seinen haben bisher unsere theilnehmende Aufmerksamkeit ausschließlich in Anspruch genommen. Doch neben ihnen ging das häusliche und Familienleben fort mit seinen besondern Mühen Sorgen Leiden und Einbußen, welche die Chronik nicht ganz übergehen darf. Ihr kommt dabei die bereits oben S. 167. erwähnte Sammlung von Briefen der Großeltern vornehmlich der Großmutter aus den Jahren 1813 bis 15 zustatten. An diese schließt sich eine andere von 1816 bis 19 jetzt im Besitz ihrer Urenkelin Lily Grube,³⁾ die für den zweiten Beitrag zur

1) Psalm 126, 3.

2) Geschichte von Kottbus. S. 425. f.

3) B. VIII. 2.

Familienchronik noch manche bezeichnende und das dargebotene Bild belebende einzelne Züge enthält, und die der Erzähler gern benutzt hätte, wenn sie ihm bei Entwerfung desselben schon bekannt gewesen wäre. Da die Mittheilungen aus dem Leben der Großeltern im Geiste der Brieffstellerin eine natürliche Beziehung zu den Vorkommnissen und Personen haben, welche sie und uns Augenblicklich beschäftigen, so ist kein Grund vorhanden jene im Folgenden ganz zu übergehen; und die Familienglieder, welche sich von dem bereits Erzählten angezogen fanden, werden sie auch hier noch gern als Ergänzungen davon hinnehmen. Die nun zu berichtenden Vorgänge gewinnen aber durch die milde besonnene weise und liebevolle Auffassung in jenen Briefen eine solche Lebensfrische, daß den Lesern die zahlreichen Anführungen daraus nicht allein gerechtfertigt erscheinen sondern auch willkommen sein werden. Besonders tritt in ihnen das früher allmählich entstandene langsam gereifte innige Verhältniß zwischen Schwiegermutter und Schwiegertochter¹⁾ als ein leuchtendes Beispiel hervor, weshalb hier noch einige Zeugnisse dafür aufgenommen sind.

Am 3. Mai 1813 schreibt die Großmutter dem Vater: „Die mancherlei Leiden, die es in den letzten Wochen in Deinem Hause gab, habe ich sehr tief gefühlt. Gott sei nur gelobt, daß der Ausgang besser erfolgte, als es sich bei der lieben Ferdinande (Nanny) und Bernhard erst erwarten ließ, und auch Deine gute Frau mit ihrer bösen Brust noch so geschwind fertig geworden. Noch habt Ihr die traurige Erfahrung nicht gemacht, meine guten Kinder, wie weh es thut geliebte blühende Kinder verlöschen zu sehen. Schon die Furcht, daß dieser Fall eintreten könnte, ist ein sehr schmerzliches Gefühl; aber es reicht bei weitem nicht an jenes, wenn die Wirklichkeit eintritt. Auch dann, wenn man eines Kindes Tod als Wohlthat betrachten muß, erregt es Trauer in unsrer Seele, daß es nicht mehr ist.“²⁾ Schon am 28. des Monats konnte sie der Mutter sagen: „Wie innig habe ich mich gefreut von Ihnen selbst zu hören, daß Sie mit den Ihrigen gesund sind. Schenke Ihnen der gütige Gott ferner diese Glückseligkeit und erhalte Sie und meinen geliebten Sohn bei dem

1) Oben S. 245. 262. 2) S. 155.

Muthe, mit dem Sie drohenden Gefahren bis jetzt entgegen-
gesehen haben. — Gestern ist die Verordnung angekommen, daß
die Geistlichen nicht gezwungen sind dem Landstrome zu folgen,
wenn sie nicht selbst wollen. Denn wird der August auch können
bleiben.“ In Bezug auf die oben S. 321. f. erzählte Reise des
Vaters nach Schlessien äußert sie am 21. Juni: „Von der ver-
meinten Ueberraschung unseres Sohnes August sind wir denn
nichts gewahr geworden, und ich erwarte von Ihnen darüber
nähere Aufschlüsse. Was mir die Botenfrau von einer weiteren
Reise vorquackelte, beunruhigte mich erst sehr, doch faßte ich mich
bald wieder.“ Darauf am 2. Juli: „Neuerst überraschend war
es für mich August am folgenden Morgen, als ich vorher Ihren
Brief erhalten, hier vorfahren zu sehen, und ich freute mich nicht
nur für mich auch in Ihrer Seele, weil er nun bald wieder bei
Ihnen und Sie der Sorge entnommen sein würden. Vortheil
für seine Gesundheit wird ihm diese Reise nicht gebracht haben;
selbst hier fand er nicht die Aufheiterung, die ich ihm diesmal
wohl gewünscht hätte. Daß er dem Moritz ¹⁾ so nahe gewesen
ohne ihn gesehen zu haben, darüber hätte ich laut weinen mögen.“
Während der Zeit banger Ungewißheit nach dem Waffenstille-
stande ²⁾ schreibt sie am 3. September: „Ich fühle Ihre bedrängte
Lage in ihrem ganzen Umfang und danke nur Gott für die
Kraft, die er Ihnen schenkt. Ich kann sie um so mehr mit-
empfinden, da ich in einer ähnlichen Schule Unterweisung nehmen
müssen, Sie es in vieler Hinsicht schwerer haben, ich wieder in
mancher Hinsicht schwerer hatte. Wollte uns nur Gott einen guten
Frieden schenken, so würde auch der Geist wieder muthiger fort-
wirken und die Unannehmlichkeiten dieses Lebens minder tief
fühlen.“ Am 11. September: „Wenn ich mir Sie meine viel
geliebte Tochter und meinen guten August als sorgende Eltern
von acht Kindern ³⁾ denke in dieser gräuelvollen Zeit, so ergreift
mich tiefer Jammer.“ Am 12. October: „Könnte die innigste
Theilnahme meinerseits Ihre Lasten Ihren Kummer mildern, oder
würfte ich Mittel zu finden Manches wegzuräumen, wie viel leichter

1) D. zu Peterswaldau bei Reichenbach in Schlessien. 2) Oben S. 331. f.
3) mit Einfluß von Alexander.

harmloser müßten Sie würden Sie gewiß Ihre Tage verleben. Ich vermag es nicht auszudrücken, mit welcher tiefen Trauer ich oft an Sie denke, daß bei allem rastlosen Streben und bei ununterbrochener Mühe und Arbeit Ihnen so gar wenig Lebensfreuden zutheil mindestens doch sehr verbittert werden. Und wenn ich dann an mein hingegangenes Leben zurückdenke, und was mich Alles in meinem Alter noch trifft, und mich dann an Ihre Seite stelle, so möchte ich gleich vor Jammer vergehen.“¹⁾ Am 19. October: „Ich habe mich in frühern Jahren dem Haushalt und meinen Kindern gewidmet, wie Sie es auch thun, habe noch eher eine Zerstreuungstreife gemacht, die Ihnen nicht ward, und dennoch ist aus dem thätigen Weibe eine Wachsputte geworden, wo bei jeder unsanften Berührung ein Stück ausbricht.“ Die Besuche der Mutter bei Frau von Beerfelde in Bomsdorf²⁾ hatten seit der Uebersiedelung nach Coburg aufgehört. Ihre ganze Zeit war gerade damals so völlig dem Haus und ihrer zahlreichen Familie gewidmet, daß sie in zwei langen Jahren nicht vor das Thor kam kein wogendes Aehrenfeld keine blühende Wiese keinen grünen Wald sah, wie der Vater selbst später bezeugte. Solcher Beschränkung und Entsagung war er nicht fähig; und so erfahren wir aus einem Briefe der Großmutter vom 7. November wieder, daß er eine Reise nach Berlin gemacht, deren Veranlassung nicht erwähnt ist, indem sie nur schreibt: „Gottlob dafür, daß sie günstig beendet ist und die Lage der Dinge jetzt eine bessere Zukunft hoffen läßt. Letzteres und das Wiedersehen Deines Bruders³⁾ mögen wohl mehr auf Dein Befinden gewirkt haben als der Gebrauch so vieler Arzneien.“

Seit einiger Zeit war bei unserer Großmutter Seydel eine auffallende Abnahme der Kräfte bemerkbar. Verlor die Mutter dadurch schon eine wesentliche Unterstützung so wurde der auf ihr liegende Druck noch vermehrt, als jene ernstlich erkrankte und sechzehn Wochen gefährlich daniederlag. Während dessen entstand in unserer Nachbarschaft eine Feuersbrunst, welche sie aus dem Fenster ihres Zimmers sehen konnte. Bei den unvollkommenen Löschanstalten jener Tage schien sie so bedrohlich für unser Haus,

1) Oben S. 166. 2) Oben S. 248. f. 277. 3) C.

daß wir dasselbe auszuräumen begannen und die Kranke in ihrem Bette nach der Wohnung des Dr. Rudolph auf der entgegengesetzten Seite des Kirchenplatzes brachten. Darauf bezieht sich folgende Aeußerung der Großmutter Kähler am 25. December 1813: „Daß mein Mann zu Ihnen reist, ist mir sehr tröstlich; allein daß ich zuhause bleiben muß, eine sehr schmerzliche Aufgabe. Indes so traurig mir auch diese Tage im Hindenken an Sie hingehen werden, so will ich die Erfüllung eines so lange ersehnten Wunsches gern verschmerzen, bringt mir mein Mann nur beruhigende Nachrichten von Ihrem allseitigen Ergehen, und daß Ihnen Ihre gute Mutter diesmal noch erhalten wird. Wie thun Sie mir doch so leid, meine gute Tochter!“ Am 5. Januar 1814: „Daß Ihre geliebte Mutter fortwährend an Schwäche leidet, bekümmert mich recht.“ Am 3. Februar: „Daß bei Ihrer lieben Mutter gar keine Erholung eintreten will, bedauern wir Beide gleich herzlich und wünschen Ihnen Gesundheit und Kraft zum Aussharren.“

Unter solchen Umständen lastete der Unterricht in der Mädchenanstalt¹⁾ immer schwerer auf der Mutter, wovon wir in den Briefen der Großmutter aus dieser Zeit mehrere Andeutungen finden. So am 14. December 1813: „Mir kann gleich so Angst werden, wenn Ihnen etwas fehlt. Nicht als ob ich bei den Klagen meines August gelassen bliebe. Sie bekümmern mich nicht wenig. Allein wenn auch Sie körperlich leiden, auf wen soll er sich stützen? Ich wünschte, Sie könnten das Institut aufgeben, bin auch überzeugt, wenn Ihr häuslicher Etat es zuließe, Sie würden es thun. Wie mein Mann seinen Kindern gewisse Capitalien cedirte,²⁾ so hatte ich eine recht innige Freude darüber, indem ich glaubte, nun würden Sie vielleicht dies Joch abschütteln können, und es thut mir in meinem Herzen um Sie weh, daß Sie fortwährend mit solcher Anstrengung arbeiten müssen. Glauben Sie ja nicht, daß in meinen Worten hier ein verborgener Tadel liegt. Ich kenne Sie.“ Aus dem Anfange des Jahres 1814: „Mir ist doch unbeschreiblich weh ums Herz, wenn ich mir so überdenke, wie mühselig Sie durchs Leben wandeln, und

1) Oben S. 295. 2) S. 178.

wie doch endlich Ihre Kräfte auch zusammenbrechen müssen, wenn hier keine Aenderung stattfinden kann. So lange Sie noch genöthigt sind den Unterricht fortzusetzen, müssen Sie auch viel sprechen, welches für Ihre Brust immer keine Wohlthat ist. Einige Erleichterung müßte es Ihnen jedoch geben, wenn Sie minder laut sprächen. Ihre Schülerinnen sind nun doch keine Neulinge mehr und durch Sie gewiß an Achtsamkeit gewöhnt, daß sie bei leiserem Sprechen dieselbe Aufmerksamkeit behalten werden, als ob Sie laut sprächen. Ich würde ihnen sagen: „Es ermüdet mich zu sehr, wenn ich stark sprechen muß; und da ich Ihnen alles das mit gemäßigter Stimme eben so deutlich vortragen kann und werde, so sind Sie mir die Pflicht schuldig aufmerksam zu sein und mich auf keine Weise zu reizen.“ Verzeihen Sie, wenn ich hier in Ihre Seele spreche. Sie selbst werden dies weit besser einkleiden können, und ich habe hier nur so viel sagen wollen, daß es mit als Kurmittel für Ihre leidende Brust gehört das sehr laute Sprechen zu meiden.“ Am 22. Januar: „Daß Sie den Unterricht aufgeben wollen, dient mir zu großer Beruhigung. Wenn auch die Amalie Magnus¹⁾ Ihnen in vielen Stücken zur Erleichterung gewesen wäre, so war es doch auch wieder eine Person mehr im Hause. Je mehr Personen, jemehr Unruhe und Aufwand von Bedienung. Und wenn der Gewinn gegen das, was Sie verlieren, auch nicht im Gleichgewichte stünde, so gewinnt doch Ihre beiderseitige Ruhe und Gesundheit, und dafür entbehrt man wohl etwas. Auch bemerken Sie sehr richtig, daß bei Mangel an Zeit sehr viel in einer Haushaltung zu Schaden geht, das bei mehr Muße erhalten werden kann.“ Nach dem S. 179. mitgetheilten Briefe des Großvaters war die Unterrichtsanstalt am 18. Mai 1814 bereits aufgehoben, wahrscheinlich also zu Ostern dieses Jahres.

Aus den Briefen der Großmutter in jener Zeit blickt öfter wie ein freundlicher Sonnenstrahl die Erinnerung an das jüngst geborne Töchterlein. So im Januar 1814: „Sie schrieben mir neulich, daß Ihre liebe Agnes sich zum Laufen und Sprechen anschicke, und ich kenne sie noch nicht. Es ist wahr, sie ist das

1) von deren Annahme zur Hilfe die Rede gewesen war.

erste Ihrer Kinder, das mir so lange fremd geblieben ist, und das ich nicht in den ersten Wochen seines Daseins gesehen habe.“ An den Vater vom 4. März 1815: „Die kleine einschmeichelnde Agnes, die Dir Dein Herz stiehlt, wie ich höre, drückst Du wohl in meinem Namen recht ab.“ Als um die Osterzeit 1814 ihre Sprachgabe etwas weiter entwickelt war, und die Mutter mit ihr vor der Hausthüre stand, rief sie einem vorübergehenden Kosaken jubelnd nach: „Ruß, Ruß!“ Ehe die Mutter es sich verfaß, nahm er ihr die Kleine vom Arm und lief mit ihr davon. Entsetzt und laut jammernd folgte sie dem Kindesräuber, und da sie ihn an einer Straßenecke ereilt hatte, gab er ihr den kleinen Liebling lachend zurück. Hieran schloß sich noch folgender Zug von den Söhnen der Südrussischen Steppe aus dem Herbst dieses Jahres. Eines Morgens erwachte der Vater von dem Geräusche vieler Stimmen dicht vor seinem Fenster; als er aufgesprungen und an dasselbe geeilt ist, erblickt er einen Schwarm Kosaken, welche vergnügt die halbreifen Früchte seines großen Birnbaums plündern. Kaum haben sie ihn wahrgenommen, da ruft ihm einer gutmüthig beruhigend zu: „Schlaf, Väterchen, schlaf!“

Schon am 6. April 1813 hatte die Großmutter geschrieben: „Es ist mir überhaupt bange um meinen Sohn, ob die Unruhe die Begeisterung das Treiben von Geschäften, welches Alles die veränderte Lage der Cottbusser für ihn bewirkt hat, nicht in einiger Zeit ihm nachtheilige Folgen fühlbar machen wird.“ Dies trat denn auch so entschieden ein, als nach dem ersten Frieden von Paris die bald düstere bald freudige Spannung der Seele nachgelassen hatte, daß er den Gebrauch einer Badekur für nöthig hielt und nach dem Rathe seines Vaters wieder Töplitz wählte. Da bei seinem zweiten Sohn Otto skrophulöse Leiden hervorgetreten waren, beschloß er diesen mit sich zu nehmen. Noch vor seiner Abreise im Anfange des Juni führte die Großmutter den lange gehegten Wunsch ihres Besuches in Cottbus aus. Des Vaters Weg ging über die Schlachtfelder von Dresden Nollendorf und Culm, und er konnte den Eindruck nicht traurig genug schildern, den die noch sichtbaren Spuren davon besonders an

dem Städtchen Berggießhübel auf ihn gemacht hatten. In einem aus dieser Zeit erhaltenen Briefe schreibt die Mutter dem Vater am 11. Juni: „Ich freue mich der schönen warmen Tage um Deinetwillen. Sage mir nur bald, wie Dir und Otto das Bad bekommt; ich trage große Sorge um Euch Beide; es ist mir immer, als sollte ich Euch in die Ferne hin meine helfenden Hände reichen. Wir sind alle wohl. Sophie und Antonie schreiben ihrem Bruder; Du würdest beiden Mädchen große Freude machen, wenn Du Otto anhieltest, daß er ihnen antwortete. Im Garten bin ich fleißig, er ist zur Hälfte geätet; der Wein wächst bei der Wärme zusehends; der Levkoj steht, daß man seine Freude hat, und Erdbeeren werde ich Dir nächstens ein paar zum Kosten einlegen. Die Reseda ist auch gepflanzt, und der zuletzt gekaufte Monatsrosenstock prangt mit vielen und schönen Knospen. Das Uebrige geht seinen alten Gang, auch in meinem Herzen; ich sehne mich nach Dir und wünsche Dich zurück. Es ist unheimlich im Haus und öd in Deiner Stube. Nun lebe wohl, Du guter alter lieber Mann, denke unser, grüße Vater Luze und die Tochter Luze von mir herzlich; Otton gib von mir einen Kuß, und von allen Kindern der Mutter und Lorchon sei herzlich gegrüßt. Nochmals lebe wohl. Dein treues Weib Sophie.“

Nach seiner Heimkehr machte er mit seiner zweiten Tochter einen Besuch bei den Großeltern in Sommerfeld, worauf die Großmutter am 28. August schrieb: „Daß Sie noch immer an Brustschmerz leiden und Ihre neue Bedienung kränklich ist, wie mir Antonie sagte, bekümmert mich sehr. Ueberhaupt wenn ich mir so Ihre ganze Lage denke, wie bei dem Drucke der vervielfältigten häuslichen Lasten Ihr Gemüth noch durch die fast immerwährende Kränklichkeit Ihres guten Mannes so niedergebeugt wird, so möchte ich gleich an Ihre Brust sinken und aus vollem Herzen weinen. — Aber kann ich wirklich recht froh werden? Nein ich kann es nicht! Ich werde des Nachts selten erwachen, und dies geschieht jetzt öfter wie gewöhnlich, wo Sie mir nicht gleich gegenwärtig; und ich sinne und tichte, wie doch die mannichfaltigen Leiden Ihres Hauses beseitigt werden könnten, und wenn ich mich so in mir selbst verwirrt habe, doch nichts thun kann als Sie

Alle der Fürsorge Gottes empfehlen, wo es dann wieder eine Weile ruhig in meiner Seele wird.“ Von einer Reise der Mutter nach Sommerfeld und Canig, wo damals ihr ältester Bruder Tobias das gerichtlich mit Beschlag belegte Gut des Baron von Manteuffel verwaltete, schreibt die Großmutter dem Vater am 26. September 1814: „Es hat mir eine unendliche Freude gemacht, daß Du endlich einmal Deiner guten Frau zugelassen hast einen Ausflug auf mehrere Tage zu machen, welches so sehr Bedürfniß für sie war. — Nimm meinen Dank für die Gefälligkeit gegen Deine Frau und mich, daß Du zu einer Zusammenkunft zwischen ihr und mir behülflich sein wollen, und genieße dafür eine recht heitere Stimmung. Ich hoffe dies. Denn bessert sich Dein körperliches Gefühl, so wird sich auch Dein Geist ermuntern.“ Der Mutter an demselben Tage: „Nochmals meinen und meines Mannes herzlichen Dank für Ihren gütigen Besuch, der uns Beide recht erheitert hatte. Mir war nach Ihrer Abreise ganz bange, und wenn ich Herrin meiner Wünsche wäre, so käme ich Donnerstag nach Canig. Daß Sie das Wetter hernach mehr begünstigte, freute mich sehr; aber zanken möchte ich mit Ihnen, daß Sie in Spendung der Zeit gegen uns so kärglich gewesen sind. Hätte ich dies nur den Sonnabend gewußt, als Ihr Bruder Sie brachte, feierlich würde ich dagegen protestirt haben. Ob er Sie Dienstag oder Mittwoch holen ließ, war für seine Pferde einerlei.“ Auch noch einer mit heiterem Genuße zurückgelegten Reise des Vaters gedenkt die Großmutter am 16. November, ohne daß Veranlassung Ziel und Dauer ersichtlich wäre. Ihrer wird hier nur erwähnt als Zeugniß für die Unruhe, die ihm eigenthümlich war und ihn immer wieder dazu trieb sich der Alltäglichkeit des Hauses, das er doch liebte, und den Geschäften des Amtes und Berufes, wofür ihn lebendiger Eifer beseelte, für kürzere oder längere Zeit zu entziehen.

Die Großmutter Seydel hatte im Sommer 1814 böse Augen bekommen und war in Gefahr gerathen zu erblinden. Den scharfen Mitteln dagegen wurde es zugeschrieben, daß ihr ein mindestens noch lästigeres Uebel zustieß, ein heftiger Sforbut, der große Löcher in der Zunge und dem Wangenfleische so wie

das Ausfallen einiger Zähne veranlaßte. Während dieses elwöchentlichen Leidens wollte sie von niemand als ihrer Tochter gepflegt sein, welche sich dieser Kindespflicht zwar mit derselben treuen Hingebung unterzog, wie einst die Großmutter gegen ihre Schwiegereltern.¹⁾ Allein ihrer sonst in solchen Fällen bewiesenen Tapferkeit²⁾ ungeachtet fing sie an vor Efel krank zu werden, und vermochte bei dem besten Willen fast nicht mehr die erforderlichen Dienste zu leisten. Doch hatte sie endlich die Freude, daß die Großmutter wieder genas und das Herbstviertheljahr in vollkommener Gesundheit verlebte. Einige Wochen vor Weihnachten verfiel sie wieder fing an zu klagen und wurde bettlägrig. Am heiligen Christtage wollte die Mutter, weil sie keine drohende Gefahr ahnete, ihre erschöpften Kräfte einmal durch Schlaf unterstützen, weshalb sie die Nachtwache bei der Kranken ihrem ältesten Sohn übertrug. Dieser reichte ihr noch ein paarmal Arznei und legte ihr die Kissen zurecht. Als sie aber um Mitternacht dem Anscheine nach ruhig schlief, wurde der funfzehnjährige Knabe auch vom Schlummer übermannt, und beim Erwachen gegen den Morgen sah er zu seinem Schrecken, daß die geliebte Großmutter ausgeathmet hatte. Sie war nur einundsechzig Jahr alt geworden aber achtzehn Jahre Wittve gewesen. Am 29. December wurde sie von uns mit tiefer Wehmuth bestattet, und der Vater sprach an ihrem Grab in ergreifenden Worten die innige Dankbarkeit Liebe und Verehrung aus, die er und wir alle mit ihm für die anspruchlose fromme Seele der Vollendeten empfanden, welche wohl niemals einen Menschen zum Feinde hatte. In einem Briefe der Großmutter Kähler an die Mutter vom 3. Januar 1815 lesen wir: „Die Zeit war zu gedrängt an dem Tage, als wir die traurige Nachricht von dem Ableben Ihrer guten Mutter erhielten, als daß es mir vergönnt gewesen wäre Ihnen selbst meine Theilnahme deshalb zu bezeugen, so gern ich auch wollte. Es betrüßte mich recht sehr; allein bei näherer Erwägung, welchen Leiden sie wohl noch hätte unterworfen sein können und Sie mit ihr, konnte ich es nicht anders denn als Wohlthat erkennen und die Güte Gottes dafür preisen, die es so wohl mit ihr gemacht hat. So gewiß

1) Oben S. 229. 230. f. 2) Oben S. 229. f.

ich bin, daß auch Sie meine gute Tochter es von dieser tröstlichen Seite betrachten, so weiß ich doch auch, wie tief es Sie schmerzen muß, eine geliebte Mutter von Ihrer Seite entrückt zu sehen, mit der Sie untrennlich in Liebe verbunden geblieben waren. O, sie ruht wohl und hat das Glück genossen von einer geliebten Tochter treu gepflegt worden zu sein und in ihrem Hause die Augen zu schließen.¹⁾ — Ein neues Jahr haben wir begonnen mit wie ganz anderen Ausichten als das vorige Jahr! Ist auch noch Manches in Dunkel gehüllt, so dürfen wir doch hoffen, daß keine blutige Fehde vor der Hand in unserm Lande statt finden wird, und wie viel ist dies nicht werth? Nun schenke Gott nur Gesundheit! Dies ist eine Bitte, die von mir auch besonders für Sie und die lieben Ihrigen zu ihm emporsteigt, und ich bin voll des Vertrauens, daß sie mir gewährt werden wird auch in Hinsicht einer glücklichen Entbindung der Bürde, die Sie jetzt tragen. Wie will ich mich dann mit Ihnen freuen vorausgesetzt, daß ich noch lebe. — Nun der Segen Gottes ruhe auf Ihnen, er lasse es Ihnen und den lieben Ihrigen wohl gehen, die ich alle mit Ihnen umarme. Erhalten Sie mir Ihre Liebe, die so oft als ein wohlthätiger Balsam auf meine stürmende und bekümmerte Seele gewirkt hat; und mir wolle Gott Kraft verleihen Ihnen und allen Meinigen das zu sein, was ich gern sein möchte.“

Auf die vorerwähnte Bürde nimt auch die Mutter in einem Briefe vom 8. Februar an ihre Schwester Ernestine damals verhehlichte Flach zu Krain bei Liegnitz Bezug, dem eine Schilderung ihrer Kinder voran geht, welche hier eine geeignete Stelle finden dürfte: „Mit meinen Kindern habe ich nicht viel Noth; sie sind wohlgebildet und wachsen in die Höhe sind fähige Köpfe lernen leicht und gut und sind nicht bössartig. Allein da sie alle lebhaft und feurig sind, auch jedes seinen eignen Sinn behauptet, fehlt es nicht an vieler Mühe und Sorge. Weil ich gerade bei ihnen bin, will ich Dir alle vorführen, daß Du sie wieder kennen lernst. August ist so groß wie ich ziemlich stark und sehr gesund aussehend; er ist mein und seines Vaters Trost, denn er ist ein

1) Hier folgt die S. 157. schon angeführte Stelle: „Als meine gute Mutter starb etc.“

sehr guter Mensch, der auch viel verspricht. Sophie ein geistreiches hübsches Mädchen, die viel Talent hat aber darum mir mehr Noth macht als alle ihre Schwestern; ohnerachtet sie dreizehn Jahr alt ist, mag sie doch nicht gern im Hause zur Hand gehen. Otto ein Knabe von elf Jahren ist ein kluger Junge lernt aber wenig, weil er immer kränklich ist und oft viele Monate von der Schule zurückgehalten werden muß. Antonie ein dickes gutes neunjähriges Mädchen ist nicht hübsch aber sehr brauchbar; sie war die Krankenpflegerin der alten Großmutter ist sanft geduldig und aufmerksam und öfter in den Nächten aufgestanden um ihr kleines Schwesterchen zu wiegen, wenn sie wußte, daß ich schwach war. Bernhard ein Knabe von sieben Jahren zeigt bis jetzt keinen ausgezeichneten Geist ist aber verständig und gut; er ist für sein Alter groß und stark und hat ein sehr hübsches Gesicht. Ferdinande ist fünf Jahre gut und sanftmüthig ein klein wenig eigensinnig doch lenksam hat sehr weiße Haut schöne blaue Augen und ein vollhaariges blondes Köpfchen. Dem Bruder Wilhelm gefiel sie am besten, und er zeigte ihr so viel Liebe, daß sie sich noch viel damit weiß und oft den Neid ihrer Schwestern aufregt. Die kleine zwei Jahr alte Agnes ein braunäugiges lebhaftes höchst liebenswürdiges Kind feierte ihren zweiten Geburtstag am Begräbnistag ihrer Großmutter; sie spricht viel ist aufmerksam und sehr einschmeichelnd aber heftig und unbändig in ihrem Willen, weshalb ihre Erziehung viel Mühe macht. Was dieser folgen wird, werde ich Dir im April melden. Hättest Du wohl geglaubt, daß ich eine solche Kindermutter werden sollte? ich nicht, und der es mir gesagt hätte, den hätte ich für einen Narren erklärt. Ich bin im Ganzen noch kräftig, doch fühle ich, daß ich viel Kraft zugesetzt habe; ich habe alle (sieben) Kinder gestillt und werde auch den kleinen Ankömmling stillen, wenn anders mir Gott Gesundheit giebt.“

Im Spätherbste des Jahres 1814 erschien die Schrift des Vaters: „Versuch einer konsequenten Beantwortung der Frage: ziemt es einem Prediger, Maurer zu werden? *Suum cuique!*“¹⁾ Sie muß im Druck ungewöhnlich lange aufgehalten worden sein,

1) Jedem das Seine.

denn nach der Vorrede war sie schon am 6. December 1813 vollendet. Die Ansicht des Vaters finden wir dem Wesentlichen nach zusammengefaßt in den Worten: „Es bleibe dem Orden das unbestrittene Verdienst einen hellen Geist und ein freies Gemüth in der Noth bewahrt manchen Leichtsinningen auf ernstere Ansichten gelenkt manches wüste Weltkind einigermaßen in die Schranken der Vernunft gedrängt durch enge brüderliche Verbindung besonders den Egoismus der höhern Stände gemildert also Humanität gefördert und zur Unterstützung seiner Mitglieder kräftig in der Regel tadellos gewirkt zu haben. Dennoch halte ich es für unwidersprechlich, daß für Jeden, welcher das Evangelium kennt in seinem erhabenen Sinne gefaßt und zur leitenden Idee seines religiös moralischen Wirkens angenommen hat, daß für jeden gläubigen Christen also noch viel mehr für jeden christlichen Prediger der Beitritt zur Maurerei unnöthig und unzweckmäßig sei.“¹⁾ Mit diesem Büchlein betrat er in seiner Schriftstellerei zuerst das kirchliche Gebiet und hatte sich alsbald mehrseitiger Anerkennung zu erfreuen. Zuwörderst nahmen seine Eltern diese Wendung seiner Thätigkeit mit großer Befriedigung auf. Die Großmutter schrieb der Mutter am 16. November: „Meinen Sohn grüßen Sie herzlich von uns und sagen ihm von mir, daß, wenn ich auch einige Bedenklichkeiten geäußert hätte, ich darum nicht minder von der Wahrheit dessen, was er schreibt, überzeugt wäre. Die religiösen Gesinnungen, die er in diesem Buche darlegt, machen ihm alle Ehre; darin läßt ihm auch mein Mann Gerechtigkeit wiederfahren, so wie es uns auch nicht entgangen ist, daß er sich angelegen sein läßt jeder Beleidigung seiner Kollegen dieses Ordens vorzubeugen. Und wenn wir dennoch dieses fürchteten, so liegt es theils in unsrer Aengstlichkeit theils in der Erfahrung, daß der Getroffene sich doch beleidigt fühlt, ohne daß der Andere es will.“²⁾ Der Generalsuperintendent Brescius in Lübben³⁾ äußerte sich über diese Schrift: „Sie haben die ehrwürdigsten Ansichten des Christenthums aufgestellt und daher auch den belehrt und erbaut, der keiner Antwort auf die von Ihnen

1) In der besprochenen Schrift S. 7. 2) Oben S. 181. 3) Oben S. 302. f.

behandelte Frage bedurfte, folglich ein Werk geliefert, das allgemein gelesen geprüft genutzt zu werden verdient.“ Auch mit andern bedeutenden Männern, denen er bisher unbekannt gewesen war, knüpfte sich dadurch freundliche Beziehungen an. Die Großmutter spricht davon in dem Brief an die Mutter vom 24. Februar: „Der Inhalt der mitgetheilten Briefe hat mir viel Freude gemacht, eine stille Freude. Gewöhnlich bei Ereignissen dieser Art ergreift mich eine gewisse Rührung, die ich theils Wehmuth theils Freude nennen kann. Ich gehe denn so mehrere Tage still vor mich hin, und, indem ich Gott für alle Wohlthaten danke, ist's, als ob ich, indem ich mich freue, auch weinen müßte. Wie ergriffen mein Sohn dadurch muß geworden sein, kann ich mir denken, und ich freue mich schon deshalb darüber, daß ihm diese Genugthuung geworden ist. Sollte es auch weiter keinen Einfluß auf seine künftigen Lebensverhältnisse haben, so giebt ihm die beifällige Anerkennung seiner Arbeiten von geachteten Männern doch Aufheiterung, und diese ist viel werth.“ An den Vater vom 4. März: „Wir nähern uns dem Tage, mein guter August, der für uns Alle so wichtig ist. Wollte Gott, daß mit diesem einundvierzigsten Geburtstage Dir ein Stern heiterer Zufriedenheit aufgehen möchte. Mit inniger Liebe und Theilnahme werden wir übermorgen Dein gedenken und Gott anflehen, daß er Dich in solche Verhältnisse setzen möchte, wo Deine innere Zufriedenheit auf immer begründet würde. Zwar streitet ein solcher Wunsch wohl mit der Unvollkommenheit des menschlichen Lebens. Nur ein freieres Athmen wünsche ich Dir, Zutheilung der Bedürfnisse, die Deine ausgebreitete Familie fordert ohne sie ängstlich suchen zu müssen, und einen Freund, der Dich versteht und sich vertraulich an Dich anschließt. Daß Deine Kräfte durch die vielen Arbeiten ziemlich erschöpft worden sind, kann ich mir denken, und ich wünschte, die Hochzeit (Vorchens) und die Festarbeiten lägen schon hinter Dir. Dann wirst Du wohl einige Zeit ruhen und nicht gleich wieder die Feder ergreifen. Den Brief von Propst Hanstein (in Berlin) werde ich beilegen. Ich habe mich innig gefreut über alle die Beweise des Wohlwollens dieser achtbaren Männer. An den Kanzler

Niemeyer¹⁾ hast Du vermuthlich geschrieben und Dich als Verfasser zu erkennen gegeben. Wenigstens meine ich, daß er diese Beachtung verdient.“

Bereits am 28. August 1814 schreibt die Großmutter an die Mutter über eine in Aussicht genommene Verbindung ihrer Nichte und seit neunzehn Jahren ihrer Pflegetochter: „Daß Sie Lorchchen wahrscheinlich verlassen wird, hat mir August gesagt. Wird Lorchchen durch diese Veränderung glücklich, so freue ich mich innig darüber. Auf der anderen Seite muß ich ihr Weggehen von Ihnen auch wieder sehr bedauern. Denn bei manchen Fehlern, wodurch sie sich ihren Hausgenossen zuweilen lästig machte, hat sie überwiegendes Gute, und der Eifer und die Treue, womit sie Ihnen diente, kann durch keine gedungene Person ersetzt werden, sie sei so gut wie sie wolle. — Sollte die Heirathgeschichte mit Lorchchen zustande kommen, so wird ihr mein Mann auch ein Geschenk machen, wie ich meinerseits auch nicht zurückbleiben würde. Indesß ihr eine Art von Ausstattung zu geben, dazu hätte er sich nur dann verstanden, wenn sie uns ganz überlassen worden. August hatte mich damals mißverstanden, als ob wir sie gern zurückgeben wollten, und da mir einleuchtete, daß Sie ihrer noch nöthiger bedürften, so ließ ich mich in keine weitere Erörterung darüber ein und gab sie Ihnen mit willigem Herzen wieder. Wie Sie denn auch nähere Ansprüche an sie hatten, da Sie sie von ihrer frühesten Kindheit an bei Sich gehabt.“ Von dem hier angedeuteten wohl nur vorübergehenden Aufenthalte Lorchchens zur Hülfe bei den Großeltern in Sommerfeld ist sonst keine Erinnerung bewahrt. Auf einen besonderen Zettel schrieb später die Großmutter: „Als voriges Jahr die Rede war, daß Lorchchen heirathen würde, so erklärte mein Mann, er wolle ihr zwanzig Thaler als Hochzeitgeschenk geben. Sie werden dies vielleicht wenig finden, ich auch. Wenn ich indesß bedenke, daß wir jährlich über fünfhundert Thaler von unsern Einkünften an unsere Kinder abtreten, und mein Mann als Arzt nicht zu viel verdient, so kann ich wenig dagegen sagen.

1) in Halle, der sich an den Buchhändler gewendet hatte, da die Schrift nur mit der Bezeichnung erschienen war: „von A. S. Z. S.“

Der Fall tritt einmal ein, worum ich auch gern etwas thun möchte und will es suchen möglich zu machen, ob ich schon manche Bedürfnisse für mich habe. Ich schreibe Ihnen dies darum allein und überlasse Ihrem Gutachten, wie Sie es einrichten wollen. Entweder lassen Sie ihr sechs silberne Löffel machen, oder Sie kaufen ihr weiße Leinwand zu zwei Ueberzügen nebst Betttüchern. Erwägen Sie es und handeln, wie Sie es für das Beste achten ohne mir darauf zu antworten.“¹⁾ Ferdinand Koppe ein junger Tuchmachermeister aus einer geachteten und wohlhabenden Familie der Stadt, welcher als freiwilliger Jäger 1813 und 14 mit im Felde gewesen war, hatte seine Augen auf Lorchens gerichtet um sie angehalten und mit Zustimmung der Eltern ihr Jawort empfangen. Außer einem Besuche ihres Bruders Carl Kluge, der als Färbergesell auf der Wanderschaft nach Cottbus kam, hatte sie von ihrer Familie väterlicherseits nie ein Zeichen der Theilnahme erhalten, geschweige denn daß ihr bei der Verheirathung von dorthier irgend eine Unterstützung zugeflossen wäre. So ruhte die Sorge für ihre Ausstattung ganz auf der Mutter, deren beschränkte Lage und für das Bedürfniß der eignen zahlreichen Familie kaum ausreichende Mittel wir bereits kennen. Je größere Schwierigkeiten ihr aber dabei entgegenstanden, um so kräftiger spannte sich ihr Eifer. Sie hatte Lorchens Mutter veranlaßt jener ihren Antheil an dem Nachlasse der Großmutter Seydel abzutreten und schrieb dieser am 8. Februar: „Wir unsrerseits thun unser Mögliches, und es ist die Frage, ob ich einmal meinen eignen Töchtern das werde geben können, was jetzt Lorchens von uns erhält.“ Besonders aber sparte sie nicht die Thätigkeit der eignen Hände. „Da ihre Hochzeit so eilig betrieben wird, sagt sie der Schwester, kannst Du Dir vorstellen, was wir für Arbeit haben um fertig zu werden; und zuviel ungenähte Wäsche will ich ihr nicht mitgeben, weil ich die jungen Weiber in dem ersten Jahr aus Erfahrung kenne, und im zweiten Jahre findet sich gewöhnlich lebendige Rätherei; also eilen wir um Alles zu nähen, was wir nur immer vermögen.“ Das war aber eine Aufgabe, für

1) Matth. 6, 3. „— laß deine linke Hand nicht wissen, was die rechte thut.“

deren Beurtheilung jetzt nach Einführung der Nähmaschinen unsern Frauen der Maßstab fehlt. Deshalb warnt auch die Großmutter am 11. Februar: „Ich wollte doch sehr rathen, daß Sie wenigstens für Ihre Person nicht bis in die Nächte hinein arbeiten. Daß Sie ein Mädchen gefunden haben, von dem Sie glauben, es werde Lorchens Stelle einigermaßen ersetzen, gewährt mir große Beruhigung. Was die Veränderung mit Lorchem betrifft, so habe ich mit Ihnen einerlei Ansicht; nur daß sie in diesen Zeitpunkt trifft¹⁾, beunruhigt mich.“ Auch die Hochzeit am 14. März richtete die Mutter ihrer Pflgetochter aus obwohl allerdings nicht in der Fülle reicher Bürgerhäuser nach der beschriebenen Weise.²⁾ Die Verwandten und Freunde des Bräutigams wurden am Abend mit Punsch und Tabak bewirthet, wobei sie bis in die Nacht hinein fröhlich waren. Die Großmutter äußerte in ihrer unermüdlchen Theilnahme an allen Ereignissen bei den geliebten Kindern: „Wenn Ihnen gestern nicht die Ohren geklungen haben, so werden sie niemals tönen, wenn ich Ihrer gedenke. Da Sie mir Lorchens Trautag genannt haben, so habe ich mich ohne Unterlaß mit Ihnen beschäftigt und mir das Alles so im Geiste gedacht, wie es wohl sein würde. Wie gern wäre ich doch bei Ihnen gewesen! und wie selten wird mir doch das, was ich mir wünsche! Grüßen Sie das junge Paar recht herzlich von mir und meinem Mann und sagen ihnen, daß wir sie auch abwesend mit unsern besten Segenswünschen begleitet und gleichsam umschwebt hätten.“

Unmittelbar darauf kam die Nachricht von Napoleons Landung in Frankreich am 1. März. Die Großmutter schrieb am 18. zwei Tage vor der Flucht Ludwig XVIII. und dem Einzuge Napoleons in Paris: „Was sagen Sie zu der schrecklichen Neuigkeit? Nur zu bald erfolgt, was Viele und ich mit ihnen gefürchtet haben, daß Napoleon³⁾ entweichen wird um neues Verderben über die Menschen zu bringen. Er verdiente die Großmuth nicht. Nun, Gott wacht über uns; dem wollen wir vertrauen.“ Diese und ähnliche Gedanken bewegten damals fast alle Seelen

1) kurz vor dem erwarteten Wochenbette der Mutter. 2) Oben S. 302. 3) von Elba.

im Vaterland, und ihnen entsprach denn auch die Wiedererhebung der männlichen Jugend. Wie gern der funfzehnjährige August, welcher die Mehrzahl seiner allerdings älteren Schulgenossen in das Feld ziehen sah, gleichfalls mitgegangen wäre, wenn der Vater es gestattet hätte, und was die Großmutter dazu sagte, ist schon erzählt worden.¹⁾ Die Freiwilligen theils solche, die zum zweitenmale die Waffen ergriffen, theils jüngere, die inzwischen das siebzehnte Jahr erreicht hatten und nicht nachstehen wollten, sah der Vater am Sonntag Jubilate nochmals vor ihrem Abzuge feierlich dem von ihm gehaltenen Gottesdienste beiwohnen; an sie richtete er zum Schlusse seiner Predigt kräftig ermunternde Worte.²⁾ Die Lage und Stimmung der Zeit schilderte er auf folgende Weise: „Die Waffen ruhten, die Kämpfer kehrten zurück und wurden als Sieger empfangen; und wie nach einem Brande jeder rüstet und freudig den neuen Bau beginnt, so dachte jeder an die Erneuerung und Vermehrung seines nun gesicherten häuslichen Glückes. Nur Ein Wort fehlte, Ein himmlischer Laut, der mit Zauberkraft jede Besorgniß zerstreute jedes Opfer vergessen lehrte jeden Wunsch des Herzens auffrischte für jede Hoffnung häuslicher und bürgerlicher Glückseligkeit erfreuliche Bürgerschaft gewährte. Sein harrete der müde Krieger um das Feld mit dem Hause die Ehre des Kampfes mit dem Glücke der Liebe zu vertauschen; sein der Vermundete der Verstümmelte um in der Sorgsamkeit seines dankbaren Vaterlandes Vergeltung und Ersatz zu finden; sein der Landmann um ohne tägliche Störung ohne barbarische Mißhandlung ohne muthwillige Verwüstung seinen Acker im Schweisse des Angesichts zu bauen und die sparsamen Früchte seines Fleißes zu genießen; sein der Bürger um von drückenden Steuern und kostbarer Verpflegung befreit nun im eignen Wohlstande der Seinigen Wohl und des Staates Heil zu begründen; sein so viele Väter und Mütter um nicht mehr täglich für geliebter Söhne Leben zu zittern. O Friede, schöner und heiliger Bürge göttlichen Segens, deiner harrete vor Allen der gerechte tugendhafte menschliche Friedrich Wilhelm um sein Volk, das er mit Gott löwenmuthig errettet, nun auch mit Gott landesväterlich zu

1) Oben S. 173.

2) Geschichte von Kottbus. S. 443. ff.

beglücken. Ach meine Freunde, jetzt wie anders! Statt eines Strahles voll heiteren Lichtes und belebender Wärme brach ein Wetterstrahl hervor und entzündete aufs neue die kaum gelöschte Gluth und vernichtete die kaum begonnene Arbeit; die Männer die Jünglinge rüsteten sich wieder zu Kampf und Tod, und die daheim bleiben, seufzten unter der Last des Krieges unter Schmerzen der Trennung unter Angst für das Leben ihrer Söhne ihrer Brüder ihrer Freunde! Und nicht wir allein; von allen Seiten über fast alle Völker Europas thürmen sich aufs neue die dunklen Wetterwolken des Krieges, und Millionen Herzen harren mit pochender Angst der schrecklichen Entscheidung. Doch der Gott, welcher den Strahl der Sonne lenkt um, was lebt, zu erfreuen, lenkt auch den Gang der Ungewitter; der Herr des Friedens ist auch der Herrscher blutigen Streites.“¹⁾

Bei den Verhandlungen über die neue Ordnung der Länder und Reiche auf dem Congresse zu Wien vom 25. September 1814 bis 13. März 1815 erhielt Preußen nicht alle die Gebiete zurück, welche es vor dem unglücklichen Kriege besessen hatte, und sollte anfangs durch das ganze Königreich Sachsen schließlich durch einen ansehnlichen Theil desselben mit entschädigt werden. So lange der Kampf 1813 dauerte und selbst nach der Gefangennehmung des Königs Friedrich August in der Schlacht bei Leipzig war die Stimmung der Sachsen überwiegend günstig für Preußen; allein die Russische später Preussische Verwaltung des eroberten Landes, welche nicht ohne Druck und Verletzung der altgewohnten und bequemen Lebensordnung blieb, die lange Ungewißheit über das zu erwartende Schicksal endlich die Theilung selbst hatten die alte Stammeseifersucht wieder erweckt, die bei den Unterliegenden gereizter und leidenschaftlicher hervortrat als bei den Siegern. Das empfand der Vater sehr schmerzlich und schrieb deshalb: „Die Preußen und die Sachsen in ihrem sittlich bürgerlichen Gegensatze dargestellt. Ein Sühneverfuch zwischen beiden Völkern.“ Der Gedanke zu dieser Schrift wurde von ihm gefaßt, noch ehe über das Schicksal Sachsens entschieden und selbst ehe die vorläufige Anzeige von der Theilung veröffentlicht war. Doch

1) Geschichte von Kottbus. S. 428. f.

verzögerte sich ihr Druck und ihr Erscheinen ohne seine Schuld bis in die Mitte des Jahres 1815.¹⁾ Von sich selbst sagt er darin: „Ich bin durch Geburt und Selbstgefühl dem Preussischen durch mancherlei dem Herzen theure Bande dem Sächsischen Volke verknüpft. Die Begeisterung, welche der neue Schwung meines Volkes auch mir mitgetheilt hat, hindert mich nicht nach altgewohnter Weise die Wahrheit zu suchen und Alles nach ihr zu schätzen.“²⁾ Den Grundgedanken seiner geschichtlichen Darstellung giebt er in den Worten: „Es sind fünf Hauptereignisse, welche in der gemeinschaftlichen Geschichte hervortreten: die Reformation der dreißigjährige Krieg das Erwerben einer Krone das Aussterben des Hauses Habsburg und die Revolution. Sie hatten sämtlich auf beide Reiche ausgezeichneten Einfluß; sie schienen sämtlich einem wie dem andern günstig und endigten sämtlich damit das Preussische Haus und Reich zu erhöhen das Sächsische zu erniedrigen.“³⁾ Auch noch für uns und unsere Zeit sind folgende Aussprüche beherzigenswerth: „Lasse sich doch kein Deutscher von dem Stolze blenden, daß die Cultur seines Volkes sein Name und seine Sprache ohne ein politisches Deutschland ohne eine über die kleinen Theile nicht despotisch aber kräftig gebietende Kernmacht bestehen werde und könne.“⁴⁾ „Ruhe ist Schlaf, lange Ruhe Tod; und die Trägheit, welche eine schläfrige Regierung in eure Verfassung und euer politisches Dasein brachte, ist euer politischer Tod geworden. Wenn die Vorsehung Völker zu nichts Höherem als zu einem häuslich ruhigen und friedlich üppigen Genusse berufen hätte: welche Lästerung gegen sich selbst wäre das Schicksal, welches sie über sie ergehen läßt? Wie ließen sich jene Völkerwanderungen rechtfertigen, die eine hochcultivirte Menschheit in Trümmer und lange Barbarei versenkten? Es sind eitel Träume süßlicher und weichlicher Seelen, jene Eldorado's, wo ein ewiger Friede und eine forterbende Weisheit ewige Volksglückseligkeit mit sich führt. Rüstiger Kampf mit inneren Gebrechen, welche die wechselnde Zeit in jede Verfassung bringt; rüstiger Kampf mit äußeren Feinden, welche jedes Menschenalter auf

1) In der besprochenen Schrift S. III. f. 2) A. a. O. S. 3. 3) S. 66. 4) S. 163.

andere Weise erweckt: das ist der Beruf der Völker, welche das Glück und den Vorzug selbständiger Cultur behaupten wollen, der Beruf, mit welchem sich der ruhige Genuß zu seiner Zeit als Bedürfniß Erholung und Vergnügen verträgt.“¹⁾ Der nächste Erfolg dieses gewiß redlich gemeinten Sühneversuchs war voraus zu sehen. Die inzwischen wieder eingesetzte königlich Sächsische Regierung untersagte den buchhändlerischen Vertrieb.²⁾ Noch verfaßte der Vater in diesem Jahr eine kleine Schrift: „Ist Frankreich weniger furchtbar ohne Napoleon? Discite moniti!“³⁾ Auf wenig Bogen entwickelt er hier aus der Geschichte eine scharfe Beurtheilung des Französischen Volkes, welche uns die Vorgänge 1870 und 71 abermals bestätigt haben. So sagt er von ihm: „Sie sind das einzige Volk in Europa, welches den Krieg als ein Gewerbe ansieht“⁴⁾ und seinen eigenthümlichsten und höchsten Ruhm im Siege sucht, ein mit dem Glanze moderner Cultur geschmückter aber verderblicher Auswuchs barbarischer Zeiten. Nie wird dieses Volk ohne eine gewaltsame Aenderung der Eitelkeit entzagen die ganze civilisirte Welt nur als einen Schauplatz seines Ruhmes anzusehen, eines Ruhmes, den es mit den Waffen oder mit seinem Wig auf Unkosten und zum Spott unsrer politischen und moralischen Kraft erworben hat und ferner zu erwerben meint. Nie, so lange ihm nicht mit Gewalt die Macht entzungen ist, welche es gleich einem leichtsinnigen und boshaften Kinde braucht, wird es ernstlich daran denken der Unwissenheit und Armuth seines Pöbels der moralischen Versunkenheit seiner Großen zu steuern. Und so bleibt Frankreich auch ohne Napoleon ein furchtbarer Nachbar, ein Heerd, welcher in der Denkungsart und Eigenthümlichkeit des Französischen Volkes, wie in der Asche Funken, den Zunder neuer für Deutschland gefährlicher Kriege nähret.“⁵⁾ Als Schutzmittel empfiehlt er allerdings im Widerspruche mit den jetzt geltenden Ansichten eine gewaltsame Ein-

1) N. a. D. S. 181. 2) Siehe das Urtheil seiner Eltern oben S. 182.
 3) Lernet Gewarnte! 4) Marschall le Boeuf in der Kammer am 15. Juli 1870: „In einem Lande wie Frankreich bricht bei dem geringsten Kriegsgeregichte die Kriegslust heftig aus.“ 5) in der oben angeführten Schrift S. 50. f.

mischung in die inneren Angelegenheiten der Franzosen. Wie richtig aber abgesehen hievon sein Blick das Bedürfniß erkannt hat, indem er die Auflösung des Staates in etwa fünf Großherzogthümer unter einem beschränkten Oberhaupte vorschlägt,¹⁾ zeigt der laute Ruf nach der sogenannten Decentralisation, das Verlangen der Provinzen nach Aufhebung des Uebergewichts der Stadt Paris und der eben beendete traurige Bürgerkrieg, welcher nach kaum erlangtem Frieden und noch vor der Räumung ihres schwer heimgesuchten Landes durch die Deutschen Sieger unter ihnen auch deshalb mit entbrannt ist. Wie würde sich der Vater gefreut haben, wenn ihm zu erleben vergönnt gewesen wäre, was er schon damals forderte und zwar aus demselben Grunde, den wir jetzt geltend machen, die Wiedervereinigung von Elsaß und Deutschlothringen samt Straßburg und Metz mit unserm Vaterlande! Welche Befriedigung würde er darin gefunden haben, daß Deutschland seine Sicherheit gegen Jahrhunderte lang erduldeten schmähliche Mißhandlung durch nichts Anderes mehr verbürgt wünschen darf als durch das wiedererstandene Reich mit dem erblichen Hohenzollernkaiser an seiner Spitze in vorher kaum jemals gekannter Macht und Herrlichkeit! Am Schlusse spricht er sich auf folgende auch jetzt noch bemerkenswerthe Weise aus: „Vielleicht kommt die Zeit, wo es nicht mehr Monarchien im despotischen Sinne der blinder Kraft sich freuenden Vorwelt, wo es überall unter Einem Haupt und unumstößlichen durch Verstand und Ansehn der Besten und Würdigsten im Volke streng und stets bewachten Gesetzen in Europa nach Maßgabe der Sprachen und natürlichen Grenzen nur Völkerbündnisse geben wird! Dann, wenn kein Mensch mehr Werkzeug, sondern höchste Sorge der Regierungen ist, jeden zu sittlicher Selbständigkeit zu bilden und darin zu schützen, dann möchte vielleicht eine politische Ruhe ohne Fäulniß ein Friede ohne sich selbst zerstörende Ausartung möglich und für Erhaltung politischer Selbständigkeit und Aufpeitschung moralisch gesunkener und erschlaffter Völker der Krieg mit seinen höllischen Gräueln nicht mehr ein nothwendiges Uebel sein. O möchte der herrliche Sieg, dessen Kunde mitten in dieser

1) Paulus Cassel Deutsche Reden. VII. S. 14.

Arbeit den Verfasser mit Trunkenheit der Freude füllt, möchte er bald und entscheidend solche Früchte tragen! möchte er Frankreich für immer zwingen an seiner eignen Ruhe und Glückseligkeit seine Kräfte zu versuchen und dem Deutschen Volke friedlichen Raum zu Ausbildung seiner Tugenden zu gewähren! möchten die Verbündeten¹⁾ jene Eintracht und Ausdauer, wodurch sie den gewaltigen Ruhestörer zu Boden warfen, ferner behaupten um dieses noch höhere Ziel zu erreichen! möchten die Völker keine Anstrengung scheuen um den allgemeinen Feind in Wahrheit und für immer zu entwaffnen!“²⁾ Der vorerwähnte entscheidende Sieg am 18. Juni und der zweite Einzug der Preußen mit den verbündeten Engländern in Paris am 7. Juli schloß die vieljährigen Kriege ab, welche aus der Französischen Revolution von 1789 hervorgegangen waren und ganz Europa erschüttert hatten. Nun folgte endlich der heiß ersehnte Friede, dessen Segnungen sich in unserm Vaterlande langsam aber stetig entwickelten, so daß nach einem halben Jahrhunderte bei dem Bundesbruch und der Kriegsbedrohung durch Oesterreich und die Mehrzahl der Deutschen Fürsten am 14. Juni 1866 Preußen sich wie ein Riese mit ungeahnter Kraft erheben und vier Jahre darauf nach einem Friedensbruche von frecher und unerhörter Ruchlosigkeit an der Spitze des Deutschen Gesamtheeres ohne fremde Bundesgenossen den hochmüthig herausfordernden Erbfeind durch ununterbrochene Siege züchtigen und zu ruhmvollem Frieden zwingen konnte.

Seitdem zog der Vater seine Feder von politischer Schriftstellerei ganz zurück und wandte sie fast ausschließlich³⁾ der Kirche und ihrer Wissenschaft zu. Eine Reihe kleinerer und größerer Arbeiten erschien, welche durch Zeiterscheinungen auf diesem Gebiete veranlaßt waren, bis ihn seine theologische Professur vorzugsweise und zuletzt allein auf die Beschäftigung mit der christlichen Sittenlehre hinlenkte. Die erste unter jenen Gelegenheitschriften war das durch Ernennung einer kirchlichen Commission in Berlin mit dem ehrwürdigen Saak an ihrer Spitze hervorgerufene „Send-

1) heute die Deutschen Fürsten Städte und Völker in Bundesrath und Reichstag unter dem Kaiser. 2) In der besprochenen Schrift S. 59. ff.

3) nur die Weltkunde ausgenommen.

schreiben an einen Freund weltlichen Standes über die Erneuerung des Cultus. Principiis obsta! ¹⁾ 1815.“ Aus ihm ergiebt sich die bedeutende Veränderung seiner Grundanschauungen im Verhältnis zu dem, was wir davon aus der Zeit in Canig erfahren haben. ²⁾ So stellt er für die Erneuerung des Gottesdienstes nach dem Vorgange der Reformatoren im sechzehnten Jahrhundert als Gesetz auf: „Nicht durch Sinnensfülle und ängstlich schwere verwickelte Ordnung von der ursprünglichen Form ab sondern vielmehr durch möglichste Einfachheit und Freiheit zu ihr zurück.“ Von dieser ursprünglichen Form sagt er: „Christus gebot nur die Lehre, welche den Glauben an sein Mittlerthum gründet, ³⁾ das Gebet, welches ihn ausspricht, ⁴⁾ und die Eintracht, welche ihn erhält, ⁵⁾ und verordnete nur zwei symbolische Handlungen, für das Individuum die Taufe, für die Gemeinde das Abendmahl.“ ⁶⁾ Bezeichnend ist auch folgende Aeußerung: „Es thut weh einen so deutlichen Beweis für die Erbsünde zu finden: Ausartungen werden leicht Tugenden schwer angenommen; und so sind wir durch den Hang modisch zu glänzen mit dem Neuen das Alte zu überbieten dahin gelangt, daß jetzt ein ungewöhnlicher Grad von Geistkenntniß und Sittenreinheit dazu gehört nicht Freigeist zu sein, und daß wir gerade die Menschen, die kaum den Katechismus verstehen und oft nur fruges consumere nati ⁷⁾ zu sein scheinen, die heroische Rolle der Irreligiosität mit plumper Zuversicht spielen sehen. Ist es wunderbar, wenn die Kirchen leer wurden? zuerst die Logen dann die Sperrsitze endlich ein Theil der Bänke? Und hat das der Cultus verschuldet? So wenig als die Bibel den Unglauben überhaupt oder die Lutherische Uebersetzung den in Deutschland. Ueberbildung Verbildung Monstruositäten der Aufklärung haben es gethan.“ ⁸⁾ Eben so ernst und nachdrücklich besonnen und milde spricht er sich in dieser Schrift über die Schäden der Kirche ihre Ursachen und die Mittel zu deren Hebung aus, und man findet darin einen reichen Stoff zur Kennzeichnung

1) Sei den Grundsätzen treu! 2) Oben S. 287. ff. 3) Wort Gottes. 4) Sünden- und Glaubensbekenntniß. 5) liturgische Bindung. 6) Sendschreiben S. 97. f. 7) zum Verzehren der Früchte Geborene. 8) A. a. O. S. 25. f.

ihrer Zustände in jener Zeit. Niebuhr schrieb ihm: „Ihrer Schrift über äußere Herstellung der Kirche habe ich gewünscht, daß diejenigen, welche vermögen ihre Gesinnungen in Werke zu verwandeln, sie eben so beherzigen und ihre Ueberzeugung darin wiedererkennen möchten wie ich. Nichts begründet Ueberzeugung mehr, als wenn man in der Schrift eines in den Verhältnissen genau erfahrenen Mannes genau ausgeführt findet, was man in Unreissen aus der Anschauung geahnet.“

Zwischen die großen Ereignisse im Frühlinge dieses Jahres fällt die Geburt der jüngsten Tochter Auguste am 10. Mai. Es ist bezeichnend für den Sinn der Eltern, daß sie mit ihrem jüngsten Bruder und Schwager Fritz ihren ältesten Sohn August zum Taufpathen wählten, welcher wenige Wochen vorher am Charfreitag eingesegnet war und sich durch diesen Beweis ihres Vertrauens unbeschreiblich gehoben fühlte. Die liebevolle Strenge seiner Erziehung hatte bei ihm so weit gewirkt, daß er neben solchen Auszeichnungen nichts tiefer empfand, als wenn einmal die verdiente und gefürchtete Züchtigung des Vaters ganz ausblieb, weshalb solche einzelne Fälle sich seinem Gedächtnisse tief eingepägt haben und ihm später oft wieder vor die Seele getreten sind bei dem Schriftwort: „Oder verachtest du den Reichtum seiner Geduld Güte und Langmüthigkeit? weißest du nicht, daß dich Gottes Güte zur Buße leitet?“¹⁾

Sein Bruder Otto war, wie schon erzählt,²⁾ während dieser Zeit einige Monate bei den Großeltern in Sommerfeld. Am 27. Juni schrieb die Großmutter über ihn der Mutter: „Er hat viel gute Anlagen ist gefällig und bei manchem versteckten Wesen offenbart sich doch auch wieder viel Gutmüthigkeit, daß man sich von ihm angezogen fühlt. Aber es wäre für Geist und Körper nöthig, daß er in einer genauen Aufsicht erhalten werden könnte. Es ist bei Ihnen durchaus nicht möglich ihn so zu beobachten, wie es alleweile sein sollte. Das liegt so ausgebreitet vor meinen Augen da, daß mir es weh thut um ihn, weh thut für Sie. Es ist mir ja nicht vergessen, welche unvollkommene Rolle ich gespielt habe, und mein Völkchen reichte doch nicht an Ihre Zahl.

1) Röm. 2, 4. 2) Oben S. 183.

Wenn Sie es nur so weit bringen könnten, daß er nie wohin geht oder irgend eine Handlung vornimmt ohne Ihr Vorwissen. Bei mir konnte das weniger vorkommen, bei Ihnen ist es schon schwieriger.“ Nach seiner Heimkehr schrieb sie ihm den 26. Juli: „Dein lieber Brief hat mir viel Freude gemacht; theils weil ich doch sehe, daß Du uns wirklich lieb gewonnen hast, theils auch daß Du so gute Vorsätze gefaßt und Dich in Deinen Wünschen mit Gebet zu Gott wendest. Bleibe dabei, mein Sohn. Dies wird dich vor mancher Thorheit schützen. Und wie Du schon die Erfahrung gemacht hast, daß Dir nach einer kindlichen Unterredung mit Gott so wohl im Herzen geworden, wie glücklich wirst Du Dich erst fühlen, wenn Du Dir sagen kannst: ich habe gehalten, was ich versprochen; nun werden sich meine Eltern gewiß freuen und mich recht lieb haben.“ Am selben Tage dem Vater: „Mit vieler Rührung habe ich Deinen letzten Brief gelesen und mich Deiner Zufriedenheit über Otto gefreut. Wirklich im Ganzen genommen ist er ein guter leicht zu lenkender Knabe; nur Aufsicht will er haben. Was mich besonders an ihm gefreut hat, ist, daß er viel Empfänglichkeit für Religionswahrheiten hat und besonders das Lesen in der Bibel ihm Vergnügen macht. Daß er nicht wieder in die Schule geht und Du anders Zeit hast ihn zu unterrichten, wird für seine geistige und körperliche Gesundheit gut sein. Er liegt mir sehr am Herzen und jetzt, nachdem ich ihn so lange um mich gehabt, noch mehr als je. Es sagte jemand, als ich von ihm sprach, daß er zu mechanischen Arbeiten Geschick habe, er sollte ein Horndrehler werden, das wäre ein reinliches und unterhaltendes Geschäft. Ich habe keine Kenntniß davon.“

Der Vater übte unter den Seinen das volle Recht des Hausherrn nach alter Weise auch in dem Sinne, daß er die Versorgung sogar die Annehmlichkeit des Erwerbers und Ernährers den Bedürfnissen der Andern selbst der Mutter voranstellte, die immer mit schwerem Herzen sich zu der Bitte um Geld für irgend eine dringend nöthige Ausgabe bei ihm entschloß. Doch zeigte er sich bisweilen auch aus eignem Antrieb über Erwarten freigebig besonders zu Weihnachten. So sendete er öfter Sonntags

vor dem Schlusse der Mahlzeit eins der Kinder zu dem Kuchenbäcker. Dem Boten war die Auswahl des Kuchens freigestellt, welchen die Mutter mit strenger Gerechtigkeit vertheilte, jedoch in der Regel so, daß wenig oder nichts für sie selbst übrig blieb. Nahm der Vater dies wahr, dann sendete er wohl zum zweitenmal in den Kuchenladen unter dem Widerspruche der Mutter und dem Jubel der Kinder, deren Herz er dadurch ungeachtet aller Strenge gewann. Bei seiner Heimkehr legte er Huth Handschuh und Stof ab, wo es sich gerade traf; wenn er aber ausgehen wollte trat er in das Wohnzimmer mit den Worten: „Wo ist mein Huth? meine Handschuhe? mein Stof?“ und verlangte dann, daß alle Anwesenden die Mutter nicht ausgenommen sofort aufsprangen die Sachen suchten und ihm brachten. Weh dem Sohne, den er etwa auf dem Sopha sitzend antraf, besonders wenn er bei seinem Erscheinen nicht sofort sich erhob. Zu dem Mittagsbrod erschien er pünctlich öfters wohl einige Minuten vor zwölf Uhr und wurde leicht ungeduldig, wenn die Suppe nicht gleich erschien. Nach dem Essen legte er sich um zu schlafen auf das Sopha wohl deshalb, weil sich damals in seiner Studirstube noch kein solches befand, während die Tischgenossen im Zimmer bleiben und ihre munteren Gespräche fortsetzen mußten. Erst wenn die Mutter bemerkte, daß er entschlummert sei, verließen auf ihren Wink alle dasselbe so leise als möglich. Noch immer war er ein Freund harmloser Scherze und witziger Neckereien, deren Ziel gelegentlich jedes der Familienglieder am häufigsten aber die Mutter war, welche allein Gleiches mit Gleichem vergelten durfte. So hatte sie einmal bemerkt, daß ihr zu halsbrechenden Dingen geneigter und darin sehr gewandter Otto auf einer großen Feuerleiter, welche an der Kirche lehnte, und zwar, wie man es jetzt wohl von den damals unbekanntem Turnern sieht, zwischen ihr und der Wand mehr hängend als steigend emporgeklettert war. Sie rief ihm zu, er sollte da oben ein paar Minuten bleiben, und holte schnell den Vater herbei, der nach ihrer Erwartung ganz bestürzt war, weil er in solcher Lage und Höhe über dem Steinpflaster den Knaben für verloren hielt. Doch dieser kam in derselben Weise ganz vergnügt über das ausgeführte Heldenstück

herab. „Wie Du mir, so ich Dir!“ sagte die Mutter und erinnerte den Vater an ähnliche Vorgänge, durch welche er sie zum Scherz in Furcht und Bangen versetzt hatte, davon einer S. 249. erzählt ist. Er war auf den Gedanken gekommen, das Reiten sei ihm zuträglicher als das Gehen, weshalb er sich ein Pferd anschaffte, welches denn auch seiner Neigung zu kleineren oder größeren Reisen diene. Wie ihm dabei bisweilen Unerfreuliches begegnete, sehen wir aus den Briefen der Großmutter. So schrieb sie ihm am 27. Juni: „Du wirst in der Folge nicht dürfen so weite Reisen zu Pferde machen.“ Und der Mutter am 14. Juni des nächsten Jahres: „Daß der August beim Aufsteigen vor unserer Thüre den Unfall hatte, that mir sehr weh; er mag sich die Lende wohl ziemlich geklopft und sich vielleicht am Arme, mit dem er den Zügel hielt, weh gethan haben.“ Sein ältester Sohn mußte das Pferd regelmäßig füttern putzen und bisweilen an warmen Sommertagen in einer tiefen Stelle des Flusses schwimmen. Da galt es denn des Morgens frühzeitig aufstehen, damit um sieben Uhr die Schule nicht versäumt wurde. Zur Belohnung war ihm außer der Freude an dem Dienste, welchen er dem Vater leistete, und an der Beschäftigung mit dem guten Thiere des Sonntags nach dem Essen ein Mitt zum Besuch irgend einer befreundeten Familie in der Nachbarschaft vergönnt.

Er war allerdings seit Michaelis 1814 Primaner des Lyceums, und zum Schlusse jedes Halbjahres gingen Einzelne seiner Schulkamergenossen mit dem Zeugnisse der Reise zur Universität ab. Doch fühlte er selbst, und sein Vater erkannte wohl noch deutlicher, daß er hier keine genügende Grundlage seiner Ausbildung empfangen könne. Auch regte sich um diese Zeit mächtig in ihm das Sehnen des angehenden Jünglings nach der Ferne, so warm er seine Eltern und seine Geschwister liebte. Erwünscht kam deshalb beiden die Aussicht durch einen Herrn von Wigleben, welcher in der Nähe begütert war, für den Sohn eine Freistelle in Kloster Kofleben einer Schulanstalt von vorzüglichem Rufe zu erhalten. Die Großmutter schrieb dadurch veranlaßt der Mutter am 18. September: „Ihrem lieben August wünschen wir Glück zu seinem

Vorhaben begleiten ihn mit unserm Segen und besten Wünschen, daß Gott die Reinheit seiner Sitten bewahren und ihn vor Verführung schützen wolle. Nun, liebe Tochter, treten Sie eigentlich erst auf die Bahn, wo das Herz der Mutter außer der häuslichen Last mit banger Sorge um das Heil ihres Kindes erfüllt wird. Gott erspare Ihnen die bitteren Erfahrungen, die meine Kräfte mit zerstören halfen. Ich hoffe es.“ Jene Aussicht zerrann jedoch, und die Großmutter äußerte gegen ihren Sohn am 22. October: „Daß Dein guter August in seinen Hoffnungen so getäuscht worden, ging mir recht nahe, wie mich überhaupt das Ganze der Sache so ergriffen hatte, daß ich den Abend, als ich Deinen Brief gelesen, immer über ihn hätte weinen mögen.“ Am 6. dieses Monats unternahm der Vater eine Reise vornehmlich in der Absicht persönliche Bekanntschaft mit Männern anzuknüpfen, zu denen er durch seine Schriften in Beziehung getreten war.¹⁾ Um seinem Sohn eine Entschädigung zu gewähren, bot er ihm die Mitnahme an, wenn er zu Fuße die Reisetasche mit der nothwendigsten Wäsche auf dem Rücken neben dem Pferde hergehen wollte, welches den Vater und einen Mantelsack mit seinen Bedürfnissen trug. Streckenweise ging denn auch der Vater zu Fuß und ließ den Sohn reiten unbekümmert um spöttische Bemerkungen einzelner Begegnenden in Erinnerung an die bekannte Fabel. So machten sie in drei und einem halben Tage den Weg von etwa zwanzig Meilen bis Seifartshain bei Leipzig zu der schon erwähnten Familie Vater,²⁾ bei welcher sie die liebevollste Aufnahme fanden. Von da gingen sie nach Leipzig, wo gerade die Michaelismesse gehalten wurde. Dort begegnete ihnen in der Grimmaischen Gasse der Graf von Büdler, welcher den Vater anredete und alsbald beschuldigte, er habe in seiner kürzlich gedruckten Erzählung „die Erbschleicherin“³⁾ unter dem nicht eben günstig geschilderten älteren Bruder des Helden ihn den Grafen darstellen wollen; seine Schwestern sagten ihm das auf den Kopf zu. In dem nahe gelegenen Klein-Bischdorfer fand der Vater an dem Pastor Schloffer einen lieben Universitätsfreund

1) Oben S. 349. f. 2) S. 92. f. 219. 3) Epheuranfen S. 181. ff.

wieder,¹⁾ welcher von der Schlacht bei Jena, in dessen Nähe er damals eine Pfarrstelle bekleidete, von dem Ueberfalle der Litgower bei dem benachbarten Ritzen und von der Schlacht bei Leipzig viel zu erzählen wußte. Ueberhaupt waren Alle in dieser Gegend noch erfüllt von den Erlebnissen vor während und nach der dort geschlagenen Völkerschlacht, die ja nur zwei Jahre zurücklag und deren Spuren noch vielfach an Gebäuden und auf den Hauptkampflätzen zu sehen waren. Die jüngste Tochter des Pfarrhauses in Seifartshain Auguste Vater hat davon eine lebendige und ergreifende Darstellung verfaßt, welche 1845 bei Hinrichs erschienen ist unter dem Titel: „Was wir erlebten im October 1813. Denkschrift für den Verein zur Feier des 19. October in Leipzig.“ Die weitere Reise ging nach Halle, wo der Vater die Gastfreundschaft des Dr. August Eberhard²⁾ genoß und auf den Vorschlag des Kanzler Niemeyer seinen Sohn der Lateinischen Schule des Waisenhauses übergab, welchem nach angestellter Prüfung sein Platz in Unterquarta angewiesen wurde. Seiner Mutter schrieb die Großmutter darüber am 23. November: „Wir waren sehr erfreut von Ihnen wieder Nachricht zu erhalten wie auch von Ihrem guten August. Es ist uns überaus tröstlich aus seinem Briefe zu ersehen, daß er sich nicht nur in seine Lage findet sondern auch darin gefällt und bemüht ist seiner Pflicht zu leben. Es ist dies schon ein großer Gewinn, daß er zufrieden ist; dadurch wird die Neigung zu Erlernung der Wissenschaften mehr befestigt, und erhält sich diese, so ist er minder in Gefahr auf Abwege zu gerathen. Gott wolle ihn bewahren. Ich hoffe das Beste; wenigstens muß man so lange an dieser Hoffnung festhalten, als nicht das Gegentheil eintritt. Diese Hoffnung wird Sie ermuntern, und indem Sie ihn dies Vertrauen merken lassen, ihn im Guten stärken. Daß er nicht ein zu flüchtiges Temperament hat und doch bis nach zurückgelegtem funfzehnten Jahr in der Eltern Hause geblieben, wird ihn schützen.“ Nachdem der Sohn in dieser Weise untergebracht war, verließ der Vater Halle und ritt weiter nach Merseburg, von wo er sich der Heimath

1) Oben S. 223.

2) Verfasser des Gedichtes: „Ganndchen und die Küchlein.“

wieder zuwendete. Nach Aeußerungen der Großmutter hatte er bei der Rückkehr übles Wetter gehabt und sehr starke Tagereisen gemacht, weshalb er sich längere Zeit von seinen Anstrengungen nicht ganz erholen konnte und den Besuch bei seinen Eltern in Sommerfeld verschieben mußte.

Die überall hervortretende große Achtung und zärtliche Liebe der Großmutter für ihre Schwiegertochter findet besonders innigen Ausdruck in einem Briefe vom 1. Januar 1816: „Was könnte bei dem Beginnen eines neuen Jahres meine Seele wohl angelegentlicher beschäftigen, als das Wohl meiner lieben Kinder. Und so scheine ich mir heute in einer ganz anderen Sphäre zu sein und bei meinen Kindern zu leben und zu weben. Wie freue ich mich glauben zu können, Sie und alle die Ihrigen sind gesund; und wie freue ich mich weiter gewiß zu sein, Sie denken heute meiner und auch meines guten Mannes mit Liebe, ja dessen von allen meinen lieben Söhnen und Töchtern versichert zu sein. Möge Gott Sie Alle segnen; ja möge Gott auch besonders Sie segnen, meine gute liebe Tochter, und Ihnen durch ein reiches Maß von Mutterfreuden alle die Liebe vergelten, die Sie mir so vielfältig bewiesen haben. Er erleichtere Ihnen durch Gesundheit und fortdauernden Muth alle die Mühseligkeiten zu ertragen, die auf Ihren Schultern ruhen, und segne Ihre Bemühungen Ihre lieben Töchter auszubilden, daß sie einst Ihre Freundinnen und Stützen Ihres Alters werden mögen. Erhalten Sie mir Ihre Liebe, bewahren Sie mir ferner Ihr Vertrauen und versichern Sie, daß Beides unendlich viel zu Erheiterung meines oft kummervollen Lebens beiträgt; und obschon ich durch persönlichen Umgang wenig Genuß von Ihnen haben kann, so gewährt mir dies schon Trost zu wissen, Sie können nicht nur sondern Sie sind mir ganz die Freundin, wonach meine Seele sich sehnt, und daß ich in die Ihre alles das niederlegen darf, was mich hienieden drückt und schmerzt. Und so, meine theure Tochter, bitte ich auch Sie, lassen Sie mich ferner theilnehmen nicht nur an Ihren Freuden sondern auch an Ihren Leiden und entziehen Sie Sich aus liebevoller Schonung nicht den kleinen Trost die Angelegenheiten Ihres Her-

zens in die Seele einer gewiß treuen Freundin niedergelegt zu haben.“

So von jeder Trübung frei blieb jedoch auch das rührend schöne Verhältniß zwischen den Großeltern und ihren Kindern nicht. Ein Zeugniß davon und zugleich von der zarten edlen Weise, wie die Großmutter solche Wolken wieder zu zerstreuen wußte, giebt ihr Brief vom 8. Januar an die Mutter: „Der erneuerte Beweis Ihrer innigen Liebe zu mir, meine gute Tochter, den Sie mir durch Uebersendung eines so schönen Tuches dargelegt haben, kann nicht anders als mir höchst schätzbar sein. Ich war so überrascht, daß ich in den ersten Augenblicken nicht wußte, sollte ich schelten, sollte ich es loben, oder was sollte ich thun. Genug, ich war sehr gerührt, und so weh es mir that, daß meine Kinder diese Ausgabe für mich gemacht hatten, so behielt doch Dankbarkeit für Ihre Liebe die Oberhand. Meine ehegestern Ihnen nachgeschobenen Zeilen werden Ihnen Kummer gemacht haben. Ich freue mich, daß sich so bald wieder Gelegenheit findet Ihnen sagen zu können, daß diese Empfindlichkeit¹⁾ sich ganz zerstreuen wird und meist schon beigelegt ist. Hätte nicht mein Sohn geschrieben, daß er uns bald besuchen würde, so schwieg ich darüber. Aber es beugte mich zu tief, wenn ich mir dachte, er würde zu uns kommen um sich seiner ihn liebenden Eltern zu freuen und an ihrer Liebe zu erwärmen, wie es denn sein empfindliches Gemüth verwunden würde, wenn er die Spannung wahrnähme. In Briefen kann man zu leicht mißverstanden werden, und ich kann mir es nicht verzeihen, daß ich Veranlassung gegeben habe, gewiß durch meinen letzten Brief. Es war oder lag nicht in meinem Sinne die Bedeutung, als hielte mein Mann mich kärglich um so viel auf mich wenden zu können; aber diese Bedeutung konnte aus dem, was ich schrieb, gezogen werden und schien meinem Mann unleugbar aus des August seinem Briefe hervorzugehen. Nehmen wir nun hinzu, daß wahrscheinlich schon lange eine gewisse Eifersucht genährt wird und nicht zu leugnen ist, daß es an Veranlassung dazu nicht fehlt, so war es²⁾ jetzt mehr zu bedauern als zu tadeln, und

1) des Großvaters. 2) der Ausbruch.

ich fand mich wirklich ganz allein als die Schuldige. Er ist ängstlich besorgt um mich, scheut keine Ausgabe, die zu Erhaltung meiner Gesundheit abzwecken kann. Darum eben, weil seine Einkünfte jetzt mehr beschränkt sind und mit Ueberlegung gehandelt sein will, wollte ich mir nicht erlauben eine so große Ausgabe zu machen. Ich habe gethan, was in meinen Kräften stand um ihm diesen Verdacht zu benehmen; Ihr lieber Brief hat auch gewiß das Seinige dazu beigetragen; die übersandten Predigten nicht minder.“

Mit den letzten Worten deutet sie auf des Vaters damals im Druck erschienene „Geschichte von Kottbus während der Jahre 1813 — 1814 nebst einer Auswahl in dieser Zeit über die politischen Ereignisse gehaltener Predigten.“ Die Aufnahme, welche dieses Buch bei seinen Eltern fand, ersehen wir aus folgenden Mittheilungen der Großmutter. In dem eben angeführten Briefe: „Schon seit Jahren hat mein Mann gewünscht, daß des August seine Geistesgaben mehr in religiösen Arbeiten im Druck erscheinen möchten, und sich gefreut, als endlich die Ankündigung ¹⁾ erschien. Er setzte sich darum sogleich hin und las mit stillem Ernste legte nach einiger Zeit die Blätter hin und sagte: „Das Buch ist das Geld werth im Grunde zu wohlfeil; ich werde heute Abend eine Predigt vorlesen.“ So sehr ich ihm dies widerrieth, weil seine Brust noch angegriffen ist, so ließ er sich doch nicht abhalten las die erste Predigt mit sichtbarer Rührung, und als er sie beendet hatte, sagte er mit einem aufgeheiterten Geiste, sie wäre ganz vortrefflich. Gewiß wird dies Ihren Mann freuen. Wahrscheinlich hat er mir das Blatt an August ganz ungebroschen zum Einschlusse gegeben um mir stumm zu sagen, es sei kein Groll in seinem Herzen, welches mich wohl freuen und verbinden muß immer mehr Achtbarkeit auf meine Handlungsweise zu nehmen, da er es auch wahrlich verdient.“ An den Vater den 14. Januar: „Ich habe Deiner lieben Frau geschrieben, daß Dein guter Vater mir gleich am ersten Abend eine Deiner Predigten vorlas aber nicht, welche. Es war die, wo unser König zu Paris samt seinen Generalen das heilige Abendmahl empfing. Den zweiten

1) das angekündigte Buch.

Abend las er die Frühpredigt nach der Schlacht bei Lützen.¹⁾ Beide hatten seinen ganzen Beifall, und bei der letzten ging er, nachdem er sie beendete hatte, die Stube auf und ab sich die Thränen aus den Augen zu trocknen.“

Am 18. Januar konnte endlich die Feier des lang ersehnten Friedens begangen werden. Der Vater hatte dazu schon seit Jahresfrist an einem großen Bilde gearbeitet, auf welchem der Kopf einer niedergestürzten und zerbrochenen Bildsäule unverkennbar die Züge Napoleons trug²⁾ und ein geharnischter Ritter seinen Fuß darauf stehend unsern König darstellen sollte. Wie lebhaft alle Glieder der Familie an diesem Kunstwerke theilnahmen, zeigt die Anfrage der Großmutter in ihrem Briefe vom 23. Januar: „Hat denn der August sein Bild zum Friedensfeste vollendet?“ Es war zu demselben vollendet und wurde vor einem der oberen Fenster aufgestellt und Abends durch viele Lichter erleuchtet. Zu dem Festmahle hatte er ein Lied verfaßt, in dem unter andern folgende Verse vorkommen:

Heil Dir, Volk voll alter Treue,
heil Dir, Volk voll Helbenruhm!
Sieh, Dir öffnet sich aufs neue
Deiner Vorwelt Heiligthum!
Friedrich schaut vom Himmel nieder
auf ein würdiges Geschlecht,
das, wie seine Männer, hieder
seines Namens Schmach gerächt.

Ihm, dem Preußens Glanz entsprossen,
der zuerst zur Sonne trug
uns mit starkem Adlerflug,
sei der Weihe Glas vergossen.

Und auf seinem Throne sitze
stets ein Entel seiner werth,
in der Rechten Todesblitze
und der Rache scharfes Schwert,
in der Linken Scepters Walle
voller Guld und Freundlichkeit,

1) oder Groß-Obristen. Oben S. 316. 2) Eine Weissagung auf das Schicksal der Vendomesäule zu Paris am 16. Mai 1871.

willig Frieden zu erhalten,
muthig, wenn es gilt zum Streit!

Wie den König Gott gegeben,
Freunde, mag von Sohn zu Sohn
auf der Hohenzollern Thron
solch ein Held und Vater leben!

Um diese Zeit hatte die Mutter einen besonders schweren Stand, als ihre Kinder sämtlich den abwesenden Aeltesten ausgenommen aber mit Einschluß ihres Pflugesohnes Alexander acht an der Zahl von den Masern ergriffen wurden. Darauf geht die Aeußerung der Großmutter vom 19. Januar: „So giebt es doch immer noch manche Noth unter Ihrem Völkchen, das Ihnen Sorge und Mühe macht; kein Wunder, wenn Sie selbst unwohl werden. Wahr ist es, eine Mutter und Hausfrau, wenn sie ihre Pflicht erfüllen will, ist ein äußerst geplagtes Geschöpf, und nur innige Liebe zu Mann und Kindern kann sie vermögen alle die Mühseligkeiten zu übernehmen und nicht in Mißmuth überzugehen. Doch die beste Mutter und Hausfrau wird manchmal mißmüthig, zumal wenn es scheint, als ob es von dem Manne nicht genug beachtet würde; ich sage, wenn es scheint, denn oft mag es wohl nur scheinen.“ Vom 27. desselben Monats: „Ach, Kinder zu pflegen ist nichts Geringses, macht viel Mühe und Sorge; indef wenn sie alle glücklich ohne Folgen durchkommen, so wird es Ihnen unendlich viel Freude machen, und wenn sie dann aus dem Hause gehen, so haben Sie eine Sorge weniger. Suchen Sie nur ihre Augen zu schützen, denn oft haben Masern böse Augen zur Folge.“ Vom 2. Februar: „Ihre Freude über die Erhaltung aller Ihrer Kinder theilen mit Ihnen mein Mann und ich von ganzem Herzen und wünschen Ihnen, daß auch die übrigen Beschwerden gehoben werden mögen. — Wenn Sie diesen Brief erhalten, ist vermuthlich Adolf¹⁾ schon bei Ihnen. Ich freue mich sehr ihn nach fast zehn Jahren wiederzusehen;²⁾ aber leider ist es fast nur ein Sehen.“ Von dem Empfange am 8. erzählt sie der Mutter am 14. Februar: „Meinen August hatte ich bei der Bewillkommung des Adolf ganz übersehen. Es war

1) C. 2) Oben S. 185.

dunkel, und ich konnte nicht ahnen, daß er mitkommen würde, da die Gelegenheit nicht zurückging, und daß er wieder ein Pferd hätte, wußte ich nicht.“ Die Mutter hatte damals neben Mühe und Sorge um Haushalt und Säugling ¹⁾ noch immer mit Brustbeschwerden zu kämpfen; gleichwohl entschloß sie sich der bis dahin genossenen Unterstützung zu entsagen. Darüber schreibt die Großmutter am 19. März: „Daß Sie die Luise sehr vermissen werden, glaube ich sehr gern. Indeß ist es auch gut und nöthig, daß Ihre Sophie mehr angespornt und zu häuslichen Geschäften angeführt wird. Alt genug ist sie dazu.“

Dem ältesten Sohne war es wohl schwer gefallen das erste Weihnachtsfest und den ersten Geburtstag in seiner Schulcaserne fern von der lieben Heimath mit Eltern und Geschwistern zu erleben. Auch der Vater mochte ihn vermissen und die Sehnsucht der Mutter nach ihm wahrgenommen haben. Deshalb schrieb er ihm ohne ihr Wissen, daß er zu dem spät einfallenden Osterfeste nach Cottbus kommen sollte. Fröhlich machte er sich deshalb mit einigen Studenten, seinen früheren Mitschülern, ²⁾ auf den Weg, achtete nicht der Blasen an den Füßen nach dem ersten Reisetage und traf am vierten spät Abends ein. Auf sein Klopfen öffnete ihm die Mutter selbst die Thür und schloß freudig überrascht und unbeschreiblich gerührt den ganz unerwarteten Ankömmling in ihre Arme, welcher seit dem Scheiden aus dem Elternhause ihr über den Kopf gewachsen war. ³⁾ Auch konnte er verkünden, daß er nach Oberquarta versetzt sei. ⁴⁾ Während seiner Anwesenheit kam der Pastor M. Vater aus Seifartshain und sein zweiter Sohn Otto ⁵⁾ zum Besuche, mit denen er auch zu den Großeltern nach Sommerfeld ging. Der Vater hatte wohl seine Absicht einer Ueberraschung für die Mutter der Großmutter mitgetheilt, denn diese schrieb am 10. April: „Wenn der M. Vater kommt, so heißen Sie ihn von uns willkommen, Ihren guten August nicht zu vergessen, dem wir jetzt besonders gute Füße wünschen. Indem ich dieses Datum schreibe, denke ich an Ihren lieben Sohn, daß er heute sein sechzehntes Jahr zurücklegt, wo wir mit den besten

1) Oben S. 360. 2) S. 363. 3) S. 346. 4) S. 365.
5) S. 92. f.

Segenswünschen an ihn denken. Wolle Gott geben, daß er Ihnen ein Sohn des Trostes und der Freude werden möge. So ist es auch mein angelegentlicher Wunsch, daß, so wie Sie alle die Mühseligkeiten des Ehestandes gleich mir erfahren haben, ja in Hinsicht der größeren Zahl Ihrer Kinder und der Kränklichkeit Ihres Mannes Ihr Loos noch drückender ausfiel, Sie nicht auch den Kummer und die Sorgen meines Spätalters theilen möchten.“ Den 1. Mai äußerte der Großvater in einem Brief an seinen Sohn über den vorerwähnten Besuch: „Da die Mutter in den letzten Tagen sich immer mehr gebessert hatte, so konnten wir mit unsern lieben Gästen desto vergnügter sein. Beide Jünglinge sieht man mit Wohlgefallen. Mögen sie unter Gottes Augen — wandle vor mir und sei fromm ¹⁾ — den Zweck ihres Lebens und die Hoffnungen ihrer Eltern ganz erfüllen und glücklich sein.“ Die Großmutter schrieb aus demselben Anlasse der Mutter am 6. Mai: „Er ²⁾ kam den 29. April Vormittags mit seinem Otto zu uns und ging den folgenden Tag Nachmittags wieder weg. Otto hat viel Aehnlichkeit mit seinem Onkel Fritz Fabel ³⁾ aber weniger Lebhaftigkeit. Doch ist es wohl möglich, daß eine gewisse Scheu vor uns Alten sie weniger ausbrechen ließ. Uebrigens war ich zufrieden mit seinem Benehmen und Aeußerungen.“ Am 15. desselben Monats: „M. Vater ist, wie Sie auch sagen, ein lieber und rechtschaffener Mann, den ich immer sehr geachtet habe. So habe ich auch an seinem Sohne die Bemerkung gemacht, daß er nicht ohne Kenntnisse ist ohne damit zu prunken.“ In dem vorher angeführten Briefe schreibt sie: „Es ist mir Bedürfniß über die Gefühle meines Innern wenn auch unvollkommen etwas zu sagen, die bei der Annäherung Ihres Geburtstages in mir aufgeregt werden. Liebe, innige Liebe für Sie, Dank gegen Gott, der uns in Ihnen eine so vortreffliche Tochter gab, und die innigste Theilnahme für Ihr Schicksal erfüllen meine Seele. O daß Gott Sie mit allen Ihren Gliedern segnen und Ihnen nie den freudigen Muth versagen wollte, durch welchen unterstützt und im Vertrauen auf Gott Sie alle die Lasten ertrügen. Sollte auch dieser mein Brief später in Ihre

1) 1. Moj. 17, 1. 2) M. Vater. 3) N F VII 6 A.

Hände kommen, so werden Sie darum doch gewiß unser Beider Andenken versichert haben, mit dem wir uns im Gebete zu Gott hinwenden und ihn um die Erhaltung Ihres theuren Lebens anflehen. Mein guter Mann, der Sie liebt und achtet, theilt dieselben Gefühle mit mir. Wie sehne ich mich danach mich mit Ihnen einmal durchsprechen zu können. Ich habe Freundinnen, die mir sehr werth sind,¹⁾ aber Klugheit und Pflicht gebieten dennoch ein gewisses Zurückhalten. Mein Ausfliegen oder mehr mein Entferntsein vom Haus ist mit so viel Schwierigkeiten verbunden, daß ich selten wage nur mit einigem Ernste daran zu denken. Und so wird mir das Unvollkommene des menschlichen Lebens immer fühlbarer, erfüllt meine Seele mit einer gewissen Trauer und steigert das Verlangen nach der Ruhe, die jenseit des Grabes unser wartet.“²⁾

Wie früher in Canig³⁾ so empfand der Vater auch jetzt wieder den schweren Druck der für die wachsenden Bedürfnisse seiner zahlreichen Familie ungenügenden Mittel und nicht minder schmerzlich die darin liegende Hemmung für seine zu voller Reife gelangte ungewöhnliche Geisteskraft und sein ihr entsprechendes lebendiges Streben. Obwohl sonst seine Stellung zu Cottbus eine in vielen Beziehungen einflußreiche und durchaus geachtete war, so trieb ihn doch das seiner Lage entsprungene Unbehagen zu Versuchen in befriedigendere Umstände zu kommen. Der erste derselben galt einer Landpfarrstelle in Lunau⁴⁾ bei Joachimsthal, auf welche ihn sein Bruder Adolf aufmerksam gemacht hatte. Er unternahm deshalb eine Reise über Berlin dahin voll froher Zuversicht, worüber ihm der Großvater am 1. Mai schrieb: „Gefühlvoll stimme ich in Deinen Dank gegen Gott und in Dein Bekenntniß ein: „Herr, ich bin zu geringe der Barmherzigkeit, die Du an mir gethan hast.“⁵⁾ Dieser unser gnädiger Gott, der uns bisher half, wird auch ferner helfen. Ihm sei Ehre und Preis jetzt und in Ewigkeit! Auf der vorhabenden Reise nach Berlin begleite Dich Seine Obhuth. Er stärke und kräftige Dich in Allem, was Du auszurichten hast.“ Besorgter war die gute Groß-

1) Oben S. 189. 2) Hebr. 4, 9—11. 3) Oben S. 259. f. 283.

4) Die Großmutter nennt den Ort Lugo. 5) 1. Moj. 32, 10.

mutter, welche sich am 15. Mai gegen ihre Schwiegertochter aussprach: „Mit tiefer Bewegung und inniger Theilnahme habe ich Ihren lieben Brief gelesen. Alles das, was Sie vertraulich mir darin sagen über die Lage der Dinge, die jetzt Ihre Seele erfüllen, habe ich gleich bei ihrem Entstehen für Sie und mich in seinem ganzen Umfange gefühlt. Die große Wichtigkeit eines solchen Schrittes bewog mich darum an meinen Sohn zu schreiben, nicht als ob ich ihm Mangel an gehöriger Ueberlegung zutraute oder ihn als Mutter wie ein Kind betrachten wollte. Vielleicht hat es ihm so geschienen, und er in den Bedenklichkeiten der Mutter die gewöhnlichen weiblichen Schwächen wahrzunehmen geglaubt. Allein ein Vater, der neun Kinder ¹⁾ zu versorgen hat, meine ich, kann bei so einem Wechsel nicht bedenklich genug sein. Zudem weiß ich doch auch aus Erfahrung, daß bei seinem gereiften Verstande und hellen Ueberlicht der Dinge er doch seine Neigung für Etwas vielmals zu schnell entscheiden ließ, was ihm hintennach leid that. Wie leicht könnte ihn auch jetzt seine Sehnsucht auf dem Lande zu leben über manche scheinbare Nebendinge hinwegsehen lassen, die in der Folge ihn und Sie zu Boden drücken könnten. Was wir alte Eltern durch diese Entfernung verlieren würden, habe ich vorsätzlich nicht berührt. Es wäre unrecht dies an jene Bedenklichkeiten anzureihen. Wir gehen mit schnellen Schritten dem Ziel entgegen, wo wir uns gegenseitig für dieses irdische Leben nichts mehr sein können. Können Sie nur zufrieden und ohne Nahrungsjorgen leben, so ist der Zweck erreicht, und ich werde mich freuen, wenn auch schon mein Herz im Innern blutet. — Was Sie auf dem Lande an geringerem Aufwande gewinnen, geht wieder durch den fehlenden Unterricht der Kinder verloren. O es ist wirklich sehr viel dabei zu bedenken, und ich kann es Ihnen nicht verargen, wenn Sie Sich alleweil in einem sehr schweren Kampfe befinden. Entbrechen Sie Sich nicht, meine gute Tochter, die Gefühle, die Sie jetzt bestürmen, mich wissen zu lassen. Ich kann nicht helfen, ich kann nicht raten, aber ich kann theilnehmen. Und herzliche Theilnahme thut einem belasteten Gemütthe doch auch wohl. Wie es sich auch

1) mit Einschluß Alexanders.

entscheide, so bin ich gewiß, Gott wird Sie stärken Ihr Schicksal zu ertragen; und da meine Ohnmacht mich so gar nichts für Sie thun läßt, so will ich wenigstens diese stärkende Kraft von Gott erbitten helfen.“ Sie hatte ihren Brief diesmal ohne Noth mit den Worten geschlossen: „Sollten Sie Cottbus verlassen, dann muß ich dies Jahr noch zu Ihnen, um mit Ihnen und meinem guten August mich noch einmal auszusprechen.“ Die Sache zer- schlug sich, was der Vater schwer empfand, weshalb die Großmutter am 31. Juli schrieb: „Grüßen Sie meinen August recht herzlich und versichern ihm meine Liebe. Den Druck, der seine Seele und Körper belastet, empfinde ich tief.“ Auch eine neue Aussicht in diesem Jahr entschwand bald wieder. Die Großmutter sagte darüber am 12. October: „Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für Ihren freundlichen Brief, den ich mit Theilnahme und Rührung gelesen. Sie sind so gütig gegen mich mir tröstende Worte zu sagen, anstatt daß mich Alter und Mutterpflicht dazu verbinden Ihnen Muth einzusprechen und Sie zu ausdauernder Geduld zu ermahnen. Auch hoffe ich zu Gott, er werde Sie stärken, daß, wenn auch manche Mängel sich finden, Sie dennoch Sich aufrecht erhalten werden. Ich hoffe es auch von meinem August, daß er wieder emporsteigen wird, und die finsternen Vorstellungen, denen er jetzt so vielen Spielraum giebt, einer mehr aufgeheiterten Stimmung wieder Platz machen werden. Daß er wieder einen Gedanken gefaßt hat sich beim Luisenstift in Berlin anstellen zu lassen, war mir unerwartet. Dann wäre Ihr und sein Labyrinth vollendet gewesen. Gott wird ja seines Herzens Wunsch erfüllen, wenn es ihm gut ist; und ich will mich innig freuen, wenn es ihm gelingt, sei es nah oder fern.“

In ihrer unverdrossenen Fürsorge und Bereitwilligkeit den Kindern zu helfen hatte sie schon am 14. April der Mutter geschrieben: „Es geht mir sehr zu Herzen, daß das Kranksein unter Ihren Kindern gar kein Ende nehmen will, und Ihr häuslicher Geschäftsgang dadurch so sehr erschwert wird. Besonders nehme ich vielen Theil an dem Kummer, den Ihnen des Otto sein Auge macht. Wir sind bereit ihn wieder her zu nehmen, und mein Mann wird thun, was möglich ist, obshon er eigentlich

kein Augenarzt ist und dies Studium nur als Nebensache betreibt, darum er Ihnen keine Gewähr leisten kann, ob durch ihn dem leidenden Otto ganz könne geholfen werden. Ein vorsichtiges Verhalten von Seiten Ottos muß denn damit verbunden werden, worüber ich treulich wachen würde; und wenn es wieder gelänge, würde es uns gewiß auch Freude machen Werkzeuge zu sein um eine drückende Last von Ihnen zu wälzen.“ Darauf am 10. Mai: „Den Otto senden Sie ohne weiteres Bedenken. Man macht wenigstens einen Versuch.“ Die Eltern nahmen dieses gütige Erbieten abermals an,¹⁾ und die Großmutter theilte am 24. Mai über ihn mit: „Otto hat Ihnen selbst geschrieben. Nun läßt sich über ihn noch nichts sagen, bis er wird einige Wochen hier gewesen sein.“ Am 10. Juni: „Ihrer Sophie bitte ich zu der Genesung ihrer Augen in meinem Namen Glück zu wünschen; nun soll sie aber auch Alles vermeiden, was die Augen erhitzt, besonders nicht weinen. Da muß ich wirklich den Otto loben; wenn auch denn einmal ein kleiner Anstoß kommen wollte, so hat er es gleich unterdrückt. Nun verlangt er aber doch sehr nachhause, was ich ihm auch nicht verdenke. Ich wünsche es selbst, denn da er hier meist unbeschäftigt ist, so bringt das Nachtheil; und da er so weit ist, daß er bei fortgesetztem Gebrauche der Mittel gerade nicht mehr einer sehr sorgfältigen Aufsicht bedarf, so werden wir ihn Ihnen schicken, sobald sich eine passende Gelegenheit findet.“ Doch kehrte er erst nach der Mitte des Juli zu seinen Eltern zurück.

Die Heimsuchungen dieses Jahres durch Krankheiten dauerten bis in den Spätherbst fort, und noch am 7. November bemerkte die Großmutter: „Die Zeit ist kurz, daß ich Ihnen nur mit wenig Worten unsere herzliche Theilnahme an Ihren neuen Leiden sagen kann. Gott wolle Ihnen Kraft geben auch diese wieder zu überstehen, und schenke Ihnen samt unserm guten Sohn und Enkeln bald völlige Genesung.“ Hierbei zeigte sich der Segen davon, daß die Mutter neben ihren andern Haushaltungskünften²⁾ auch verstand ihre Dienerinnen zu erziehen und in ihnen Liebe für die Familie zu wecken ohne doch jemals von ihnen abhängig

1) Oben S. 360. f. 2) Oben S. 251. ff. 268. f.

zu werden. Die Großmutter äußert sich wiederholt darüber; so nachdem sämtliche Kinder die Masern überstanden hatten am 19. Januar: „Ich freue mich doch, daß Luischen und die andern Mädchen so treulich beigefanden haben.“ Am 26. November: „Daß Ihnen Ihre Mädchen wieder so redlich geholfen haben, freut mich sehr, und ich bitte ihnen in meinem Namen dafür zu danken, bis ich es persönlich einmal kann. Dafür sollen sie auch recht gute Männer haben.“ Am 13. März 1817: „Daß Ihre beiden Mädchen sich fortbauern gut benehmen, dient mir zu einer großen Beruhigung. Sie werden in der Schachtel zwei Thaler finden; wollen Sie wohl so gütig sein und ihnen etwas dafür kaufen. Hat man gute Dienstboten, so achte ich es billig, daß man sie manchmal durch ein Geschenk ermuntert; freilich muß man sich auch darin Maß und Ziel setzen und sie nicht verwöhnen. Nun bitte ich Sie aber auch, daß Sie nicht zum Waschkasse treten und helfen nicht beim Seisefochen am Kessel stehen bleiben und allein rühren nicht die Kaffeemühle selbst drehen, wie ich es denn wohl gesehen habe. Alles dieses kann die Mine oder die Christel¹⁾ thun, und wenn dergleichen Hausarbeiten sind, da können Sophie und Antonie abwechselnd kochen. Sehen Sie, meine Herzenstochter, Sie sind zu rasch wollen immer viel auf einmal beseitigen; das geht nun aber nicht mehr. — Ihr lieber Brief beweist mir, daß Sie unter manchen Bedrängnissen noch muthwillig bleiben.“ In der That, nicht allein ihr Gemüth bewahrte sich in dem harten Lebenskampf eine heitere Laune, auch ihr Geist blieb frisch und ungefährdet von dem, was manche Frauen unserer Zeit als ihrer Bildung unangemessene Magdarbeiten mit Verachtung abweisen. Dafür haben wir aus dieser Zeit folgendes Zeugniß der Großmutter: „Welchen tiefen Eindruck hat doch Ihr vortrefflicher Brief auch der meines August auf mich gemacht. Ich hätte gleich mögen zu Ihnen hinfliegen Sie und ihn an mein von Freude und Behnmuth erfülltes Herz drücken mich an dem Ihrigen ausweinen und sagen, Ihr seid doch vortreffliche Kinder! O meine Tochter, welcher Geist wehte dann in Ihrer Seele, als Sie diesen Brief schrieben! Nur ein so ver-

1) Oben S. 195. Anm. 3.

edeltes Gemüth wie das Ihrige, ein so hoher Muth immer schmerzliche Gefühle zu bekämpfen konnte mit einem so viel umfassenden Geiste mit der Liebe und Zartheit diese Worte niederschreiben.“ In dem bereits angeführten Briefe vom 27. November fährt sie fort: „Wie sehr freue ich mich der guten Nachrichten und mein Mann mit mir. So was Tröstliches ist mir lange nicht von Ihnen gekommen. Gott sei innig gelobt dafür. Er stärke meinen Sohn ferner, daß er mit Gesundheit und frohem Muth allen seinen Arbeiten vorstehen und sie mit Zufriedenheit vollenden möge. Er stärke aber auch Sie, meine gute liebe Tochter, daß Ihr sonst so gesund gebauter Körper nicht unter der häuslichen Last erliege. Sophie und Antonie können doch viel übernehmen und werden es gern thun, wenn Sie es ihnen zulassen. Was wäre das für ein Genuß für mich, wenn ich Sie einmal in meinem Hause sehen könnte! Daß Sie darüber seufzen, daß sich dies so schwer ausführen läßt, verdanke ich Ihnen nicht. Ich seufze mit Ihnen, ja ich gräme mich oft darüber, daß Sie aus Ihrem Käfig wenig heraus kommen können.“

Nach diesem schweren Jahre kam das Christfest mit ungetrübter Freude. Seine Schilderung gab der Großmutter Anlaß zu dem Briefe vom 6. Januar 1817: „So sehr ich Sie wegen der unendlichen Mühe bedauere, die Ihnen die Weihnachtsgescheerung gemacht hat, so sehr hat es mich gleichwohl gefreut, daß sie zustandegebracht worden ist. Es ist ein schöner Zug von Ihren Kindern, daß sie sich die Entbehrung dieser Freude wollten gefallen lassen; aber es würde mir selbst nicht lieb gewesen sein, wäre sie ihnen nicht geworden. Ich bin immer der Meinung gewesen, man gebe ihnen ein Kleidungsstück, was sie bedürfen, lieber zu Weihnachten als zu irgend einer andern Zeit, weil es dann die größte Freude macht, die dann wieder auf ihre Eltern übergeht. Daß unter diesem Jubel Ihnen die Abwesenheit Ihres lieben August die Freude etwas trübt, kann ich mit Ihnen lebhaft fühlen. O wie ist mein Herz an diesem Abend oft ganz von Schmerz zerrissen gewesen. — Und so ist es bis auf den heutigen Tag, darum ich gern einmal zu dieser Zeit bei Ihnen gewesen wäre. Ich fühle, daß es nicht so sein sollte, und daß

die eigentliche Weihnachtstfreude, die uns durch die Geburt Jesu geworden ist,¹⁾ unsere Seele erfüllen und beseligen sollte, daß jede schmerzliche Erinnerung der Vergangenheit weichen müßte. Aber so ist der Mensch: bei besserem Wissen und Erkennen fehlt er unaufhörlich. Ueber die guten Aussichten, die Ihnen Ihr August verspricht,²⁾ freue ich mich unendlich. Wirklich muß es für Sie und meinen Sohn sehr aufrichtend sein, daß dieser Sohn so viel guten Willen zeigt seinen Eltern durch tugendhaften Wandel ihre Liebe und Mühe zu vergelten. Gewiß hoffe ich mit Ihnen, sollte auch einmal ein kleiner Stillstand seines Tugendeifers eintreten, er wird gewiß nie ganz sinken. Nun gebe Ihnen Gott die Freude, daß auch Otto gut einschlagen möge, wenn er nun Ihrer persönlichen Aufsicht entzogen wird, und wo ich schon wünschte, daß ihm alsdann nicht eben ein strenger aber genauer Aufseher zur Seite stünde. Dann kann und wird es gut gehen; ohne dem kann er leicht auf Abwege gerathen. Daß er fort und fort beschäftigt werde, ist eine Hauptsache. Diesen folgen Ihre Töchter Sophie und Antonie. Es hat mich gefreut bei meinem letzten Besuch in Sophien eine Veränderung wahrgenommen zu haben, die zu ihrem Vortheile spricht und hoffen läßt, sie werde ihrer guten Mutter die Stütze werden, wozu sie als erstgeborene Tochter verpflichtet ist. Und daß Antonie ihr nicht nachstehen wird, hat sie früher schon bewiesen. So hoffe ich mein Haupt mit der Aussicht niederlegen zu können, daß Gott Sie in Ihren Kindern segnen und es Ihnen auch nicht an irdischen Gütern fehlen lassen wird, die zu deren Erhaltung erfordert werden. Dies ist mein eifriger Wunsch und Gebet zu Gott, welches ich für Sie und die Ihrigen beim Anfange dieses Jahres zu ihm geschickt habe, und bin der frohen Zuversicht, daß es nicht unerhört bleiben wird. Um die fernere Bewahrung Ihrer Liebe darf ich nicht bitten. Sie haben mir so viele Beweise davon gegeben, daß ich nicht anders als mit inniger Freude Sie an mein Herz drücken und Sie meine liebe Tochter nennen kann.“

Schon vor ein paar Jahren hatte sich die Großmutter erboten Sophien für einige Monate zu sich zu nehmen, und diesen

1) Luc. 2, 10. 11. 2) er war Michaelis nach Tertia gekommen.

Vorschlag im März 1816 erneuert jedoch mit einem Hinweis auf ihre beschränkte Wohnstätt,¹⁾ welche die Aufnahme der Enkelin nur im Sommer gestatte. Ob dadurch angeregt, ob auf andere Veranlassung, schien es dem Vater für seine älteste Tochter erspriesslich sie einige Zeit außer dem Elternhause leben zu lassen, und er nahm deshalb im Frühling 1817 für das nun funfzehnjährige Mädchen, eine liebliche im Aufbrechen begriffene Rosenknospe, die Einladung der Tante Wilhelmine²⁾ nach Seifartshain an. Diese hatte einen bedeutenden Ruf als Erzieherin, für welchen auch ihre liebenswürdigen Töchter Emilie und Auguste Zeugniß ablegten. Die Großmutter schrieb darüber am 12. April: „Nun wird Ihre Sophie wohl in Seifartshain sein und sich dort vermuthlich recht wohl gefallen. Sie schrieben von einigen Wochen oder Monaten. Letzteres ist wohl nöthig, denn der Aufenthalt von einigen Wochen kann keinen bleibenden Nutzen für sie haben. Sind Sie nachher geneigt sie uns auf einige Zeit herzugeben, so sind mein Mann und ich sehr bereit sie herzunehmen, und ich werde gewiß nichts versäumen, wozu mich die Pflichten als Großmutter und Pathe verbinden; auch habe ich sie lieb. Nur muß dies zu einer Jahreszeit geschehen, wo wir nicht an die Wohnstube gebunden sind und kleine Abstecher machen können.“ Hiezu kam es jedoch nicht, da Sophie ein volles Jahr in Seifartshain blieb. Dort erhielt sie von der Großmutter folgenden für jedes junge Mädchen beherzigenwerthen Brief vom 18. Juli: „Wir denken Deiner sehr oft und wünschen Dir Glück, daß Deine guten Eltern Dich so treuen Händen überliefert haben, wo Dir durch die Leitung Deiner würdigen Tante ein Gewinn auf Deine ganze Lebenszeit erwachsen kann, wenn Du den guten Lehren, die sie Dir gewiß ertheilen wird, ein williges und aufmerksames Ohr widmen willst. Gott hat Dir einen gesunden Verstand gegeben, Fähigkeit leicht etwas aufzufassen, auch Talent um in Kunstarbeiten viel leisten zu können. Dies sind Geschenke unseres göttigen himmlischen Vaters, die Du mit Dankbarkeit betrachten und nie dabei vergessen darfst, daß, wem er ein Pfund anvertraut, von dem fordere er auch, daß er damit wuchere.“³⁾ Unser Geschlecht

1) Oben S. 148. 2) S. 219. 364. 3) Luc. 19, 13—26.

ist einmal für das häusliche Leben bestimmt, und es ist durchaus nöthig, daß wir uns früh gewöhnen uns jeder darin vorkommenden Arbeit zu unterziehen, sie sei auch noch so lästig oder niedrig. Kommen wir einst in solche Glücksumstände, daß wir uns dessen überheben können, so bleibt uns doch der Gewinn, daß wir dann unsere Untergebenen mit Einsicht anführen können, ihre uns zu leistenden Dienste zu würdigen wissen und durch eigne Erfahrung die Beurtheilung erworben haben, wie und mit welchem Zeitaufwande sie ihre Geschäfte verrichten können. An Ausdauer hat es Dir zur Zeit noch gefehlt, und damit muß es anders werden, wenn Du wirklich Deinen guten Eltern den Aufwand geistiger und leiblicher Kräfte als Tochter vergelten willst. Du bist nun nachgerade als Jungfrau zu betrachten, bei der die Flatterhaftigkeit einer mehr ernstern Ueberlegung plagmachen muß; und geschieht dies, so wirst Du begreifen, daß wir höheren Pflichten untergeordnet sind, als die uns unsere Launen einflößen. Das Beispiel Deiner würdigen Mutter, die bei vieler geistigen Bildung keine Arbeit keine Anstrengung scheut, diene Dir als Wegweiser, wie man seine Kräfte brauchen muß. Ich hatte eine sehr gütige Mutter, aber ob sie schon zwei Mädchen im Dienste hatte, so mußten wir Kinder uns doch selbst bedienen und manche Arbeit übernehmen nicht sowohl aus Nothwendigkeit, als ob diese beiden Mädchen die häuslichen Arbeiten nicht hätten bestreiten können, sondern mehr um uns frühzeitig daran zu gewöhnen, wenn unsere künftigen Verhältnisse vielleicht erfordern sollten, uns manche Bequemlichkeit zu versagen. Und wie oft habe ich ihr dies gedankt und danke es ihr noch. Wie unglücklich würde ich mich oft gefühlt haben, wäre ich nicht daran gewöhnt gewesen mich ganz dem häuslichen Leben zu widmen und jedem Vergnügen zu entsagen, sobald es mit diesen Pflichten im Widerspruche stand.“ Der Mutter schrieb sie am 1. September: „Daß Ihre Sophie noch in Seifartshain bleibt, halte ich für sehr gut, ja es macht mir eine rechte Freude, daß Wilhelmine sich dazu erboten hat. — Es war wirklich die höchste Zeit, daß sie aus diesen Verhältnissen auf einige Zeit herausgerissen wurde, und mir konnte nichts willkommener sein als der Gedanke sie nach Seifartshain

zu geben. Wilhelmine unterstützt von ihren guten Töchtern konnte sich ihr mehr widmen, was Sie bei dem besten Willen nicht konnten; und ich bin gewiß, je länger Sophie dort bleibt, je mehr wird sie gewinnen, und je näher wird sie ihrer eigentlichen Bestimmung zugeführt werden. Ja sie wird denn gewiß ihre Mutter mehr achten lernen und, wie ich zuversichtlich hoffe, ihre Mutter nicht mehr Alles machen lassen sondern sie ungeheißer unterstützen. Außer ihren Eltern, glaube ich, ist Wilhelmine die Einzige, die sie zu leiten und zu zügeln versteht. Sie ist nicht nur ein kluges, sie ist auch ein edles Weib, die von sehr guten und sehr richtigen Grundsätzen ausgeht. Sie wissen, was ich an Sophien geschrieben habe in möglichster Liebe aber doch ernsthaft; und wenn sie noch zu mir kommen sollte, so würde ich sie dabei festhalten. — Ich halte mehr als je an dem Grundsatz fest, daß so viel als möglich den Kindern bemerkbar gemacht werde, daß sie von ihren Eltern geliebt werden und selbst scheinbare Strenge aus dieser Liebe hervorgeht. Aber ich bin ebenso sehr dafür, daß den Kindern nie gestattet werde glauben zu können, es sei Gefälligkeit, wenn sie dieses oder jenes geheißene Geschäft übernehmen. Hiemit sage ich nicht, daß dies bei Ihnen der Fall wäre; es fiel mir nur so eben ein, weil ich dies in manchen Familien mitangesehen habe, wo Mütter mit ihren Kindern in dem Tone sprachen.“

Der Vater hatte Töplitz seit seiner ersten Reise dahin¹⁾ wiederholt besucht. In der letzten Zeit war aber der Gesundheitszustand der Mutter so bedenklich geworden, daß er auf ärztlichen Rath beschloß mit ihr in diesem Sommer nach dem Bade Radeberg bei Dresden zu gehen. Dort war auch die Großmutter vor neun Jahren gewesen, weshalb sie der Mutter ausführliche Mittheilungen darüber machte, jedoch mit dem Zusatz, es würde sich seitdem wohl Manches verändert haben. Die Absicht des Vaters ließ sich nicht leicht in das Werk richten und erforderte vielerlei Vorbereitungen besonders zu Versorgung der zahlreichen Kinderschaar für die Abwesenheit der Mutter. Da trat nun wieder die gute Großmutter rathend und helfend ein. Sie äußerte

1) Oben S. 298.

am 8. Mai nach herzlichen Worten in Bezug auf den Geburtstag der Mutter: „Ihrem lieben Manne habe ich geschrieben, daß, wenn er wirklich in das Bad gehen will, wir Ihre beiden vorletzten Töchter gern so lange in Verwahrung nehmen werden. Und daß die Spremberger Tochter so lange Alexander und Bernhard aufnimmt, geht auch. Sie ist gar sehr verpflichtet dazu hier unterzutreten. Daß ich zugleich Bedenklichkeiten über dieses Unternehmen geäußert hatte, that mir hintennach leid. Wenn man körperlich leidet, so sucht man auf diese oder jene Art Hülfe und läßt sich nicht gern den Stab nehmen, an den man sich halten wollte. Es war aus treuem Herzen geschrieben, dessen er ja wohl überzeugt sein wird. Sollte er dieses Vorhaben noch ausführen, alsdann geht meine dringende Bitte an Sie, daß Sie mitreisen. Der Kostenaufwand wird dadurch wenig erhöht. So billig es ist darauf Rücksicht zu nehmen, so billig ist es auch, daß Sie einmal an Sich selbst denken.“ Die Erbietungen und Vorschläge der Großmutter wurden angenommen, und nur Otto Tony und Auguste blieben in Cottbus unter der Obhuth treuer Dienerinnen¹⁾ während der Baderreise zurück. Auf dieser Reise kamen die Eltern und zwar die Mutter zum erstenmal auch nach Dresden, wo sie vier Tage weilten. Die Mutter sah dort die Geliebte ihres Vaters die Wittve Caroline Schlegel geborne Lucius²⁾ ihre Jugendfreundin Fritschen Demiani später verheirathet mit dem Apotheker Ficinus und den jüngsten Oheim des Vaters August Wendt³⁾ mit seiner Familie. Dem Vater schrieb die Großmutter darüber am 25. Juli: „Daß Dein Aufenthalt in Dresden und die Aufnahme meines Bruders so ganz zu Deiner Zufriedenheit ausgefallen ist, hat mir unendliche Freude gemacht. Hätte ich doch dabei sein können!“ Anziehend sind ihre Mittheilungen über die Enkelinnen während des Aufenthaltes in Sommerfeld. An Sophie in Seifartshain den 18. Juli: „Nanny und Agnes grüßen Dich. Sie sind gesund und vergnügt. Ich habe ihnen manches Vergnügen gemacht, da es mehrere Mädchen ihres Alters hier giebt, bin fast täglich mit ihnen spazieren gegangen habe ihnen Spielstunden erlaubt aber auch ernstlich darauf gehalten

1) Oben S. 376. f. 2) S. 227. f. 232. f. 3) S. 137. f.

das zu thun, was ich ihnen aufgegeben hatte. Es sind im Ganzen sehr gute Kinder, und Agnes, für der ihr eigenwilliges Köpfchen ich einige Furcht hatte, hat mir fast immer auf das Wort gefolgt und uns viel Spaß gemacht.“ An die Mutter den 27. Juli: „Ihre Kinder haben sich sehr wohl befunden, wenn ich einen bösen Finger der Agnes abrechne. Bangigkeit haben sie nicht verrathen; bis so in die vierte Woche schien sich Nanny doch zu freuen, daß die Zeit näher rückte, wo sie wieder nach Cottbus würden. Jetzt aber, seit sie wissen, daß ihre lieben Eltern zuhause sind, ist das Verlangen nach der Heimath bei Beiden sehr groß, was ich ihnen auch gar nicht übel nehme. Sie haben mir Beide viel Anhänglichkeit bewiesen, ich kann auch sagen, Gehorsam geleistet. An Abwechslungen hat es ihnen nicht gefehlt, ob ich ihnen schon nicht alle die Freiheiten verstattet habe, wie sie sie oft wünschten. Zum Beispiel wollten sie anfänglich jedesmal mitgehen, wenn ich die Luise ausschickte, was ich aber nicht zuließ, theils weil ich es der Kinder halber nicht für gut hielt, theils weil es der Luise zum Vorwande gedient haben würde die Zeit zu verschwänzen. Es sind gute Kinder, die ich recht lieb gewonnen habe; doch wollen sie beobachtet und in Aufsicht gehalten sein. Mit Agnes bin ich nun gar gut fertig geworden, doch habe ich sie einmal auf die Hände geklopft, und ich hoffe, Sie werden mich nicht darum tadeln, wenn ich Ihnen einmal die Veranlassung dazu auseinandersetzen kann.“ Welchen tiefen Eindruck dieses Kind auf sie gemacht hatte, zeigt die wiederkehrende Erinnerung an seinen Aufenthalt in Sommerfeld; so am 9. August 1818: „Voriges Jahr feierte die Agnes mehrmals spielend meinen Geburtstag, hat mir auch einmal zu Weihnachten beschert.“ Dieser selbst schrieb sie am 26. Juli 1823 also nach sechs Jahren: „Noch oft denke ich der Tage, wo Du und Nanny bei mir waret, wie Du einen Sonntag, als ich mit Dir allein und die Andern in der Kirche waren, mit den wenigen Näscherlein, die ich Dir gab, meinen Geburtstag feiern wolltest, ich sollte es aber nicht wissen; und wie Du ein andersmal oben in der Schlafstube zu Weihnachten beschert hattest, wo ich aber etwas schalt, daß Du Dich verriegelt und dann nicht aufmachen konntest, aber doch auch

loben mußte, weil Du die Sächelchen so hübsch geordnet hattest.“ An die Mutter den 1. September 1817 in Bezug auf einige bei ihren Kindern bemerkte Mängel: „Glauben Sie, meine gute Tochter, die ich wie meine Seele liebe, daß nur Liebe zu Ihnen, Liebe zu Ihren guten Kindern meine Feder heute führt. Fern ist mir der Gedanke, als vernachlässigten Sie etwas; im Gegentheile bewundere ich oft, wie Sie alles das leisten können und mit einer solchen unermüdeten Treue Ihre Pflichten gegen Mann und Kinder erfüllen. Aber bei der großen Zahl Ihrer Kinder, bei der Menge von Arbeiten, die Ihnen obliegen, bei den Versäumnissen die öftere Krankheiten herbeiführen, ist mit dem, was Ihnen die Vorsehung bestimmt hat, platterdings nicht möglich auszureichen und jedem Kinde einzeln die Aufmerksamkeit zu widmen, die es wohl haben sollte. Darum werden Ihre Kinder doch gut werden und bleiben, weil der ächt religiöse Sinn von Vater und Mutter ihnen vor Augen leuchtet mit Liebe gegen sie verbunden.“ Dem Vater hatte sie schon am 25. Juli geschrieben: „Sei uns vielmals willkommen, geliebter August. Die Freude Deiner Kinder über die Ankunft ihrer geliebten Eltern war sehr groß, und sie wären lieber gleich nach Cottbus geflogen. Sie selbst zu überliefern würde mir viel Freude gemacht haben; allein ich wollte so gern, daß der Vater Euch einmal besuchte; dies würde er aber jetzt auf keinen Fall thun, theils weil er jetzt viel reisen müssen, theils weil er in dieser Jahreszeit, wo man immer Gewitter zu fürchten hat, ohne dringende Noth keine solche Reise macht.“ Ueber den Aufenthalt der Knaben in Spremberg fehlt jede Nachricht durch Erwachsene. Bernhard damals neun Jahr alt hat nur eine dunkle Erinnerung davon. Die Tante und ihre Tochter Emilie waren freundlich zu ihm; Better Carl mußte die Schule besuchen; während dessen ging er mit Alexander an das Ufer der Spree, wo sie zusammen spielten.

Im Herbst kam August wieder einmal und zwar als Secundaner nachhause. Er hatte die Genehmigung des Vaters und des Directors gesucht und erhalten schon acht Tage vor Beginn der Michaelisferien die Heimreise anzutreten, und verweilte auf

derselben einen Tag bei seinen Verwandten in Seifartshain um den Eltern Kunde von seiner Schwester Sophie zu bringen. Zu seiner Betrübniß fand er die Mutter an Brustbeschwerden leidend den Vater zum Erschrecken abgemagert doch unermüdet in seiner Arbeit, deren Frucht im folgenden Jahre veröffentlicht wurde. Aus Anlaß eines Besuches in Sommerfeld schrieb die Großmutter am 21. October der Mutter: „Mit Verlangen sehen wir einer Nachricht entgegen, ob unser geliebter Sohn und Enkel wohlbehalten nachhause gekommen sind, und wie ihnen die Reise bekommen ist. Schade nur, daß ihr Besuch so kurz eingerichtet war, und daß Sie nicht dabei waren. — Nun wird Ihr guter August wieder in Halle sein. Daß doch Gottes schützender Engel ihm immer zur Seite stehen, und der feurige Wille immer vor seinen Augen zu wandeln nie in ihm erkalten möchte.“

Von dem bald darauf folgenden dritten Jubelfeste der Reformation von der damit zusammenhängenden ersten Kreisynode und von der damals ernster als je zuvor in Angriff genommenen evangelischen Union erhielt der Vater tiefe und starke Anregungen, die nicht ohne nachhaltige Einwirkung auf seine kirchliche und schriftstellerische Thätigkeit geblieben sind. Bei den Kreisynoden dieses und des folgenden Jahres hatte er die Predigt zu halten. In Bezug auf die versuchte Einigung zwischen Lutheranern und Reformirten schrieb er um diese Zeit: „Daß aber ein neuer Tag im Reiche Christi beginne, das verkündet gleich einem Purpursäume des Morgens die evangelische Union.“¹⁾ In welcher Weise dieses Jubelfest bei seinem Eintritte von frommen Gemeindegliedern aufgenommen und betrachtet wurde, zeigt ein Brief der Großmutter vom St. Martinstag: „Obschon von Freude erfüllt, daß Gott uns durch diesen Luther aus der Finsterniß gerissen, und auch ich mit den Meinigen unter die Zahl derer gehören, die durch diese Reinigung von Irthümern so beglückt worden sind, so bemeistert sich doch meiner Seele eine gewisse Trauer, daß ich fern von Ihnen diese Gefühle nicht mit Ihnen theilen nicht mit Ihnen und meinem guten August gerade in diesen Tagen darüber sprechen konnte. Mein Vater und Mutter haben

1) Supernaturalismus und Rationalismus. S. 312.

die zweite und drei ihrer Kinder ¹⁾ die dritte Jubelfeier der Reformation erlebt, aber keins meiner Enkel und nur die Ihrigen möchten die nächstkommende erleben. Ich kann mich nicht entsinnen, daß je meine Eltern dessen erwähnt hätten. Es läßt sich denken, daß dieses Fest nach damaliger Sitte hoch gefeiert worden; aber unendlich wichtiger ist es doch jetzt für uns durch die Annäherung der Religionsverwandten geworden, und daß selbst Katholiken wenigstens in Deutschland freundlicher und zutraulicher als in jenen Zeiten zu uns treten. So viel Sittenverderbniß auch jetzt unter den Menschen herrscht, so sehr, dünkt mich, erhebt sich doch ein gewisser religiöser Sinn, woran das Beispiel frommer Regenten, deren jetzt doch mehrere den Scepter führen, gewiß keinen geringen Theil hat.“

In diesem Jahre nahm Oheim Fritz zum letztenmale theil an der Weihnachtsfreude in dem Hause seines Bruders und seiner Schwägerin. Zwar wohnte er seit der Heimkehr aus dem Feldzuge nicht mehr bei ihnen, doch war er dauernd ein von allen Familiengliedern gern und oft gesehener Gast. Die Großmutter schreibt am 25. November in Bezug darauf der Mutter: „Ihnen und meinem guten Sohn August danke ich auf das herzlichste für alle geschwisterliche Liebe und Treue, die Sie Fritz erwiesen haben, wofür Sie Gott tausendfältig in Ihren Kindern segnen wolle.“ Er ging mit dem neuen Jahr als Justizamtmann nach dem fünf Meilen von Cottbus entfernten Finsterwalde. Von Weihnachten und dem Scheiden schrieb die Großmutter am 18. Januar 1818: „Ja wohl haben Sie recht, daß das Andenken an Sie und an Alle, die in Ihrem Kreis uns angehören, in den Tagen der Weihnachtsfreude sehr lebendig gewesen, wie auch meine Briefe, die den Ihrigen begegnet sind, davon gezeugt haben. Auch durfte ich nicht zweifeln, daß dies eben so bei Ihnen gegen uns aufleben würde, und mit gerührtem Herzen habe ich gelesen, wie Sie Alle uns so gern dabei gesehen hätten. Wohl hätte ich diese Freude mit Ihnen und Ihren guten Kindern theilen mögen, aber nicht den Schmerz bei der Trennung von Fritz. Mir war hier schon so weh um das Herz, als er ging, da ich doch daran

1) » F VII 4. 5. und 8.

gewöhnt war ihn nur selten zu sehen. Ich konnte mir es denken, daß es ihn schmerzen würde sich von seinen lieben Geschwistern loszureißen; aber doch hatte ich nicht geglaubt, daß er so tief erschüttert werden würde. Sein lautes Weinen bei der Trennung hat mich um so mehr ergriffen, da es zwei Scenen meinem Gedächtnisse zurückruft,¹⁾ die mir sehr schmerzlich waren. Gott wolle es ihm dort wohlgehen und ihn einen Freund finden lassen, ihm sein Vertrauen zu schenken. Gewiß wohnt eine sehr treue rechtliche Seele in ihm. Und welcher Mensch hat nicht eine Außenseite, die dem Andern mißfällt?“

Noch vor Jahreschluß erschien des Vaters „Weltkunde, ein Mittel höherer Geistesbildung für die weibliche Jugend oder: Handbuch einer anschaulichen in sich selbst zusammenhängenden und vollständigen Belehrung über Sternkunde Naturkunde Länder- und Völkerkunde Geschichte und Religion für Alle, welchen Gelehrsamkeit unnöthig oder entbehrlich ist. In ihm leben weben und sind wir. Erster Theil.“²⁾ Die Widmung des Werkes hatte die mit Recht hochverehrte Frau Mariane Prinzessin Wilhelm von Preußen angenommen. Schon zu der Zeit seiner Mädchenschule war ihm das Bedürfnis eines solchen Buches deutlich geworden,³⁾ und unmittelbar nach dem Schlusse derselben⁴⁾ am 11. April 1814 hatte er den Gedanken dazu auf einem gedruckten Quartblatt ausgesprochen. Seitdem sammelte er emsig an dem Stoff und suchte sich die erforderlichen Hülfsmittel zu verschaffen. Er selber sagt davon: „Es ist schwer, wenn häusliche Sorge und Geschäftszerstreuung den Geist drückt, zurückgestoßen von denen, die helfen könnten, entfernt von denen, die helfen wollen, in einer von literarischen Hülfsmitteln und belehrendem Umgang abgeschnittenen Lage bei nicht mehr überflüssiger Körperkraft den Muth zu einer Arbeit zu behaupten, welche halb geleistet ihren ganzen Werth verliert und diesen ganzen Werth nur durch ein recht freudiges Emporstreben zu ihrem Denkbild erreichen kann.“⁵⁾ Am 24. Juli 1816 ver-

1) Die erste derselben lesen wir wohl oben S. 129. die andere S. 185.

2) nach dem Gebrauche der Buchhändler mit der Jahreszahl 1818. 3) Oben S. 295. f. Weltkunde I. S. 32. 4) Oben S. 341. 5) Weltkunde I. S. 55.

öffentliche er den Plan der Schrift und sprach sich über die Aufgabe derselben in diesen Worten aus: „Alles soll wie Glieder in einer Kette zusammenhängen und sich gegenseitig erläutern um so die Wahrheit licht und fest für jedes Lebensverhältniß genügend der betrachtenden Seele einzuprägen. Der erste Theil ist ein Bildersal, wo nur Einzelnes Abtheilung auf Abtheilung folgt; der zweite Theil giebt mit dem Meister den Sinn des Ganzen seiner Ordnung seines Gebrauchs zu erkennen. Zusammengenommen aber soll es ein Kunstwerk sein, welches (mit starker Rücksicht auf die weibliche Seelenlage) im Großen giebt, was die Natur in jedem menschlichen Geist ohne besondere Rücksicht in jedem Augenblicke thut: es soll das Sichtbare und überhaupt das Sinnlichvernehmbare vorführen um die unsichtbare ordnende und schaffende Idee daran zu bilden.“ Hätten ihm damals schon der Kosmos von Humboldt und die dadurch hervorgerufenen Schriften zu Gebote gestanden, so würde sich seine Arbeit sehr vereinfacht haben, die abgesehen von der unmittelbaren Veranlassung mit seinem ganzen Geistesstreben im engsten Zusammenhange stand und wie einst seine Romanenschriftstellerei¹⁾ auf seine spätere Entwicklung von unverkennbarem Einflusse war. Im Jahr 1819 ließ er noch einen zweiten Band folgen. Nur die Sternenvwelt und die Erde nach ihrer äußeren Gestalt und ihren Verhältnissen zu den sie bewegenden und bestimmenden Kräften sind als Probe des Beabsichtigten in diesen beiden Bänden zur Darstellung gekommen. Spätere Lebensumstände machten ihm die Fortsetzung und Vollendung unmöglich, die auch kein Anderer versucht hat. Die Großmutter schrieb ihm darüber am 18. Januar 1818: „Je mehr ich in dem Buche lese, je mehr finde ich, welche Kraftanstrengung Du angewandt hast, und es hat mir weh gethan in der Einleitung zu lesen, wie wenig es Dir gelingen wollen durch Andere Unterstützung zu finden. Es läßt sich nicht geschwind lesen, weil es ein gewisses Nachdenken fordert wenigstens bei mir. Nun wünsche ich nichts mehr, als daß Dir die dazu nöthige Gesundheit zutheil werden möchte um dies wichtige Werk zu vollenden, und daß dann am Ende Dein Verdienst darum an-

1) Oben S. 289.

erkannt werde. Ich sollte meinen.“ Am 12. December 1818: „In der heutigen Zeitung ward die Weltkunde angezeigt mit einer ausgezeichneten und für August rühmlichen Beurtheilung. Ich möchte es wohl übersehen haben, da ich die Zeitung oft sehr flüchtig lese, aber mein Mann machte mich aufmerksam darauf.“ Dieser theilte in dem oben S. 193. angeführten Briefe vom 31. Juli 1819 dem Vater mit: „Gestern las ich im Allgemeinen Anzeiger der Deutschen (Januar oder Februar) eine überaus schmeichelhafte Recension Deiner Weltkunde.“

Obwohl dem Vater diese Arbeit neben dem Beifall auch in weiteren Kreisen einen reichlicheren Lohn eintrug als eine seiner früheren oder späteren Schriften, so stieg doch das Mißverhältniß zwischen den zu Gebote stehenden Mitteln und den Ansprüchen der Familie wie seinen eigenen durch dauernde Kränklichkeit vermehrten persönlichen Bedürfnissen im Jahr 1818 auf den höchsten Grad. Die Großmutter suchte in ihrem Briefe vom 19. Januar seinen Muth zu heben: „Wenn ich denn jetzt so die Schneeflocken umherfliegen sehe und den Sturm toben höre, so denke ich mit Bedauern an Dich, daß diese trübe Stimmung dadurch unterhalten wird und Deine Verhältnisse sich Deiner Seele wohl mit schwärzeren Farben darstellen, als sie wirklich bestehen. Es geht mir auch so, allein ich bin alt und schwach; und dennoch suche ich mich damit zu trösten, wenn wieder ein Tag vergangen ist, daß nun ein Sechstheil ein Fünftheil ja die Hälfte des Monats hinter mir ist, ich also der Zeit entgegenrücke, wo es wieder besser werden und die Sonne lieblicher zu meinem Fenster und in meine Seele hereinklicken wird. Daß diese Klarheit diese Hoffnung: es wird besser werden! Dich mit neuem Muth beleben, und Du mit mehr gestärkter Gesundheit in das Jahr hineinwandeln möchtest, ist mein sehr angelegentlicher Wunsch, den ich so gern erfüllt sehen möchte. Du wirst leben, Du kannst, ja ich glaube es, Du wirst alt werden. Aber ich möchte gern, daß dies Erdenleben, was nun einmal nicht ohne Mängel sein kann, Dir mehr zur Freude gereichte und nicht als Centnerlast auf Dir ruhte. Um die Zukunft und wie es mit Deiner zahlreichen Familie werden soll, Sorge nicht, mein guter August. (Philipp. 4, 6.)

Sollte auch wider Vermuthen ein Fall eintreten, der diese Hoffnung zu zertrümmern schiene, so werden sich andere Quellen finden, die ihr Fortkommen ihr zeitliches Glück begründen.“ In demselben Sinne der Mutter am 17. Januar: „So wie ich Gott überhaupt für unzählige Wohlthaten zu danken Ursache habe, so danke ich ihm besonders dafür, daß er Sie Ihrem Gatten Ihren Kindern und uns Eltern erhielt und dadurch vielseitig beglückte. Was fehlte uns Allen, wenn Sie nicht mehr wären? Gott wolle Sie ferner erhalten Ihre Gesundheit bewahren Ihre edle Gesinnung gewissenhaftes Gefühl rege Betriebsamkeit unerschütterliche Geduld und Treue durch die glücklichste Erreichung Ihrer redlichen Absichten segnen und belohnen. Ihrem guten Gatten wünsche ich von Herzen das Nämliche nebst standhaftem Aussharren im Kampfe gegen die Mühseligkeiten des Lebens und im Ausschauen auf eine beseligende Zukunft.“ In die Seelen der schwer bekümmerten Eltern fiel um diese Zeit ein freundlicher Lichtblick, als dem Vater die Hoffnung aufging seinen Wunsch nach einer Landpfarrstelle erfüllt zu sehen, welche ihm neben hinreichendem Einkommen die Muße zu Fortsetzung seiner schriftstellerischen Arbeiten zunächst der Weltkunde gewähren könnte. Der König hatte in Folge einer Verwendung der Prinzessin Mariane an die Regierungen zu Magdeburg Erfurt und Merseburg einen unmittelbaren Befehl vom 4. Februar erlassen, welcher dieselben anwies bei Besetzung einträglicher Stellen auf ihn Rücksicht zu nehmen. Allerdings wurde dadurch während eines Jahres nur die peinliche Spannung des Vaters gesteigert, ohne daß ihm schließlich von dort eine Gewährung seiner Wünsche kam. Besondere Sorge erfüllte damals die Eltern wegen der Zukunft ihres zweiten Sohnes Otto, da sein immer wiederkehrendes Augenleiden sie nöthigte ungeachtet seiner vorzüglichen Befähigung den Gedanken an eine gelehrte Bildung für ihn ganz aufzugeben. Im März kamen die Brüder der Mutter Tobias und Wilhelm, welche damals eine ansehnliche Pachtung zu Hohenliebenthal bei Schönau in Schlesien hatten, zum Besuche nach Cottbus und erboten sich ihn Behufs Erlernung der Landwirthschaft dorthin mitzunehmen, was über seine Lebensbestimmung entschied. Theilnehmend wie

immer sagt die Großmutter in ihrem Briefe vom 15. desselben Monats: „Ihre lieben Brüder, die so gütig waren gestern mit Otto bei uns einzusprechen, haben uns gesagt, daß Sie noch sehr geschwächt wären. Hiezu kommt nun noch, daß Sie jetzt gerade Ihren lieben Otto entlassen mußten, welches ohne Erschütterung im gesunden Zustande nicht abgehen konnte, wie viel mehr jetzt, da Sie noch leidend sind. Alles dies, und wie wenig ja gar nichts ich Ihnen sein, keine Ihrer Lasten verringern kann, hat mein Gemüth mit tiefer Trauer erfüllt. Nur herzliche Theilnahme kann noch stattfinden, und dies geschieht gewiß vom Grunde der Seele. Hoffen Sie in Allem das Beste, meine theure Tochter, und blicken Sie getrost vor Sich hin; auch diese düsteren Wolken werden sich zerstreuen, und es wird wieder Licht um Sie werden. Ihr Otto kommt in treue Hände. In Ihrer Pflege konnte er nicht bleiben; Söhne müssen einmal auswandern, und bei dieser ersten Auswanderung haben Sie doch viele Gründe zur Beruhigung. Bald darauf am 23. ermahnt sie die geliebte Schwiegertochter: „Schonen Sie Sich nur recht und auch dann, wenn Sie mehr Kräfte finden sollten; suchen Sie sie nicht zu sehr auf die Probe zu setzen. Leider haben Sie das nur zu sehr gethan; ich das selbe. Dann sinken aber auch die Kräfte auf einmal und sind ohne mehr körperliche Ruhe schwer zu ersetzen.“

In dieser Zeit erschien des Vaters „Glossa perpetua¹⁾ zu Herrn Harms Uebersetzung der 95 Thesen Luthers für das Jubeljahr 1817.“ Sie erweckt den Gedanken, daß die damals hervortretende Zurückwendung auf den überlieferten Lehrschatz der Kirche zunächst in ihm den Gegensatz²⁾ geschärft habe. Doch schrieb ihm Brescius: „Gegen Harms haben Sie manches kräftige tief einschlagende und zündende Wort gesprochen. Mir ist diese Simia Catonis³⁾ auch zuwider in seiner affectirten Luthers-Manier. Da er indeß die Vernunft für das naturalistische eiskalte Princip genommen hat, wird es ihm nicht an Ursachen fehlen sich über erlittenes Unrecht zu beschweren.“ Das Schriftchen war am 3. Februar 1818 vollendet. Wenige Wochen nach ihm verließ den Druck „Supernaturalismus und Nationalismus in ihrem gemein-

1) Fortlaufende Anmerkung.

2) Oben S. 221.

3) Affe Catos.

schastlichen Ursprung ihrer Zwietracht und höheren Einheit. Ein Wort zur Beruhigung für Alle, welche nicht wissen, ob sie glaubend erkennen oder erkennend glauben sollen. Der Herr ist der Geist; wo aber der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit.“ Der Titel giebt Ziel und Zweck vollkommen deutlich an. Auch dieses Buch ist eine Gelegenheitschrift, wie in ihm selbst mitgetheilt wird: „Wir Prediger sind Kleinhändler im kirchlichen Reich, und ob schon wir es empfinden, ob der Handel frei ist oder nicht, so gehört doch ein eigenthümlicher Trieb dazu, wenn die Frage, ob er es sein solle oder nicht, uns mit lebhafterem Antheil als das gewöhnliche theologische Kannegießern erfüllen oder zur Mitwirkung anregen soll. — Das Interesse jenes Streites als ein rein geistiges erwachte indessen sehr lebhaft in mir durch die bekannte Schrift des Herrn Professor Littmann. Ich lernte sie vor Jahresfrist aus einer Recension kennen; doch der flüchtige Eindruck verschwand in Arbeit und Mangel einer lebendigen Discussion. Im Juni dieses Jahres (1817) aber setzten eine hochpreisende Recension in der Leipziger Literaturzeitung eine streng verwerfende in der Hallischen eine opponirende im Maihefte der theologischen Annalen, welche ich fast zugleich las, meinen Geist in Gährung, die Ihre 1) Erklärung über Supernaturalismus und Rationalismus in demselben Hefte der Annalen auf den höchsten Punct trieb.“ 2) Die so veranlaßte Schrift von 345 Druckseiten, welche er am 27. October des genannten Jahres also in vier Monaten vollendete, zeigt ihn uns als Theologen vollständig, wie er damals war. Von seiner Arbeit sagt er: „Die Liebe, welche mich dazu mit einer jede Rücksicht auf Gesundheit Schlaf Vergnügen und gewöhnliche Geschäfte überwiegenden Gewalt trieb, die mich des Tages in ununterbrochenem Nachdenken festhielt und mir des Nachts in Träumen Auflösungen zeigte, welche ich wachend vergebens gesucht; diese Liebe läßt mich einerseits hoffen, es werde in dieser Arbeit selbst einige Kampfesstärke liegen um Andere zu ihrer Vertheidigung zu gewinnen; andrerseits wird sie mir bei gesuchter Rückkehr zu apostolischer Einfalt auch die Kraft geben die damit verbundenen Prüfungen zu ertragen.“ — 3) „Die Wahrheit im

1) Breſcius. 2) in der besprochenen Schrift S. IV. 3) A. a. D. S. 116.

höchsten Sinne kann nur Uebereinstimmung des Ganzen in seiner Unendlichkeit zu Einem sein; und die Wahrheit suchen heißt diese über Irrthümern und Widersprüchen liegende Einheit suchen. Ich habe stets an sie geglaubt und ihr daher eifrig und redlich nachgestrebt. Wenn eine viele Jahre von allem literarischen Umgang und noch jetzt von literarischen Hülfsmitteln abgeschnittene Lage mich hinderten es in gelehrten Forschungen zu thun, so war ich um so thätiger in das Innere meiner Seele zu dringen und mit dem, was ich als nothwendig darin gefunden, das, was mir von außen dargeboten wurde, zu vergleichen. Ich ruhte nicht, bis ich den Punct der Berichtigung oder Vereinigung ausfand, und gewöhnte mich zu keiner Schule zu gehören aber doch in allen die nach Wahrheit ringende Geisteskraft zu achten und ihre Richtungen zu verfolgen. Diesen Weg habe ich in dem Streite, wovon hier die Rede ist, eingeschlagen.“¹⁾ Die streitenden Parteien bezeichnet er in folgender Weise: „Nach der bisherigen Gewohnheit hießen Supernaturalisten die, welche die kirchlichen Meinungen als wahr verfochten und sich dabei auf den Buchstaben der Schrift beriefen; Rationalisten die, welche sie als unentschieden darstellten und bestreitend durch Vernunftgründe sie selbst sowohl als die bisherige Schrifterklärungsart zu berichtigen suchten.“²⁾ Von ihnen sagt er: „Können sie nicht beide falsch sein, weil beide einseitig sind, und doch beide wahr, weil sie auf Einer Seite wenigstens sich auf etwas Reales gründen?“³⁾ Wenden wir uns zu Betrachtung seines Ausgleichungsversuchs, so finden wir den Satz: „Wo kein Glaube, da ist auch kein Grund des Lebens, da ist nur Irrsal und Ausschweifung.“⁴⁾ Doch leitet er den Unglauben aus dem Dogmatismus her; darunter versteht er: „das Bestreben auf rationelle, das heißt allgemein erkennbare jede Vernunft zur Ueberzeugung zwingende Weise etwas als wahr zu erweisen, was an sich nur eine Meinung, eine auf individuelles Erkennen gestützte Ansicht und Schlussfolge ist.“⁵⁾ Die Anfänge dieses Dogmatismus sieht er bei dem Apostel Paulus,⁶⁾ seine schärfste Ausprägung in dem Athanasischen

1) N. a. D. S. 12. 2) S. 9. 3) S. 13. 4) S. 99. 5) S. 7.
6) S. 179.

Bekenntnisse.¹⁾ Zwar bezeichnet er den Supernaturalismus und Rationalismus als Schultheorien, deren Einseitigkeit und Schwäche ihm nicht verborgen ist,²⁾ und erklärt sogar: „Wo Supernaturalismus obliegt, da entsteht Pfaffenthum; wo Rationalismus, da verfällt alle äußere Kirchengestalt.“³⁾ Gleichwohl sucht er den Ursprung von beiden in dem Wesen der menschlichen Seele⁴⁾ und stellt die ganze Entwicklungsgeschichte des Reiches Gottes unter diesem Gesichtspuncte dar ohne die Verschiebungen zu beachten, welche daraus eben so gut entstehen müssen, wie wenn dieselbe einseitig nur von einer dieser Schultheorien aus betrachtet wird. Allerdings erklärt er mit Unterstreichung der Worte: „Ein gedachter Gott ist kein Gott.“⁵⁾ Auch weist er das Unvermögen der Philosophen seiner Zeit Kant Fichte Schelling, die Offenbarung des lebendig persönlichen Gottes zu begreifen, mit Schärfe nach.⁶⁾ Er sagt sogar von dem Rationalismus: „Dieser wechselt freilich unaufhörlich die allgemeine Vernunft, welche die Menschheit durchdringt und bildet, mit der concreten persönlichen, deren Antheil an jener durch Zeit und Ort so vielfach und unwidersprechlich begrenzt wird.“⁷⁾ Nichtsdestoweniger beharrt er bei dem Gedanken als maßgebend: „Der Mensch hat kein anderes Mittel sich aus dem Widerspruche seiner Lebenserfahrungen, wozu auch stets der väterliche kirchliche Glaube gehört, zu finden als Reflexion.“⁸⁾ Er muß das, was in seinem Bewußtsein als Widerstreitendes erscheint, mit Bedacht sondern und in Begriffe auflösen um sich dessen heller als bisher bewußt zu werden. Hätte er nun in sich kein Kriterium⁹⁾ der Wahrheit, nichts Unfehlbares, wodurch das von außen Empfangene¹⁰⁾ erst etwas Unfehlbares werden kann, so würde ihm die bloße Aufklärung nichts helfen. Er bedarf also eines inneren Richters um nun die Erfahrung dagegen zu halten und ihre Richtigkeit oder Unrichtigkeit zu beurtheilen.“¹¹⁾ Dem entsprechend behauptete er denn auch damals noch: „Selbständigkeit des Geistes und

1) A. a. D. S. 191. 2) S. 281. 3) S. 327. 4) S. 14. ff.
5) S. 86. 6) S. 237. 252. Anm. 282. f. 7) S. 280. 8) Denk-
bewegung. 9) Nichtmaß. 10) Die göttliche Offenbarung. 11) A. a. D.
S. 228.

Willens wie in jedem Verhältnisse so auch in dem christlichen zu zeigen und zu bewahren, also Rationalismus, freies Erkennen und Urtheilen ist das wissenschaftliche und sittliche Grundprincip des Protestantismus und wird es bleiben, so lange er besteht.“¹⁾ Nicht dieser Auffassung, nicht den zahlreichen trefflichen Ausführungen über Einzelnes verdankt das Buch vorzugsweise den Beifall, welchen es bei seinem Erscheinen gefunden hat, und am wenigsten die Anziehungskraft, welche es noch immer üben kann, sondern dem darin waltenden feurigen Triebe nach Ergründung der Wahrheit verbunden mit besonnener Milde im Urtheil über abweichende ja entgegenstehende Ansichten,²⁾ sofern es nicht unsittlichen Richtungen gilt.³⁾ In der Folge werden wir sehen, welchen schweren Kampf ihm diese Auffassung unausgesetzt mit seiner ererbten und niemals verleugneten Frömmigkeit bereitete, auch da noch, als er den christlichen Grundgedanken von der Sünde und von der Rechtfertigung vor Gott allein durch den Glauben an die Versöhnung in Christo näher trat, von denen in dem Buche jene nur gelegentlich gestreift diese gar nicht erwähnt wird. Wer selbst den Streit jener Tage noch innerlich mitgekämpft hat und nicht nur mühelos in das Erbe jener Männer mit eingetreten ist, welche ein tieferes Verständniß von Christo und seiner Kirche wiedergewinnen lehrten; der wird auch von dem Verfasser gelten lassen, was er von Homer und Ossian von Plato und Kant ausspricht: „Jeder von ihnen schlug seine Wurzeln in seine Zeit saugte Nahrung aus dem, was seit Jahrhunderten ein geistiges Eigenthum geworden war, und trieb seinen Stamm nach Verhältniß dieses Bodens und dieser Nahrung empor.“⁴⁾ Die Schrift ist dem Generalsuperintendenten Brescius⁵⁾ gewidmet, welchem er schreibt: „Wenn von der großen Anzahl meiner Amtsbrüder auch nur einige in diesen Bogen einen den kirchlichen Streit in ihren Seelen versöhnenden Anklang finden, so ist meine Absicht erfüllt, und ich meine, der Sinn Christi. — Ihnen aber sende ich diesen Versuch ohne Furcht und mit Recht.

1) A. a. O. S. 207. 2) so über den Supernaturalismus S. 303.
über die katholische Kirche S. 192. 213. 3) über die Jesuiten S. 217.
4) S. 150. 5) Oben S. 302. 348.

Ohne Furcht: denn obschon Sie in den theologischen Annalen sich mit warmem Eifer für den Supernaturalismus erklärt haben, so sind wir in der Gesinnung Eins, weil Sie das System und die Geheimnisse achten und bekennen aus Liebe zu Jesu, nicht Jesum aus Liebe zum System. Mit Recht: weil Sie von jeher und namentlich in jener öffentlichen Aeußerung mir zum tieferen Eindringen in diesen Streit ernstlichen Anstoß gegeben haben.“¹⁾ Ueber sein persönliches Verhältniß zu dem Genannten sagt er: „Sie wissen es vielleicht nicht, mein verehrter Freund, wie tief Sie von jeher auf mich eingewirkt haben, so oft oder vielmehr so selten wir uns schriftlich oder mündlich begegneten. Ueberhaupt erklingt mir der Lebenston eines selbständigen Geistes selten. Geschieht es aber, so fasse ich ihn mit doppelter Freude auf, und er tönt in mir fort, bis ich entweder eine harmonische Fortsetzung oder Auflösung gefunden habe.“²⁾

Im April holte der Vater Sophien aus Seifartshain wieder ab. Ueber ihren Aufenthalt daselbst sind noch Mittheilungen der Großmutter vorhanden. Vom 17. December 1817: „Von Ihrer Sophie schreibt Wilhelmine, daß sie recht gesetzt würde und sehr fleißig wäre sich auch gar nicht einsam fühlte. Sie bedauere nur, daß es so viele Störungen gebe und sie sich ihr nicht so widmen könne, wie sie wünsche.“ Aber bald darauf am 27. Januar 1818: „Daß Wilhelmine mehr Vorliebe für Ihren August als für seine Schwester Sophie hat, ist sehr begreiflich. Vors erste glaube ich ihr in mancher Beziehung beistimmen zu müssen, daß er ein ernstlicheres und daher ausdauernderes Streben zeigt seine Pflicht zu thun; zweitens besucht er sie nur als Gast, steht nicht unter ihrer Leitung und zeigt sich ihr immer auf der besten Seite. Dahingegen Sophie von ihr als Stellvertreterin der Mutter in ihrer Ausbildung weiter fortgeführt werden sollte, wo sie ihr dies an und für sich nicht leichte Geschäft durch Mangel an Aufmerksamkeit nicht nur erschwerte, ja sie mitunter wirklich kränkte. Bei

1) in der besprochenen Schrift S. XIII. 2) N. a. D. S. III. In der Schrift: Darstellungen aus dem Leben des Generalsuperintendenten und Consistorialrath Carl Friedrich Breßcius. 1845. — findet sich S. 111. ff. ein anziehender Brief des Genannten über das besprochene Buch.

dem guten Herzen und den Geistesfähigkeiten, die Sophie hat, gelang es Wilhelmine sie zu überzeugen, daß es so nicht bleiben könne. Hiezu kamen noch manche Bekanntschaften mit gebildeten Personen, auf deren Benehmen sie sie aufmerksam zu machen suchte; so daß sie mir das letztemal ganz zufrieden von ihr schrieb mit dem Zusatz: „ich weiß, mit welcher Liebe Sie die Ihrigen und auch diese Enkelin umfassen, und schreibe Ihnen dies um Ihr mütterlich theilnehmendes Herz über sie zu erfreuen.“ Und so hoffe ich gewiß, daß, wenn sie wieder in ihr elterliches Haus eintritt, sie durch Liebe zu ihren guten Eltern und manche Erfahrung bereichert sich es wird angelegen sein lassen ihrer Mutter das zu sein, was sie sein muß.“ Endlich am 2. Februar: „Ihre liebe Sophie kehrt nun bald in Ihre Arme zurück; zugenommen an Alter und Einsicht, hoffe ich, wird sie Ihnen die Stütze werden, die Sie nun so sehr bedürfen. Auch für Töchter ist es nützlich, wenn sie einige Zeit mehr entfernt in einer guten Aufsicht leben und zweckmäßig geleitet werden. Sie lernen ihre Eltern dann höher achten und jede gute Lehre, die ihnen vorher erteilt worden war, als wohlthätig für sich schätzen und williger befolgen. Daß dieser Ihr Zweck an Sophien wird erreicht worden sein, hoffe ich gewiß und wünsche Ihnen Glück dazu.“ Woran es gelegen haben mag, daß bei sicher allseitig gutem Willen diese schönen Erwartungen der liebevollen Großmutter sich nicht so ganz erfüllten, wird jetzt schwerlich noch festzustellen sein. Gewiß ist aber, daß dieser Aufenthalt Sophiens in Seifartshain von tief eingreifenden Folgen für ihr ganzes Leben war besonders dadurch, daß ihr Vetter und späterer Gatte Otto Vater damals Student in Leipzig eine innige bis an sein Lebensende treu und schwer erprobte Liebe zu ihr faßte.

Die Jubelfeier des Großvaters vereinigte die noch lebenden vier Brüder, drei mit ihren Frauen, den jüngsten mit seiner Braut und die Wittve des ältesten ¹⁾ am 5. Juni in dem Elternhause zu Sommerfeld, wo die Söhne seit zweiunddreißig Jahren nicht wieder alle zusammen gewesen waren. Da auch noch fünf

1) Oben S. 204.

Enkel Carl¹⁾ Sophie²⁾ Adolf³⁾ Hermann und Leopold,⁴⁾ der Letzte als Säugling an der Mutterbrust, zugegen waren, so läßt sich kaum eine Vorstellung gewinnen, wie die Großmutter alle ihre Gäste für zwei Nächte in den sehr beschränkten Räumen des Hauses untergebracht haben mag, indem doch mindestens das Wohnzimmer zum gemeinsamen Gebrauche frei bleiben mußte. Der Verlauf der Feier ist schon erzählt worden⁵⁾, und anziehende Einzelheiten berichten Briefe der Großmutter, welche in einem Anhange folgen sollen. Herzliche Verehrung und dankbare Liebe gegen die würdigen Großeltern gegenseitige Anhänglichkeit ihrer sämtlich auch schon im Leben versuchten und erprobten Söhne und Schwiegertöchter kamen an diesem Tage zu schönem frohem durch nichts getrübttem Ausdruck und ermuthigten diese zu tapfer fortgesetztem Kampfe mit den Mühseligkeiten ihres Erdenwandels. Keiner von den Söhnen sollte hienieden das Ziel erreichen, an welchem sie den Vater sahen; aber ihnen allen leuchtete die Krone der Gerechtigkeit, der sie, wie wir hoffen, nun schon längst durch die Gnade ihres Heilandes entgegengeführt sind.⁶⁾

In Betreff des Buches über Supernaturalismus und Rationalismus äußerte die Großmutter wohl gegen die Mutter am 9. August: „Daß diese Schrift von Vielen nicht verstanden worden ist, mag ihn⁷⁾ nicht wundern noch weniger betrüben. Wer nicht selbst in diesem Fache gearbeitet hat und die klare Ansicht besitzt wie Ihr lieber Mann, wird sie allerdings schwer finden, weil es ihm an Kenntniß fehlt. Darum will ich nicht bestreiten, daß es diesem oder jenem an Willen fehlen mag, auch wohl hier und dort Neid im Spiele sein kann die Unfähigkeit zu solch einem Werk in sich zu fühlen.“ Allein für den Vater persönlich war der Erfolg seines Buches über jede Erwartung groß, ja wirkte entscheidend auf sein Schicksal und auf das seiner ganzen Familie, wie der Verlauf zeigen wird. Die ersten Anzeichen davon kamen ihm aus München zu. Dort war der bereits erblindete F. G. Jacobi damals Präsident der Akademie durch dasselbe auf ihn aufmerksam geworden und ließ ihm durch Niethammer seine

1) A. II. 2) B. II. 3) C. I. 4) D. I. und II. 5) Oben S. 189. ff. 6) 2. Timoth. 4, 8. 7) B.

Anerkennung aussprechen. Außer diesem setzten sich auch andere Mitglieder der Akademie namentlich Cajetan von Weiller Hänlein und Schlichtegroll brieflich mit ihm in freundliche und erfreuende Verbindung, und der Letztgenannte übersendete ihm einige seiner Schriften. Darauf bezieht sich die Großmutter in einem zweiten Briefe vom 9. August: „Mit den Briefen aus München hast Du mir und dem Vater eine große Freude bereitet, die wir mehrmals durchgelesen haben, und die ich immer wieder gern lesen würde, so wichtig und erfreulich ist es mir, was Dir diese würdigen Männer da schreiben. — Du wirst ja zu einer neuen Arbeit aufgefordert; wenn jedoch diese guten Männer wüßten, wie sehr Dein Körper der Erholung bedarf, so würden sie Dich nicht darum mahnen.“ In dem schon erwähnten Brief an die Mutter schrieb sie: „Ja wohl freue ich mich mit Ihnen, daß meinem guten August wieder einmal die tröstliche Anerkennung seines redlichen Strebens noch Wahrheit von würdigen Männern zutheilgeworden ist, und ich kann es mit Ihnen fühlen, welche Rührung Ihre Herzen ergriffen haben muß. — Die Briefe von München lege ich bei mit herzlichem Danke. Sie haben bei meinem Manne so recht das Innerste der Seele aufgeregt. So herzlich er aber Gott dafür dankt, daß er diese Kraft und Willen in seinen Sohn gelegt hat, so besorgt ist er doch für seine Gesundheit, wenn er diese Arbeiten fortsetzt.¹⁾ — Er mag nur diesen Stern, der in Ihr trübes Leben fiel, wie Sie Sich ausdrücken, noch lange in seiner Seele leuchten lassen; diesem werden mehrere folgen, wo er es am wenigsten wähnt.“

Ein solch neuer Stern schien den Eltern aufzugehen, als die Regierung zu Magdeburg durch den erwähnten Befehl des Königs²⁾ veranlaßt dem Vater die Pfarrstelle in Langenweddingen anbot. Das Bedenken der Großmutter vom 5. November lautete: „Ihre eignen Angelegenheiten empfehle ich Gott.“³⁾ Jede veränderte Lage hat auch bei den besten Aussichten immer etwas, was uns nicht gefällt. Die Hauptsache ist hier freilich, daß der Arbeiten für den guten August weniger sein müssen und die

1) bei der oben S. 393. geschilderten Weise gewiß nicht ohne Grund.

2) Oben S. 391. 3) 1. Petr. 5, 7.

Einkünfte zu Erhaltung seiner Familie ausreichen. Sollen diese durch den Feldbau erworben werden, wie es bei den meisten Landstellen ist, so giebt es oft Lücken.“ Ein Brief des Vaters an den Amtsbruder in Langenweddingen mit der Frage nach den Verhältnissen blieb unbeantwortet. Für eine Reise dahin, die zu Pferde hätte gemacht werden müssen, war die Jahreszeit zu ungünstig, und zu einer anderen Ausführung derselben fehlten die Mittel. So wurde auch diese Aussicht als zu ungewiß aufgegeben, und der schon so viele Jahre auf den Eltern lastende Lebensdruck erreichte jetzt den höchsten Grad nicht ohne Erschwerung für die Mutter durch Eigenheiten des Vaters. Davon giebt ein Brief der Großmutter vom 14. November durch die Bitte des Vaters um ein Darlehn veranlaßt Zeugniß: „Daß in Ihrem Hause weder Glanz noch Verschwendung herrscht, liegt klar am Tage; auch wird es meinem Manne nicht einfallen so etwas zu sagen. Nur in Beziehung der vielen Reisen, die der gute August gemacht hat, und die wirklich viel Kostenaufwand verursacht haben, geht seine Meinung dahin mehr Rücksicht zu nehmen, ob sich dies mit der Einnahme verträgt. Wie viel deren sowohl für Augusts Gesundheit als in literarischer Hinsicht nöthig waren, lasse ich unerörtert. Genug sie haben dem Vater Kummer gemacht, weil er aus Erfahrung wohl weiß, was Kinder bedürfen, wenn sie heranwachsen und außer dem väterlichen Haus unterhalten werden sollen zumal in den jetzigen Zeiten. Mehr noch hat es ihn gekränkt, daß er sich ein eigen Pferd hielt. Dies sind die wesentlichen Ursachen, die ihn oft mißmüthig gemacht und bange Besorgniß in seinem Gemütthe hervorgebracht haben, wie das in der Zukunft werden solle. — Man muß das Ganze nehmen, wie es ein Brief nicht umfassen kann, wo es sich mehr entschuldigen läßt, wenn ihm vielleicht eine Bitterkeit entfuhr, die ein so empfindliches vorher schon gebeugtes Gemüth als das Ihres guten Mannes noch tiefer verwundete. Außerdem kann er gewiß glauben, daß er ihn liebt und achtet, sich seiner rechtlichen Gesinnung und Frömmigkeit im Stillen freut, nicht minder wenn seines Sohnes Verdienste von andern würdigen Männern anerkannt werden, so wenig er darüber sagt, welches er freilich mehr thun

könnte. Dies liegt nun einmal in seinem Charakter, und so haben wir alle unsere Eigenthümlichkeiten, die sich durchaus nicht ganz umschaffen lassen. — Sorgen Sie nicht; Gott wird Ihre Treue nicht unbelohnt lassen; ja er wird Ihr und meines guten so innig geliebten Sohnes Streben pflichtmäßig zu wandeln nicht unvergolten lassen. Ja ich bitte ihn darum, daß er Ihrer Beider Herzen mit Freudigkeit erfüllen wolle im Guten nicht laß zu werden. Das werden Sie nicht, das können Sie nicht; der Segen des himmlischen Vaters wird noch auf Ihre Kinder forterben.“ Wenn auch nicht auf die angedeutete Geldangelegenheit, so doch auf die trübe Gesamtlage des Sohnes bezieht sich ein zwei Monate später geschriebener oben S. 192. schon mitgetheilter trefflicher Brief des Großvaters.

Im Anfange des Jahres 1819 leuchtete den Eltern abermals eine Hoffnung. Die neuervorbenen Freunde in München ließen es nicht bei brieflichen Anerkennungen bewenden sondern faßten den Vater für eine theologische Professur zu Erlangen in das Auge. Wie tiefen Eindruck die erste vertrauliche Anfrage Niet-hammers auf ihn machte, erkennen wir aus seinen dadurch veranlaßten Briefen, in denen er sich selbst nach verschiedenen Beziehungen zeichnet. Dem Genannten schrieb er: „Zum Universitätsprofessor bin ich nicht gebildet habe auch nie darauf gerechnet. Ich habe von der Pike an gedient und wurde auf dem verlornen Posten einer der ärmsten elendesten Landpfarren verwickelt in häusliche Sorgen und Geschäfte umgeben von eitler und roher Beschränktheit gezwungen zu einer leichten doch zeitraubenden Schriftstellerei um des Unterhaltes willen in elf Jahren. Ich würde hier, wo Geld und Weltlust der Hauptton des Lebens ist, wohin ich fast den ersten wissenschaftlichen Anklang brachte, wo ich niemand finde, der über die Wissenschaft im höheren Sinne nur mit mir sprechen geschweige sie suchen und begründen helfen wollte — ich würde unfehlbar fade und sauer geworden sein wie mancher geistliche Wein,¹⁾ hätte mich nicht ein unauslöschlicher Trieb angefeuert die Wahrheit für mich selbst zu suchen und jeden Wider-

1) Diese Aeußerung ist in Cottbus 1856, wo sie zuerst gedruckt wurde, sehr übel aufgenommen worden. Konnte sie, obzwar sich dort ohne Zweifel Alles geändert und gebessert hat, nicht 1819. ganz richtig sein?

spruch so lange zu regen und zu wenden, bis sich die Fuge zeigte, worin er zum großen und heiligen Ganzen paßt. Dieser Geist hat das Buch ¹⁾ hervorgetrieben, das mir in ehrwürdiger Männer Beifall edle Früchte getragen hat; er hat seitdem keine Ruhe gefunden, und das dort Dunkle in sich zu erhellen und das Schwankende zu befestigen gesucht. Durch diesen Geist beeelet könnte ich wohl in der Folge verschiedene theologische Wissenschaften nicht ohne Nutzen lehren; so wie es mir vielleicht glücken würde junge Theologen zum Gefühl und dadurch zur Nachahmung dieses sittlich-religiösen Strebens nach Gottes Wahrheit zu erwecken und sie als Söhne zu leiten. Denn jene Wissenschaften sind mir um dieses Strebens willen nicht fremd geblieben, und ihr künftiges ernstlich systematisches Studium würde natürlicher Weise fort und fort das Gepräge dieses Strebens als seiner gebietenden Einheit tragen. Aber Sie kennen den Umfang der Wissenschaft, da Sie ihn in sich tragen; Sie wissen, welch ein Unterschied ist zwischen dem Wissen eines Mannes, der nur für sich selbst Licht sucht, und eines, der bestimmt ist Andere zum Wissen auszubilden. Ich könnte nie den Glanz theologischer Gelehrsamkeit, ich könnte nichts Anderes als das ernste fleißige originelle Streben eines nicht unfähigen Geistes versprechen, der selbst immer tiefer in die Wahrheit dringend und Alles, was zu ihr führt, immer enger verknüpfend auch Andere in seinen Standpunct zu versetzen vermöchte. Ich könnte auch das nicht, wenn eine großmüthige Nachsicht mir nicht erlaubte durch sparsames Lehren anfangs zum reichen und glücklichen Lehren zu gelangen. Ohne diese würde es leicht sein einen Mann zu demüthigen, der stets zu sein niemals zu scheinen gesucht und eben darum seine Schwäche stets höher als das Urtheil der Meisten angeschlagen hat.“²⁾ Wie er sich mit dem in Aussicht gestellten Beruf immer mehr vertraut machte und Neigung zu demselben gewann, zeigt ein etwas späterer Brief an Hänlein: „— Und da fand ich freilich eine Liebe zur Religion, die, seit sie in sich selbst klar geworden, alles Wissen insbesondere das theologische mit brennender, ich kann sagen, ausschließlicher

1) Supernaturalismus und Rationalismus. Oben S. 393. f. 2) das Urtheil der Mutter oben S. 235.

Neigung umfaßt. Ich fand den Grundriß des Gebäudes der Religionswissenschaft in mir selbst in solcher Klarheit gezeichnet in seinen Marksteinen so lebendig begründet; ich fand einen so lebhaften Trieb in mir das Edelste und Beste, was ich erkannt, Andern mitzutheilen und insbesondere Jünglinge mit noch offenen und unverzerrten Seelen in das Heiligthum der Wahrheit zu führen, daß ich bei meiner Ueberzeugung, nicht die Menge des Wissens sondern der Punct, nach welchem es sich wie das Weiterlernen ordnet, mache das Wissen, mich durch die Art meines Wissens für fähig und berufen zu einem höheren Lehramt erkennen mußte.“ Fast schon entschieden klingt, was er bald darauf gegen Niethammer äußerte: „Wenn ich wirklich noch als Theologe Nutzen stifte, so wird Ihr edler Sinn eine stete Genugthuung darin finden, daß es Ihr Vertrauen war, was mich dazu erweckt und gemacht und mich an eine Stelle gebracht hat, wo ich mit einer Begeisterung, die bisher wie ein vulcanischer Stoß in mein gewöhnliches plattes Leben fuhr, kräftig geordnet und anhaltend thätig sein kann und sein werde. Sein Sie in meinem Namen dafür gesegnet. Ich habe von dem Tag an, wo ich Ihr erstes Schreiben erhielt, wie eine Klette an der Religionswissenschaft gehangen und in einigen Monaten mehr als in vielen Jahren gelernt.“ Doch nicht nach Erlangen ging seine Bestimmung und seines Herzens Neigung. Er machte dem Minister Anzeige von den begonnenen Unterhandlungen und schrieb: „Aber ich will nicht nach Baiernland nicht nach irgend einem Lande, wenn mein Vaterland, für das ich mich gern zu opfern bereit war, mir giebt, was meine geistige Natur fordert, Befreiung von niederer Lebenssorge um alle Sorge auf das Edlere zu richten.“

Während dessen arbeitete er auf seine Weise unverdrossen fort, und als die Frucht davon erschien in den ersten Monaten dieses Jahres die kleine Schrift „Sind Kirchenstrafen ein wesentliches Stück der Kirchenzucht? In Beziehung auf zeitgemäße Kirchenordnung beantwortet. Seid ihr so unverständlich? im Geist habt ihr angefangen, im Fleisch wollt ihr vollenden? Gal. 3, 3.“ Der Bibelspruch sagt schon, welche Antwort auf die Frage des Titels gegeben ist. Wie alle seine theologischen Schriften zeichnet

sich auch diese aus durch gewandte Darstellung reiche kirchliche Erfahrung und darauf gegründete angemessene Vorschläge. Die darin entwickelte Ansicht von der Kirche und ihrer Stellung zum State führte er weiter aus in der bald darauf folgenden Schrift „Sonnenklarer Beweis, daß ein christlicher Regent stets der oberste Bischof der Kirche in seinem Lande sei.“ Im folgenden Jahre suchte er diese Ansicht zu stützen durch einen Nachtrag unter dem Titel „Noch einige Worte über die Wahrheit, daß ein christlicher Landesherr der oberste Bischof in seinem Lande sei.“ Aber etwa zehn Jahre später schrieb er an Schuderoff in Ronneburg: „Selbst als ich das oberste Episkopat des Landesherrn vertheidigte, wobei Sie gewiß meinen Namen nicht angelächelt haben, war ich von jeder servilen Idee entfernt und fing mich nur in einer idealen Verwechslung, von welcher ich, wie Sie wissen, vollständig zurückgekommen bin.“

Kurz vor Ostern kam August von Halle, nachdem er die Abgangsprüfung bestanden hatte; mit ihm den Eltern neue Sorge für seinen Unterhalt auf der Universität, die er jetzt beziehen sollte; denn als Freischüler auf dem Waisenhause hatte er Unterricht Wohnung und zum größten Theil auch Speisung unentgeltlich erhalten und deshalb verhältnismäßig bisher nur geringe Unkosten verursacht. Ihm war die Genehmigung erteilt worden seinen Freund und Mitschüler von Unterquarta bis Prima Ferdinand Voß als Gast in das Elternhaus einzuführen, welcher von der dreizehnjährigen Tony bei ihrer Einsegnung am Charfreitag einen bleibenden und auf Beider Geschick fortwirkenden Eindruck empfing. Als der Vater am Ostersonntage dem 11. April aus dem Vormittagsgottesdienste zurückkehrte, fand er ein Schreiben aus Berlin mit der Anfrage, ob er geneigt sei als Consistorialrath ordentlicher Professor der Theologie Superintendent und Pfarrer der Löbenichtischen Kirche nach Königsberg in Preußen zu gehen. Auch in Berlin hatte er durch seine letzten Schriften sich einflußreiche Freunde erworben; unter ihnen Propst Hanstein Consistorialrath Ribbeck Geheimerath Johannes Schulze Prediger Grell. Am wichtigsten für ihn war wohl, daß der Geheime Oberregierungsrath Nicolovius auf ihn aufmerksam gemacht durch F. H. Jacobi ihm seine eigene und die bis zuletzt nie wankende Gunst des

Ministers von Altenstein zuwendete. Der in Königsberg hochgefeierte Krause war von dort als Generalsuperintendent nach Weimar gegangen und Brescius aufgefordert worden in die von jenem verlassenen Aemter einzutreten. Dieser jedoch damals mit seiner Stellung zufrieden und im bereits weiter vorgerückten Alter einen solchen Berufs- und Ortswechsel scheuend lehnte ab schlug aber in Erinnerung an das oben S. 302. Mitgetheilte den Vater dazu vor. Die Erregung der Kinder groß und klein bei dem Eingange der dadurch veranlaßten Aufforderung war eben so lebhaft als ihre Ansicht von der zu treffenden Entscheidung schnell gefaßt. Nicht so leicht wurde diese selbstverständlich den Eltern besonders dem Vater; doch erklärte er in einem Brief an Nicolovius seine Geneigtheit zur Annahme: „Die Aufforderung spricht so deutlich den Werth aus, welchen Männer von dem anerkanntesten Werth auf meine Person legen, daß ich es endlich ohne den Vorwurf der Anmaßung sagen darf: ich habe mich bestrebt, ich habe danach geringen persönlichen Werth zu erwerben. Aber war es die schlichte unbestechliche Wahrheitliebe meines noch lebenden ehrwürdigen Vaters oder eigne Anlage, genug etwas hat mich durch mein ganzes Leben gedrängt und drängt mich noch den Schein in allen Beziehungen für nichts zu achten und das Wahre und Gute in seinem Wesen zu suchen. Ich kann nicht schmeicheln, ich kann nicht glänzen, ich erröthe vor mir selbst bei der kleinsten falschen Wendung, welche doch das äußere Leben so oft zu nehmen gebietet. So fand ich denn jederzeit meine Mängel in unverhüllter Gestalt aus; und da Erkenntniß oft schnell Tugend aller Art stets langsam kommt, so machte mich der lebendigste Wunsch sittliche Vollkommenheit und religiöse Einsicht zu erwerben nur demüthig und verhinderte mich um den äußeren Preis des Lebens mit Andern zu wetteifern, da es nirgend an Männern fehlte, welche in der oder jener Beziehung mich nach meinem eignen Gefühl übertrafen. Ich glaube, daß es mir gelingen wird Kopf und Herz junger Leute mit reinem und gewaltigem Triebe für einen Beruf zu beseelen, welcher seinem Namen nach über jeden irdischen erhaben doch ohne solchen Trieb der schlechteste unter allen ist. Und wenn es mir gelingt, wenn Schüler und Gemeinde einst

meinen Namen mit Achtung nennen, wenn meine Söhne ein rühmliches Andenken sporn des Vaterlandes doppelt würdig zu werden, so wird es nächst Gottes Führung das von hohen Gönnern in mich gesetzte Vertrauen sein, welchem das Verdienst gebührt mir selbst unbekanntem Muth und vorher schlummernde Kräfte zu solcher Thätigkeit entwickelt zu haben.“ Da Krause in Königsberg am bedeutendsten als Prediger gewirkt hatte, und dem Minister daran lag ihn dort genügend zu ersetzen, so wollte er sich von der Leistung des Vaters nach dieser Beziehung persönlich überzeugen und ließ ihn auffordern in Berlin eine Predigt zu halten. Er ging deshalb in Begleitung der Mutter und des ältesten Sohnes, welche die Stadt noch nicht kannten, dorthin und predigte am 9. Mai dem Geburtstage der Mutter in der Nicolaikirche. Die durch den Anblick der prächtigen Hauptstadt erregte Vaterlandsliebe, welcher er auf der Kanzel lebendigen Ausdruck gab, hatte ihm zwar die Zuneigung eines Pfefferküchlers erworben, die er durch Ueberreichung eines Werkes seiner Kunst und eines Gedichtes bezeugte, aber als in dieser Zeit zu stark betont nicht den Beifall des Ministers und seiner Räthe gefunden. Doch waren sie in allen übrigen Beziehungen zufrieden, weshalb der Vorschlag seiner Berufung bei dem Könige und deren Genehmigung erfolgte. Auf den Wunsch des Vaters war sein Bruder Adolf von Joachimsthal nach Berlin gekommen, was ihm und den Seinigen die Freude des Aufenthaltes daselbst sehr erhöhte.

Als der Abgang nach Königsberg feststand, galt es mancherlei Vorbereitungen Entschließungen und Trennungen. Zuwörderst entschied sich, daß auch August dorthin mitgehen und nicht der früheren Absicht gemäß nach Halle zurückkehren sollte, weshalb er vorerst bei den Eltern in Cottbus blieb. Demnächst trat Otto Vater damals bei dem Stadtgericht in Dresden mit seiner Bewerbung um Sophie hervor, die er während ihres Aufenthaltes in Seifartshain näher kennen gelernt hatte. Nach mancher ernsten Erwägung und nicht ohne lange Sorge willigten Vater und Mutter in die Verlobung, und er kam dazu von Dresden, seine Mutter mit ihrer jüngsten Tochter Auguste von Seifartshain nach Cottbus. Ihren zweiten Sohn Otto hatten die Eltern seit seinem

Scheiden aus dem Vaterhause nicht wieder gesehen. Deshalb und um von den Verwandten der Mutter in Schlesien Abschied zu nehmen reisten sie mit den älteren Kindern über Muskau Rothenburg, wo genächtigt wurde, Lauban und Goldberg mit gemietetem Fuhrwerk von da mit entgegengesendeten Pferden nach Hohenliebenthal. Dorthin kam auch aus Krain bei Liegnitz die älteste Schwester der Mutter Ernestine mit ihrem zweiten Gatten Conrad Flach und ihrer Tochter Auguste. Die Brüder der Mutter suchten ihren Gästen die Tage des Aufenthaltes bei sich so angenehm als möglich zu machen und veranstalteten deshalb auch eine Lustfahrt nach Hirschberg Warmbrunn und Hermsdorf, von wo aus der Kynast bestiegen wurde, der sich wohl 800 Fuß steil über dem Thal erhebt. Die Mutter und ihre Kinder, welche aus dem Flachlande kamen und bis dahin noch kein Gebirge gesehen hatten, empfingen einen um so tieferen Eindruck von dem schönen Hirschberger Thal und den dasselbe einrahmenden Bergriesen, zwischen welchen der Klang einer Trompete und eines abgefeuerten Böllers vom Kynast das Echo hundertfältig wach rief. Die Trennung konnte nicht anders als sehr wehmüthig sein bei dem Gedanken an die weite Entfernung von Königsberg; denn diese ließ sich zu jener Zeit, in der es über Schlesien hinaus noch wenig Chaussees und nirgend eine Eisenbahn gab, nicht so leicht und schnell zurücklegen als funfzig Jahre später. Auch der Nefte Alexander, der nun sechs Jahr im Hause der Eltern treue und liebevolle Pflege genossen hatte, ging nicht mit nach Königsberg sondern kehrte für ein paar Jahre in das Haus seiner Mutter nach Spremberg zurück. Von dem letzten Besuche der hochverehrten innig geliebten Großeltern in Cottbus, der Kinder mit sämmtlichen Enkeln in Sommerfeld und dem tief erschütternden Abschied ist schon erzählt worden. 1) Unter den unvermeidlichen Zerstreungen und Gemüthsbewegungen war doch der Eifer des Vaters für seinen neuen Beruf vornehmlich an der Universität so lebhaft, daß er noch in dieser Zeit von Ende April bis Anfangs Juli ein System der christlichen Sittenlehre Behufs seiner Vorlesungen entwarf. Dagegen blieb der Mutter allein das Geschäft den vorhandenen

1) Oben S. 192. ff.

Hausrath zu sondern, was mitgenommen werden sollte einpacken zu lassen, wobei sie selbst in gewohnter Weise unermüdet mit Hand anlegte, das Uebrige während mehrerer Tage unter dem Beistand ihres ältesten Sohnes an den Meistbietenden zu verkaufen. Schon zeigte die Wohnung einen öden Anblick und enthielt nur noch, was auf der Reise nöthig und in Koffern und Bettfäcken mit fortzubringen war, neben einigen von Freunden geliehenen Sachen, als der Vater in der gedrängt vollen Kirche am 4. Juli des Nachmittags seine Abschiedspredigt hielt. Zum Texte hatte er Philipp. 4, 1. gewählt: „Also, meine lieben und gewünschten Brüder meine Freude und meine Krone, bestehet also in dem Herrn, ihr Lieben.“ An dieser Predigt können wir nicht flüchtig vorübergehen, denn in ihr überschaut er einen der schwersten und wichtigsten Abschnitte seines Lebens bis dahin vor Gott und vor der Gemeinde, die ihm befohlen und die Zeuge seines Wandels gewesen, mit tiefer Demuth mit inniger Liebe und mit freudigem Bekenntnisse seines Glaubens, welcher in dem Leben und in dem Tode Christi die Verkündigung und die Bürgschaft der Erlösung von dem Glende der Sünde und des Todes festhält.¹⁾ Er giebt den Grund seines Scheidens an: „Vor zehn Jahren kam ich zu Euch mit dem lebendigsten Eifer so unter Euch zu leben, daß Gottes Reich dadurch gefördert werde, und mit dem Wunsch und Vorsatz bis an den Tod in dieser Verbindung zu beharren. Ich will es nicht läugnen, daß mancherlei Ursachen diesen Wunsch und Vorsatz geändert haben; ich will es nicht läugnen, daß ich von vielfacher Sorge gedrückt und von peinlichen Hindernissen umgeben als Vater als Mann und als Lehrer einen für meine Zufriedenheit passenderen Wirkungskreis bei Menschen gesucht und von Gott erbeten habe. Gott hatte es anders als ich beschlossen! Er gab mir nicht, was ich wünschte, er gab mehr, als ich je wünschen je hoffen je von ihm bitten konnte; und ich traue seiner Gnade, nicht um mich noch schmerzlicher zu demüthigen hat er mich weit über meine Wünsche erhoben, vielmehr wird er Kraft geben zu dem neuen schweren Berufe, den er mir gezeigt hat. Ja mit gleich lebendigem Eifer doch mit ungleich höherer Sicherheit

1) Abschiedspredigt. S. 20.

als vor zehn Jahren zu Euch gehe ich dahin, wohin mich Gott und der Wille des Königs von nun an stellt; und ich kann nicht anders als den himmlischen Vater preisen, der, als ich es am wenigsten glaubte, mich aus dem langen Kampfe der Sorgen erlöset und zu neuem höherem Dienst in seinem Reich erkoren hat.“¹⁾ Bei einem Rückblick auf seine Vergangenheit sagt er: „Ich weiß nicht allein von Andern, ich weiß aus eigener Erfahrung, was es heißt von zeitlicher Sorge und Angst bedrückt sein. Ich habe gelernt Mangel tragen und um das Brod sorgen; ich kenne die Pein des Krankenlagers an mir selbst und an den Meinigen; ich habe einen Theil meines Vermögens durch nächtlichen Raub verloren;²⁾ der Blitz hat den schützenden Baum meines Hauses getroffen; hier in dieser Stadt hat die Flamme in furchtbarer Nähe mich bedroht;³⁾ mit Euch habe ich die Gefahren und Schrecken des Krieges empfunden, und meine eigne Person ist der Verhaftung und feindlichen Verurtheilung nahe gewesen.“⁴⁾ Aber er ist auch voll Dankes für die empfangenen Segnungen: „Wie oft hat in diesem Haus, an dieser Stätte meine Seele das Feuer des Glaubens durchglüht mein Herz sich in heiliger Begeisterung erhoben, daß ich reden konnte von der Herrlichkeit des Herrn, die sich mir aufthat! Wie oft hat mein zu Boden gedrücktes zagendes Gemüth hier den Trost des Wortes gefunden, das ich Andern mittheilte und auslegte, so daß ich stark in Gott und fröhlich in seinem Geiste zurückging in mein Haus, das ich schwach und traurig verlassen hatte!“ —⁵⁾ „O wie oft wie oft, meine Geliebten, hat die himmlische Macht der Wahrheit mich erhoben hat die Wonne heiliger Hoffnung mich durchglüht hat mein Auge und Herz sich kindlich betend gen Himmel zum Vater gewendet, wenn das weinende Auge und der innige Händedruck des Beichtenden mir sagten, er habe Trost empfangen, wenn der glänzende Blick des Zuhörers mir verkündete, ihm strahle Licht aus meiner Rede, wenn die Kindlein an meinem Munde hingen und tief schweigend mir bezeugten, es gehe ein neuer Morgen auf in ihren Seelen!“⁶⁾ Segnend will er

1) A. a. O. S. 5. f. 2) Oben S. 258. 3) S. 339. 4) Abschiedspredigt. S. 26. Oben S. 323. ff. 5) Abschiedspredigt S. 6. 6) S. 24.

schließen und von der Gemeinde scheiden, segnend im Danke für viel erfahrene Achtung Liebe und vertrauensvolle Zuwendung der Herzen zu ihm, segnend im Wunsche: „O meine geliebten Brüder, es giebt keinen höheren Segen als den: Bestehet also in dem Herrn! und ich weiß für mich selbst, ich weiß von Gott in dieser Stunde nichts Edleres zu erbitten, als eben das.“ — ¹⁾ „So lebe wohl, Haus des Herrn; sei stets voll seiner Herrlichkeit! Lebe wohl, Stätte heiliger Rede; ertöne stets von tiefgedachter und herzlich empfundener Wahrheit! Lebe wohl, Altar der Anbetung der Freude des Trostes; sei stets umringt von einer Menge, die Gott und Christum von Herzen lieben! Lebet wohl, meine Brüder meine Freude meine Krone; bestehet in dem Herrn. Amen!“ ²⁾ Unmittelbar nach der Predigt und an den drei folgenden Tagen war des Drängens der Abschiednehmenden fast kein Ende, und die Eltern fanden sich überrascht ja beschämt, denn die jetzt zu Tage tretende liebevolle Anhänglichkeit in allen Ständen der zahlreichen Gemeinde überstieg weit ihre Erwartung und erschwerte ihnen mehr, als sie selbst gedacht, die Trennung von Cottbus, welche am Donnerstag dem 8. Juli früh Morgens erfolgte. „Gehe aus deinem Vaterland und von deiner Freundschaft und aus deines Vaters Haus in ein Land, das ich dir zeigen will.“ ³⁾

1) Abschiedspredigt. S. 27. 2) A. a. O. S. 30. 3) 1. Moß. 12. 1.